

Alpenvereinsjahrbuch

**BERG 2015**

Zeitschrift Band 139





Alpenvereinsjahrbuch

# Berg 2015

Zeitschrift Band 139

Herausgeber  
Deutscher Alpenverein, München  
Oesterreichischer Alpenverein, Innsbruck  
Alpenverein Südtirol, Bozen

Redaktion  
Anette Köhler, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

# Inhalt



Editorial: Teil sein von etwas Größerem >> Anette Köhler .....	6
--	---

## BergWelten: Zillertaler Alpen

Im weitverzweigten Ursprungsland des Ziller >> Gudrun Steger .....	10
Ursprünglich schön. Wie präsentiert sich eine „authentische Berglandschaft“ im 21. Jahrhundert? >> Axel Klemmer .....	22
Der Hausmeister im Tal. Gerhard Hörhager im Porträt >> Gerhard Heidorn .....	28
Die Hütte als Schaustück: die Berliner Hütte >> Bernd Schröder .....	36
Zylindertalers hochalpine Zyklen. Erstbegehungen im neuen Millennium >> Darshano L. Rieser .....	38

## BergFokus:

### Auslandsbergfahrten – Expeditionen – Fernreisen

Die Brandung der Ferne. Kleine Annäherung an Geschichte und Theorie des Tourismus >> Horst Christoph .....	50
Aufbruch ins Unbekannte. Eine kleine Kulturgeschichte des Reisens >> Gaby Funk .....	54
Gipfel-Schätze. Die Entdeckung der Berge als Wirtschaftsfaktor >> Stephanie Geiger .....	68
„Buddy“ Buddhi Maya. Für ein unabhängiges Leben im Himalaya >> Vera Bedin .....	76
„Die Löwen des Tages“. Die Indien- und Hochasiensexpedition der Brüder Schlagintweit (1854–1857) >> Moritz von Brescius und Stephanie Kleidt .....	82
Das Matterhorn ist überall. Zur Geschichte des Expeditionsbergsteigens >> Ulrich Wörz .....	88

## BergSteigen

Alpinismus im Rampenlicht – Alpinismus im Zwielficht. Die Chronik 2013/2014 >> Max Bolland .....	102
Auf und nieder immer wieder. Highlead-Bergsteigen in Alaska >> Andi Dick .....	118
Die Könige der Anden: die besten Bergsteiger aus Huaraz >> Toni Freudig .....	124
„Keine Tour für Kommunikationssüchtige“: Gespräch über den Great Himalaya Trail >> Lene Wolny	132
Felsen-Heimat im Umbruch? Zukunftsdiskussion in Sachsen >> Andi Dick .....	140



## BergMenschen

Das Leben in Grün. Sieben Bergbauernhöfe am Ende eines kleinen Tiroler Tals >> *Malte Roeper* ..... **150**  
 „Wir zählen möglicherweise zu den erfolgreichsten erfolglosen Seilschaften der Welt“  
 Sandy Allan im Gespräch >> *Jochen Hemmleb* ..... **156**  
 Bergsteigen jenseits der Hochglanzmagazine. Barbara Hirschbichler und ihre Art,  
 im Karakorum unterwegs zu sein >> *Karin Steinbach Tarnutzer* ..... **162**  
 Kreativität am Berg. Ein Porträt des Künstlers und Alpinisten Andy Parkin >> *Jochen Hemmleb* ..... **168**  
 Julius von Payer. Der große Erschließer der Ortler-Alpen sowie von Adamello- und  
 Presanella-Gruppe >> *Frank Berger* ..... **174**

## BergWissen

alpenvereinaktiv.com. Tourenplanung im 21. Jahrhundert >> *Georg Rothwangl* ..... **184**  
 Blick vor in die Vergangenheit. 150 Jahre Alpenvereinskartographie >> *Karel Kriz* ..... **192**  
 Alpenkonvention XXL. EUSALP – die makroregionale Strategie für den Alpenraum >> *Axel Klemmer* .. **198**  
 Eisdrama am dritten Pol? Die Gletscherentwicklung in Hochasien >> *Martin Roos* ..... **204**  
 Reine Kopfsache. Wie sich Bewegung und Sport aufs Gehirn auswirken >> *Franziska Horn* ..... **212**

## BergKultur

Der Alpenverein im Gebirgskrieg >> *Martin Achrainner* ..... **222**  
 Skifahren für Gott, Kaiser und Vaterland. Josef Prochaska im Ersten Weltkrieg >> *Walter Klier* ..... **226**  
 Der Krieg als große Bühne. Die Kriegsberichterstatteerin Alice Schalek >> *Ingrid Runggaldier* ..... **232**  
 Der Gebirgskrieg und seine Musealisierung. Carl Müller und die Kriegssammlung des  
 Alpinen Museums in München >> *Martin Achrainner* ..... **238**  
 Die Ötscherregion in den Nördlichen Kalkalpen und die Niederösterreichische  
 Landesausstellung 2015 >> *Werner Bätzing* ..... **244**  
 Autorinnen und Autoren ..... **254**  
 Impressum ..... **256**

# Teil sein von etwas Größerem

Zur 139. Ausgabe des Alpenvereinsjahrbuches

>> **Anette Köhler**

Vor Kurzem las ich das Bonmot eines der erfolgreichsten und umstrittensten Unternehmer der Welt. Jeff Bezo, der Gründer und Präsident des Online-Handelsunternehmens Amazon, vergleicht darin „Holz“-, also auf Papier gedruckte Medien mit der Rolle von Pferden im Zeitalter des Motors: Man braucht sie nicht mehr zur Fortbewegung, hält sich aber trotzdem gern ein paar, wenn man sich das leisten kann. Der Alpenverein – und vor allem Sie, liebe Leserinnen und Leser – *leisten* sich also ein Jahrbuch. Ein Buch, so könnte man kalauern, das in die Jahre gekommen ist, ähnlich anderen „Holzmedien“, Chroniken etwa oder enzyklopädisch angelegten Werken. Na und? Der letzte greifbare „hölzerne“ Brockhaus zum Beispiel geht mittlerweile, übrigens auch bei Amazon, zu Höchstpreisen über den Ladentisch. Der wahre Luxus dieser BERG-Buchedition zeigt sich aber woanders: Jede einzelne Seite ist nichts und niemand anderem als Ihrem Interesse verpflichtet. Keinen Inserenten, keinen Sponsoren, weder Werbeträgern noch Quoten und Klicks. Die Autor/innen und Fotograf/innen dieses Buches sind unabhängig und unmittelbar auf Sie, die Leserschaft, bezogen. Das ist gut so, und so soll es bleiben. Damit wir bei der Thementauswahl und Gestaltung in Zukunft noch besser Ihr Interesse treffen, ist dieser Ausgabe ein kleiner, schnell und einfach zu beantwortender Fragebogen beigelegt. Bitte senden Sie ihn ausgefüllt an uns zurück oder nehmen Sie an der Online-Befragung der Alpenvereine teil. Wir freuen uns über jedes Feedback!

Das nebenstehende gedankliche Motto dieses Buches stammt vom britischen Maler Julian Cooper, der in seinen Bildern immer wieder um die Berge und ihre Textur kreist. Die Unwirtlichkeit des Gebirges und Nutzlosigkeit der Vertikalen bildet für ihn eine eigene ästhetische Kategorie, die durch nichts anderes zu ersetzen ist. Man muss selbst kein Künstler sein, um die Ästhetik der Berge ähnlich zu empfinden wie er. Aber schützen muss man sie vor dem Zugriff der Zweck-Optimierer und Alpen-Möblierer und diesen die Augen öffnen für diesen Wert des zweckfreien Raums. Man denke nur ganz aktuell an die vehemente Penetranz, mit

der die Erschließungspläne des Ruhegebiets Kalkkögel in Tirol vorangetrieben werden.

Wer die Ausstellung „Alpen unter Druck“ im Alpinen Museum in München besucht hat (sie läuft noch bis 15. Februar 2015), dem mag es dort ähnlich ergangen sein wie mir: Die schiere Menge der verschiedensten touristischen und energiewirtschaftlichen Erschließungsprojekte quer über den ganzen Alpenbogen will einen fast erschlagen. Da mag es für das eine oder andere Projekt regional durchaus verständliche Gründe geben, die enorme zerstörerische Kraft dieser Wirtschaftsweise offenbart sich erst im größeren Zusammenhang. Die umfangreiche Dokumentation der Ausstellung können Sie übrigens auch am Bildschirm auf der Kultur-Website des Deutschen Alpenvereins als ePaper durchblättern. Sehr zu empfehlen!

Höchst interessant ist in diesem Zusammenhang die vom Europäischen Rat beschlossene neue Makroregionale Strategie, die den Alpenraum schützen und seine nachhaltige wirtschaftliche Entwicklung fördern will (siehe Seite 198 ff.). Der Kulturgeograph und Alpenforscher Werner Bätzing beobachtet diese Entwicklung mit Skepsis: Die eigentliche Herausforderung sei es, einen Mittelweg zu finden zwischen der umweltzerstörerischen Intensivnutzung in den pulsierenden Wirtschaftszentren und der totalen Entwertung der Peripherie. In Niederösterreich versucht man dieser Problematik auf kreative Weise zu begegnen. Die landschaftlich und kulturgeschichtlich äußerst reizvolle, aber abgelegene Ötscherregion am östlichen Rand der Nördlichen Kalkalpen bildet Thema und Zentrum der Niederösterreichischen Landesausstellung 2015, die nicht als einmaliges kulturelles Ereignis konzipiert ist, sondern es sich zum Ziel gesetzt hat, die Region dauerhaft und graswurzelartig auf eigenem Boden wachsend aufzuwerten (siehe Seite 244 ff.).

Wenn wir schon beim Thema Ausstellungen sind, gleich noch ein Hinweis: Ab Mitte März 2015 wird das Alpine Museum in München den Indien- und Himalaya-Reisen (1854–1857) der Brüder Schlagintweit eine Ausstellung widmen, in

der viele Sammlerstücke, Aquarelle und Zeichnungen aus dem Nachlass erstmals zu sehen sein werden. Einen Vorgesmack auf dieses faszinierende Thema bietet der Beitrag „Die Löwen des Tages“ (siehe Seite 82). Kulturhistorisch gesehen bildet er den Ausgangspunkt zum Themenfeld „Auslandsbergfahrten – Expeditionen – Fernreisen“, das in dieser Ausgabe im Fokus steht. Für Generationen von Bergsteigern und Reisenden standen „Auslandsbergfahrten“ und Expeditionen (sogar bei Hermann Buhl noch, zumindest formal) im Dienst von Wissenschaft und Bildung. Es galt die weißen

det, als sie trennt“. Eine Erfahrung des Teilseins und Teilhabens, die Folgen haben kann. Barbara Hirschbichler zum Beispiel gründete die Himalaya-Karakorum-Hilfe (siehe Seite 162 ff.), der Alpenverein Südtirol unterstützt mit einem Patenschaftsprojekt ein Ausbildungsprojekt für Sherpakinder (siehe Seite 76) und letztendlich sind auch internationale Kooperationen, wie z. B. die Ausbildung von Bergführern in Südamerika (siehe Seite 124), Früchte dieser Erfahrung.

Beim Stichwort soziale Verantwortung sei ein kurzer Perspektivenwechsel erlaubt: Reisen wurde jahrhundertlang

Ich liebe **die Berge**,  
weil sie mich daran erinnern,  
dass ich Teil von etwas bin,  
das **wesentlich größer** ist  
und das gibt mir ein Gefühl  
von Freiheit und Glück.

---

*Julian Cooper*

Flecken der Weltkarte zu entdecken. Die grundlegende Paradoxie, sich das „Unberührte“ nur im Berühren und Betreten aneignen zu können, wurde eher als Anreiz denn als Dilemma empfunden.

„Die beste Bildung findet ein gescheiter Mensch auf Reisen“ hieß es seit Goethe, und Heerscharen von Reiselustigen und Bildungsbeflissenen taten's ihm nach. Moralisch stand das Reisen (weitgehend) außer Verdacht. Das hat sich gründlich geändert. Darf man überhaupt noch (fern-)reisen? Und wenn ja, wie, wie oft und wohin? Wer das Bild vom ökologischen Fußabdruck und globale soziale Verantwortung ernst nimmt und Reisen nicht nur last minute konsumiert, muss sich zwangsläufig diesen Fragen stellen – und auch verzichten. Wenn nur dieses verdammte Fernweh nicht wär. Aber muss denn gleich jede Reise Sünde sein?

Kürzlich las ich einen Reisebericht von einem jungen Paar, das als Hochzeitsreise ein Jahr lang um die halbe Welt radelte. Das Schönste an dieser nicht immer nur an schönen Eindrücken reichen Reise, so meinten die beiden, seien die Begegnungen und dieses bleibende Gefühl der Verbundenheit, „dass die Menschen auf diesem Globus mehr verbind-

bis ins 18. Jahrhundert hinein als Zumutung, als „Elend“ empfunden; nur wer gar nicht anders konnte, machte sich auf ins Ungewisse. So stammt unser Wort „Elend“ vom mittelhochdeutschen Begriff „ellende“ für fremd, verbannt, ausgewiesen ab. Das mag uns satte Mitteleuropäer daran erinnern, dass sich heute mehr als fünfzig Millionen Flüchtlinge weltweit unfreiwillig auf der „Reise“ befinden.

Doch zurück zu Erfreulicherem, zurück in die Alpen. Mit den Zillertaler Alpen steht eine großartige, hochalpine Bergwelt als Gebietsthema im Mittelpunkt. Mit über sieben Millionen Nächtigungen (weit mehr als die Hälfte davon im Winter) gehört der Schauplatz der legendären Piefke-Saga zu den touristischen Top-Destinationen (wovon nicht nur die allwochenendlichen Staus durchs Tal erzählen), umso erstaunlicher ist es, wie wild und groß und ursprünglich die Berge dort „drinnen“ im Naturpark sind. Der ist im Übrigen dem ausdauernden Engagement des Alpenvereins zu verdanken. Einige meiner besten Bergerlebnisse der letzten Jahre hatte ich dort. Lassen Sie sich mit den folgenden Beiträgen von ausgesprochenen Gebietskennern einladen, diese Bergwelt selbst zu entdecken. *Bon voyage!*



# BergWelten



Die **Zillertaler Alpen** (hier die Reichenspitzgruppe mit dem Wildgerlossee) faszinieren mit ihrer elementaren Wildheit und den vielfältigen Möglichkeiten, diese hochalpine Bergregion selbst zu erleben. Die folgenden Seiten führen Sie mitten hinein in das Herz dieser großartigen Bergwelt.

# Im weitverzweigten Ursprungsland des Ziller

Wandern und Bergsteigen im Hochgebirgs-Naturpark Zillertaler Alpen

>> **Gudrun Steger**



*Der Zillertaler Alpenhauptkamm bietet schier unerschöpfliche Möglichkeiten, mit der Bergnatur in Beziehung zu treten. Der rechtliche Schutzstatus des Naturparks stellt sicher, es ganz aus eigener Kraft zu tun, ohne aufwändige technische Infrastruktur. Man muss nur aufbrechen, zu Wanderungen, Hoch- oder Klettertouren – und es gibt fast keinen Winkel, über den es nicht eine Geschichte zu erzählen gäbe.*



Zum Pfingstwochenende 2014 stellt sich der Sommer ein, mit viel Sonnenschein, hohen Temperaturen und so gut wie keiner Gewitterneigung. Es ist bereits Juni, die längsten Tage des Jahres stehen an! Während aus den Staumeldungen im Radio die Ziele der Kurzurlauber geraten werden können, genießen wir es, gar nicht erst ankommen zu müssen. Wir sind schon da – in Mayrhofen im Zillertal, am Eingang zum Hochgebirgs-Naturpark „Zillertaler Alpen“, Ruhegebiet seit 1991.

### Mayrhofen im Zillertal

Im Talschluss des Zillertales überragen die Hausberge Ahornspitz (2973 m)<sup>1</sup>, Dristner (2767 m) und Grinberg (2867 m) das Dorf Mayrhofen (633 m) nach Süden in einem teils über 2100 Meter steil in die Höhe ragenden immergrünen Halbrund – da und dort bestückt mit einem Haus inmitten dunkler Nadelwälder.

Die östlich verlaufenden Talwände vom Holzenzer Berg bis zum Brandbergeck werden vom scheinbar unerreichbaren Berggasthaus Steinerkogel (1269 m) gekrönt, der zum Bergbauerndorf Brandberg hoch über dem Zillergrund gehört. Inmitten des geschlossenen Hochwaldes im Süden behauptet sich bescheiden der Wiesenhof (1058 m) und an schönen Tagen ist vom Ortszentrum auch die Edelhütte (2238 m) der DAV-Sektion Würzburg im Föllenbergkar an der Ahornspitze auszumachen. Vom östlichen Eck des Grinbergkares grüßt die Gamshütte (1921 m) der DAV-Sektion Otterfing ins Tal herunter. Nach Westen hin öffnet sich das Tuxer Tal und lässt über dem Nachbardorf Finkenberg doch noch den Sonnenschein nach Mayrhofen. Die anschließenden Talwände, die Aineten und darüber der Astegger Wald samt der Grubenwand, machen aber die mächtig aufragende Runde wieder komplett. Man möchte nicht meinen, dass dieser imposante Gebirgskranz erst den Anfang des ausgedehnten Zillertaler Hauptkammes markiert, dessen zentrale Gipfel der Reihe nach die 3000 Meter überragen und am Hochfeiler mit seiner klassischen Nordwand bei 3510 Metern ihren höchsten Punkt erreichen.

Die Nordkante des Grundschartners (3065 m, links der Bildmitte) zählt zu den klassischen und schönsten Granitgraten der Alpen. Die Unternehmung hat bis heute einen gewissen Ernst, da der Zustieg in Häusling im Zillergrund (1056 m) gestartet werden muss oder nach einer Nacht in bescheidenster Unterkunft in einem ehemaligen Stall auf der Bodenalm (1670 m).

© Horst Ender

---

<sup>1</sup> Schreibweise und Höhenangaben nach der Alpenvereinskarte 35/1 Zillertal West, 35/2 Zillertal Mitte und 35/3 Zillertal Ost

Am Ahornspitz (2973 m) begann 1840 das Bergsteigen im Zillertal durch den Salzburger Domherrn Peter Carl Thurwieser. Nach Norden (Bild) erstreckt sich das Zillertal, begleitet von den Tuxer Alpen (links) und den Kitzbüheler Alpen (rechts) und nach allen anderen Seiten die ganze Weite des Zillertaler Alpenhauptkammes mit den vielen Seitentälern und unzugänglichen Bergkämmen dazwischen.

© Bernd Ritschel

In Mayrhofen ist Endstation der Zillertalbahn, einer Schmalspurbahn, die seit den ersten Tagen des 20. Jahrhunderts Gästen eine überaus bequeme Anreise ermöglichte. Heute zählt die Region Mayrhofen-Hippach mit weit über zwei Millionen Nächtigungen zu den beliebtesten Feriendestinationen Österreichs. Wenn zu Weihnachten alle Gästebetten des Ortes gefüllt sind, wächst Mayrhofen zu einer kleinen Winterstadt mit rund 12.000 Bewohnern an. Der Großteil davon vergnügt sich dann im weitläufigen Skigebiet.

Die vier Ursprungsflüsse des Ziller treffen im Talkessel von Mayrhofen zusammen. Ziller, Zemm und Tuxbach überwinden die letzte Stufe ihres Hängetales in tief eingeschnittenen Klammern, und dazwischen stürzt der Stilluppbach als Wasserfall ein wenig versteckt in den flachen Talboden, der mehrere hundert Meter mächtig von eiszeitlichen Schottern ausgefüllt ist. Die vereinten vier Gletscher der letzten Eiszeit schafften es zusammen mit dem Eis des Gerlosbaches, der rund zehn Kilometer weiter nördlich bei Zell in den Ziller mündet, das Zillertal so tief wie das Inntal auszuschürfen. Die beiden Täler treffen bei Strass niveaugleich aufeinander, und der Ziller fließt gleichmäßig über 32 Kilometer von Mayrhofen bis zu seiner Mündung in den Inn nur kaum spürbare 100 Höhenmeter hinunter – durch eine Landschaft, die von den Reisenden und Bergsteigern des 18. und 19. Jahrhunderts durchwegs als besonders lieblich und reizvoll und in außergewöhnlichem Kontrast zu den abweisenden und eisbewehrten Bergen am Talschluss beschrieben wurde. Heute zählt das Zillertal zu den vergleichsweise dicht besiedelten Tälern Tirols im Sog eines intensiven Tourismus mit den bekannten großen Skigebieten, einzelnen größeren Industriebetrieben und der Nähe zu Zentren wie Innsbruck oder München. Den Kontrast dazu gibt es nach wie vor: die nicht minder bedeutsamen Ressourcen weitläufiger alpiner und hochalpiner Natur- und Kulturlandschaften.

### Das Bergbauerndorf Brandberg

Für unser langes Wochenende müssen wir auch gar nicht erst überlegen, welche Ausrüstungen einzupacken wären, oder wie und wo das Nötige für alle Eventualitäten transportiert werden könnte: im Keller ist vorhanden, was gebraucht wird.

Am Freitag nach Feierabend schnappen wir uns die Fahrräder und treten in den Zillergrund und weiter zum kleinen Wirtshaus „Alpenrose“ (1398 m) in der Föllenbergalm hinauf, um die Wirtin zu besuchen, die heuer erst die Hütte gepachtet hat. Es ist ihr Geburtstag, den sie auf der Alm verbringen kann. „Endlich angekommen!“ Hier verrichtet sie in der von den Abläufen der Natur vorgegebenen Zeit ihr Tagwerk, das von der Gesellschaft der Wirtshausgäste die nötige Würze erhält. Die „Alpenrose“ ist Ziel einer Mountainbike-Strecke, einer Kurzwanderung durch den Hochwald von Mayrhofen herauf und eine willkommene Pause am langen Weg zur Edelhütte, zur Ahornspitze oder auch zur Bergstation der Ahornbahn. Im Sommer fahren Touristen gern mit der Bahn auf den Berg, um dann talwärts zu wandern – da sind dann schon etliche dabei, die hier dankbar ihre Kräfte auffrischen!

Auch ich bin nach gut anderthalb Stunden froh darum, denn der Weg herauf ist zwar ausgezeichnet befestigt, aber über weite Strecken ziemlich steil. Dafür wird die gewohnt geglaubte Aussicht einmal mehr zu einem besonderen Genuss. Auf den steilen Wiesen des Bergbauerndorfes Brandberg (1090 m) am Sonnenhang gegenüber wurde mit der Heuernte begonnen. Ein in allen möglichen Grüntönen gemustertes Band mit den eingestreuten Höfen und Weilern auf der kaum merklichen Hangschulter zwischen dunklen Hochwäldern zeugt von dieser – ich weiß! – schweißtreibenden Arbeit.

Im 14. Jahrhundert erreichte man diesen witterungsgeschützten Platz hoch über dem Zillergrund nur von Zell aus. Die Höfe wurden durch Rodungen dem Wald abgetrotzt und als Schwai- gen angelegt, also mit Vieh ausgestattet, um dem Grundherrn in Salzburg Käse zu zinsen. Der rund 500 Jahre alte Hanserhof zählt seines Alters wegen zu den bedeutenden Baudenkmalern der Region, die ältesten Gebäudeteile werden der Gotik zugerechnet. Brandberg mit seinen rund 350 Einwohnern ist die einzige Siedlung im Zillergrund und es ist ein Bergbauerndorf geblieben. Auch die höher gelegenen, noch offen gehaltenen Bergmäher, die inzwischen weniger wegen des Heus als viel mehr für ihren außergewöhnlichen Artenreichtum an Gräsern, Kräutern und Blumen geschätzt und gepflegt werden, und das Kolmhaus





**Aufstieg von Mayrhofen über das Harpfnereck zum Dristner (2767 m). Wenn man von Norden ins Dorf kommt, sticht der lange Nordgrat sofort ins Auge. 2134 konditionsfordernde Höhenmeter müssen zwischen Mayrhofen und dem Gipfel überwunden werden.**

© Horst Ender

(1845 m) lassen sich in der klaren Abendluft gut ausmachen. Dort sitzen bestimmt die ersten Gäste des Jahres auf der Terrasse und genießen den Blick nach Süden, hinein in den Zillertal und den Tuxer Hauptkamm. Auf der anderen Seite, ganz außen, hart an der markanten Geländekante, thront der Berggasthof Steinerkogel über dem Zillertal und dahinter reihen sich, beim Rastkogel (2762 m) beginnend, die Gipfel der Tuxer Alpen, die das geradewegs nach Norden führende Zillertal im Westen begleiten. Im Osten stehen ihnen die Kitzbüheler Alpen gegenüber, die aber von hier nicht zu sehen sind.

### **Die Ahornspitze (2973 m)**

Am Pfingstmontag wollen wir wieder in diese Gegend, das Ziel ist die Ahornspitze. Da der Schnee noch bis auf den Hochleger auf etwa 2000 Meter herunterreicht, werden diesmal die Ski aus dem Keller geholt. Die Ahornbahn hat bereits ihren Sommerbetrieb aufgenommen und die Edelhütte ist geöffnet, obwohl sie noch von einer geschlos-

senen Schneedecke umgeben ist. So geht der Abschluss der Skitourensaison fließend in den Bergsommer über. In wenigen Wochen wird von Schnee weit und breit nichts mehr zu spüren sein!

Mich wundert es keineswegs, dass an diesem fast 3000 Meter hohen Hausberg Mayrhofens das Bergsteigen im Zillertal begann. Es war der 31. August 1840, als der aus Kramsach im Unterinntal stammende Salzburger Domherr Peter Carl Thurwieser mit einer kleinen Expedition diese Tour ausführte. Er ließ sich vom Hilfspriester Martin Seisl aus Mayrhofen begleiten, des Weiteren vom Brandberger Vikar Josef Weinold, dem Schullehrer Josef Thaler, dem Träger Vitus Kreidl und nicht zuletzt von dem barfuß gehenden Senner Vitus Eberharter als Führer. Für Peter Habeler ist der Ahornspitz der Mount Everest seiner Heimat. Wenn der Berg nach dem ersten Schnee im Herbst in einer aufgeklärten Luft anzuschauen ist, lässt sich dieser Gedanke gut nachvollziehen!

Ich muss an Ferdinand Löwl denken, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Geograph an

der Universität von Czernowitz. Oder besser: an die amüsanten, lebendigen Berichte seiner Touren und Erlebnisse, die er 1878 in einem Buch zusammenfasste: „Aus dem Zillerthaler Hochgebirge“. Er erzählte von Thurwieser und begab sich mit dem Schuster Maierl aus Mayrhofen als Führer auf dessen Spuren. Sie starteten am späten Nachmittag in Mayrhofen und nächtigten in einer Karhütte auf der höchstgelegenen, damals von Moränenschutt bedeckten Terrasse unterhalb des Gipfels. Für Löwl unerwartet, stießen sie am frühen Morgen auf einen kleinen Gletscher (oder auch ein altes Firnfeld: Löwl stellte diesbezüglich umfangreiche Überlegungen an, war sich letztlich aber nicht so sicher). Jedenfalls mussten sie den Firn ganz ohne Hilfsmittel wie Ski (die kannten Löwl und Maierl höchstens vom Hörensagen) oder Steigeisen (die hatten sie zurückgelassen!) mühevoll überwinden. Am Gipfel widmete Löwl sich dann ausführlich dem Rundblick, dessen akribischer Beschreibung er sechs Buchseiten widmete. Heute werden Bilder in hoher Qualität gedruckt, zu seiner Zeit musste die Sprache erst das Bild im Kopf des Lesers erzeugen.

### Über sieben Schneiden und durch sieben Kare

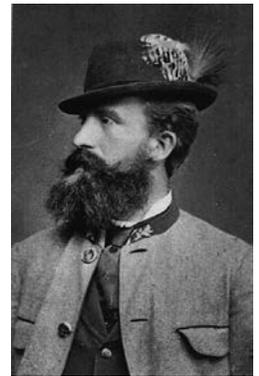
Ferdinand Löwl malte sich in seinen kühnsten Träumen sicher nicht aus, dass der lange Weg auf den Mayrhofner Hausberg einmal dank technischer Leistungen drastisch abgekürzt würde, wie das heute durch die Ahornbahn geschieht. Er suchte noch auf Steigen und Spuren der Senner und weiter oben weglos mit Hilfe eines ortskundigen Führers sein Ziel. Erst gut zehn Jahre später gab es einen Weg und eine Touristenunterkunft – der Alpenverein (DuOeAV) hatte ausgehend vom Zemmgrund mit der Erschließung des Zillertaler Alpenhauptkammes begonnen. Im Föllenbergkar eröffnete die Sektion Würzburg 1889 eine Hütte, die den Namen ihres Gründers trägt: Carl von Edel, Juraprofessor an der Würzburger Universität. Es folgten ein bequemer Reitsteig zur Hütte und später sogar ein Steig auf die Ahornspitze.

Als die Kasseler Hütte (2178 m) am Fuß des Eulergrates (Hintere Stangenspitze, 3225 m) am Talchluss des Stillupgrundes gebaut war (1927), wurde die Verbindung der beiden Hütten zum Thema. Der Weg würde zwar ziemlich lang und

schwierig werden, böte aber herrliche Ausblicke auf den wild zerklüfteten Floitenkamm zwischen Dristner und Großem Löffler (3379 m) und einen Zugang zu den ebenso entlegenen Gipfeln am Stilluppkamm zwischen Ahornspitz und Wollbachspitz (3209 m). Es sollten jedoch noch mehr als fünfzig Jahre ins Land gehen, ehe der Sieben-Schneiden-Steig 1978/79 angelegt war. Die Betreiber erhielten massive Unterstützung der Sektion Aschaffenburg des DAV, die nach seiner Eröffnung den schlussendlich ausgezeichnet markierten und gesicherten Weg ganz in ihre Betreuung übernahm und das Werk um eine Notunterkunft auf halbem Weg im Weißkarjöchel ergänzte, die seit dem Sommer 2010 in neuem Glanz erstrahlt.

An eine Begehung des Aschaffener Höhenweges (so heißt er jetzt) ist derzeit für uns nicht zu denken, aber der Sommer steht ja noch bevor! Ausgehend vom Stillupgrund statteten wir der Kasseler Hütte vor zwei Wochen schon einen Besuch ab. Da ist man bereits mitten im Naturpark und kann bestenfalls den Rucksack der Materialeilbahn anvertrauen. Vorderer (3127 m) und Hinterer Stangenspitz (3225 m), Wollbachspitz oder auch Keilbachspitze (3039 m) sind großartige Ziele. Nur der majestätische Große Löffler zeigt dem Stillupgrund eine wunderschöne, aber abweisende Seite. Der Wirt öffnet jedes Frühjahr die Hütte ein paar Tage für Skitourengeher, während er schon erste Vorbereitungen für den Sommer trifft.

Die Kasseler Hütte wurde erst nach dem Ersten Weltkrieg erbaut, als Südtirol Italien zugefallen war. Die Sektion Kassel des DuOeAV besaß schon längst eine Hütte in Südtirol. Gar nicht weit vom Zillertaler Hauptkamm entfernt hatte sie 1893 von der Sektion Sand in Taufers die Rieserfernerhütte übernommen und neu gebaut. Die Hütte lag dann im Kriegsgebiet und wurde wie die anderen in Südtirol gelegenen Hütten des DuOeAV enteignet und seit 1921 als Rifugio Roma des CAI (Club Alpino Italiano), später als Hochgallhütte weitergeführt – und die Sektion Kassel suchte sich einen neuen Platz für ihre „alpine Heimat“. In den vergangenen Jahren aktivierten die Kasseler den Weg über das Keilbachjoch (2833 m) nach Süden, um mit den neuen Besitzern und Nutzern ihrer alten Hütte eine freundschaftliche Verbindung aufrechtzuerhalten.



Ferdinand Löwl, Erster Schriftführer (oben), und Johann Stüdl, Obmann (unten) der Sektion Prag des DuOeAV, befanden Ende der 1870er-Jahre das Zillertal als alpin-touristisch auffällig vernachlässigt. Sie leiteten umgehend den Bau der Olpererhütte in die Wege (1881 eröffnet) und fertigten einen umfassenden Bergführertarif für Ginzling-Dornau-berg aus.

© Archiv der Chronik Mayrhofen (oben), Alpenverein-Museum, Innsbruck (unten)



Der berühmte Mineraliensammler und Bergführer Georg Samer, „Steinklauber Joseler“ (1828–1912). Der Große Greiner (oben, links des Hauptkammes mit Großem Möseler und Hochfeiler) galt als Mineralienkabinett Tirols.

© Horst Ender (oben),  
iStock.com (Mitte),  
Archiv der Ortsvorstehung  
Ginzling (unten)



## Das Bergsteigerdorf Ginzling und das Pfitscher Joch

Unser nächstes Ziel liegt aber im Zemmgrund, der Wiege und vielleicht immer noch dem Herz des Bergsteigens am Zillertaler Alpenhauptkamm. Ferdinand Löwl holte mit seinem Buch auch diesen entlegenen Winkel der Zentralalpen an einer alten Verwaltungsgrenze ins Zentrum des Interesses seiner Zeit. Das „geteilt“ gebliebene Dörfchen Ginzling-Dornauberg (999 m) zwischen den Tiroler Gemeinden Mayrhofen und Finkenberg, zwischen den Diözesen Salzburg und Innsbruck und hart an der Grenze zur Gemeinde Pfitsch in Südtirol (Italien), erlebte seither eine wechselvolle Geschichte, die sich im Lichte unterschiedlichster Zeiten um nichts weiter drehte als um die grandiose Hochgebirgslandschaft rundum. Ginzling war und ist das Bergsteigerdorf im Zillertal, am Weg zwischen Mayrhofen und Sterzing gelegen.

Die Rolle des Pfitscher Joches als zentralalpiner Verbindungsweg wurde in einem kürzlich abgeschlossenen Interreg-Projekt gründlich erforscht und in einer Ausstellung auf der Lavitzalm in der Nähe des Joches präsentiert. Aus der Steinzeit wurden außergewöhnliche Bergkristall-Werkzeu-

ge und allerlei Funde des alltäglichen Lebens getätigt; im frühen Mittelalter fand und verarbeitete man Speckstein, Edelsteine – Granaten – wurden zeitweilig in einem Bergbau abgebaut und im 16. Jahrhundert gab es eine Anlage zum Rösten von Pyrit, um Schwefel zur Herstellung von Schießpulver zu gewinnen; zu allen Zeiten waren auch die Bauern mit ihrem Vieh auf den Almen. Später kamen Reisende und Bergsteiger, die hochalpine Unterkünfte und Wege errichteten und auch den alten Handelsweg verbesserten. Man kann somit sagen, dass Menschen das Pfitscher Joch und die Talschaften beiderseits „seit jeher“ nützen und durchwandern. Unter ihnen auch der Tiroler Bauernführer und Sozialrebell des 16. Jahrhunderts, Michael Gaismair, auf seinem Weg nach Salzburg, oder am Beginn des 20. Jahrhunderts der Schriftsteller D. H. Lawrence, der die großartigen Eindrücke seiner Wanderungen in seine Romane einfließen ließ. Bis ins 19. Jahrhundert wurde der Weg von Kraxenträgern gewählt, die sich die Zollgebühren an der Brennerstraße ersparen wollten, und seit die Grenze zu Italien am Alpenhauptkamm gezogen wurde, verkehrten hier wie in den übrigen Seitentälern Schmuggler aus eben die-



sem Grunde. Nicht zuletzt dank des Naturparks wurde über das Pfitscher Joch nie eine Straße gebaut. Stattdessen verläuft heute der rote Weg der Via Alpina über das Joch, eine Weitwanderoute als Bindeglied alpiner Kulturen und Naturlandschaften aller acht Alpenstaaten.

Ferdinand Löwl steckte mit seiner Begeisterung für die Familie Fankhauser in Rosshag im Zemmgrund den Vorsitzenden seiner eigenen Alpenvereinssektion an: Johann Stüdl aus Prag. Der sorgte dafür, dass sich Rosshag im ausgehenden 19. Jahrhundert zum Zentrum für Alpinisten aus aller Herren Länder entwickelte. Ginzling wurde zum Bergsteigerdorf, hier liegt eine Wurzel der

Idee für die aktuelle Initiative „Bergsteigerdörfer“ des OeAV, der eine Reihe von Ortschaften angehören, die Tourismuspioniere ihrer Regionen sind, sich aber die ausgewogene Atmosphäre zwischen Touristen, heimischer Bevölkerung und ihrer umgebenden Bergnatur bis heute bewahren konnten. Ginzling wurde, ausgehend von Breitlahner, zur ersten Adresse für den Klettersport, es beherbergt das Naturparkhaus und ist Talort für sechs (!) Alpenvereinsgehütten und mindestens ebenso viele private Hütten. Am Berliner Höhenweg zwischen Edelhütte und Gamshütte kann in bis zu sieben Tagesetappen die weite zentralalpine Gletscherlandschaft durchstreift werden – und das ist nur

**Auf dem Berliner Höhenweg steht man am Abfluss des Wesentelsees, unweit des Friesenbergshauses, den Massiven von Großem Greiner (3201 m) und Hochfeiler (3510 m), dem höchsten Gipfel der Zillertaler Alpen, gegenüber.**

© Horst Ender

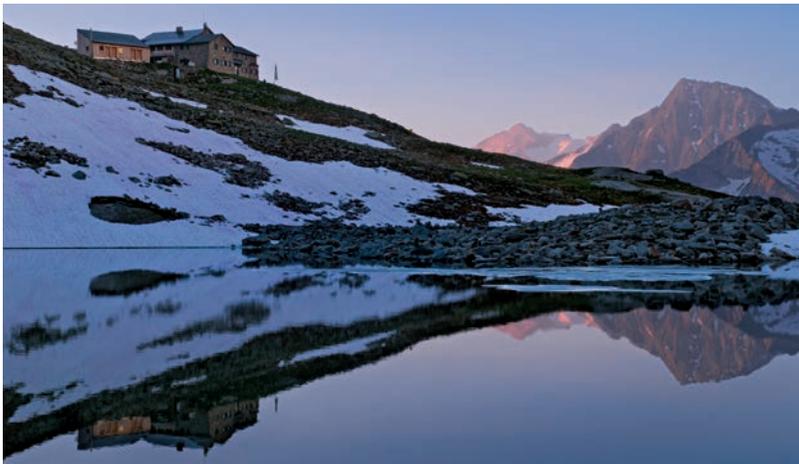


**Links: Ginzling-Dornau-Berg. Dieses Bild bot sich den ersten Forschern und Bergsteigern, die hierherkamen.**

© Archiv des DAV, München

**Rosshag im Zemmgrund wurde zur ersten Adresse der Bergsteiger. 1901 erhielt es das erste Elektrizitätswerk des Zillertales.**

© Archiv der Ortsvorsteherung Ginzling



Das Friesenberghaus (2498 m) der Sektion Berlin des DAV und die Olpererhütte (2380 m, unten) der Sektion Neumarkt i. d. O. des DAV liegen am Berliner Höhenweg, eine kurze Etappe voneinander entfernt.

© Horst Ender

der westliche Teil des 379 m<sup>2</sup> großen Hochgebirgs-Naturparks Zillertaler Alpen.

Wir wandern bepackt mit Doppelseil und der notwendigen Schlosserei von Breitlahner in den Zemmgrund, vorbei an der Klausenalm und der Schwemmalm, lassen dann aber den „Schinder“ hinauf zur Grawandhütte aus und wechseln auf die andere Talseite. An den Schrezerwänden am Fuß des Greiner-Massivs hat Uwe Eder 2013 die Tour „Juwel der Freundschaft“ in Erinnerung an die beiden in den Bergen verunglückten Mitterer-Brüder Hannes und Günter eingebohrt. Der Zustieg, weglos über teils offene, teils längst schon bewachsene Geröllhalden am Wandfuß, ist steil und mühsam, mit seinen 150 Höhenmetern dafür recht kurz. Die Plagerei ist angesichts der bevorstehenden herrlichen elf Seillängen Kletterei im vierten und fünften Schwierigkeitsgrad (eine Seillänge A0) sowieso gleich vergessen.

Zur Berliner Hütte hinauf kommen wir heute nicht mehr, aber das Schmelzwasser in unserer Tour zeigt einmal mehr, dass der Sommer gerade erst beginnt. Die Berliner Hütte ist die älteste und nach vielen Ausbaustufen noch vor dem Ersten Weltkrieg auch die größte Hütte im Zillertal, die noch immer ein wenig die großbürgerliche Noblesse des ausgehenden 19. Jahrhunderts vor sich her trägt und dafür zum Baudenkmal wurde. Sie ist nicht nur Bergsteigerunterkunft, sondern auch Standort für naturwissenschaftliche Forschungen. Wegen der Besonderheit der Gletschervorfelder von Schwarzenstein-, Horn- und Waxeggkees (sehr alte Moränenteile wurden von jüngeren Gletschervorstößen – 1850, 1920 – nicht berührt) finden seit 1913 immer wieder Universitätskurse auf der Hütte statt. Inzwischen fand man hier (wie am Pfitscher Joch) wissenschaftliche Nachweise für die Anwesenheit von Menschen seit der Steinzeit!

Bis zum Zweiten Weltkrieg besaßen verschiedene Alpenvereinssektionen in Berlin fünf Schutzhütten rund um Ginzling: die Berliner Hütte, das Furtschaglhaus, die Olpererhütte, das Friesenberghaus und die Gamshütte. Nach dem Krieg gab es nur mehr eine Sektion Berlin, die sich des Erbes annahm und mit der Zeit einige Hütten verkaufte. Das Friesenberghaus ist mit der leidvollen Geschichte jüdischer Bergsteiger in Berlin und Wien verbunden, die schon vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten aus dem Alpenverein verdrängt wurden. Die Berliner Besitzer erinnerten schon bald an die Opfer dieses wenig ruhmvollen Kapitels ihrer Geschichte und erklärten das Friesenberghaus 2003 zur internationalen Begegnungsstätte gegen Intoleranz und Hass.

Auf den Hütten ist es noch ruhig, denn die Übergänge müssen erst schneefrei werden. Die berühmten Gipfel hingegen – Großer Möseler (3480 m), Turnerkamp (3420 m), Berliner Spitz (3254 m), Hornspitzen, Schwarzenstein (3363 m) und Großer Mörchner (3285 m), um nur einige zu nennen – könnten jetzt noch mit Skiern bequemer erreicht werden als später im Jahr über die stark zurückweichenden Gletscher. Das „Firndreieck“ am Großen Möseler über dem Waxeggkees verliert inzwischen den Sommer über ohnehin seine klassische Ausprägung. Auf den Hütten wird gerade für den Sommer gerüstet.



## Das Zillertal und sein Wasser

Die langen warmen Abende des Wochenendes verbringen wir schließlich beim Bootshaus des Mayrhofer Kajakclubs gleich gegenüber der Einmündung des Tuxbaches in die Zemm. Dort lagern Boote und Paddel, alles Übrige holen wir aus unserem Keller. Während ich die von den Kletterpatschen gequetschten Zehen dankbar im türkisgrünen Wasser kühle, zwängen sich die jungen Wassersportler bereits erlebnishungrig in ihre Neoprenanzüge und schaffen die Kajaks zum Kraftwerk Bösdornau, wo die Einstiegsstelle für die Schluchtstrecke an der Zemm (WW 3) liegt, ihrem üblichen Trainingsterrain. Gleich an der ersten Walze wird mit der Kraft des Wassers in den kippeligen Booten gespielt, es wird gefährt und gerollt, verschiedene Tricks werden ausprobiert. Dann geht's hinaus durch die Klamm, mit Pausen an den Kehrwassern, wo die mentalen und physi-

schen Kräfte vor allem für die Passage von „Stuanach“ gesammelt werden, damit der Boof an der rechten Stelle gelingt. Dabei stößt sich der Paddler an einer Kante kräftig ab, um über das Hindernis regelrecht drüberzufliegen. Entlang der Reste eines Fußweges durch die Klamm oder von der malerischen alten Hochstegenbrücke mit ihrem Schindeldach können Zuschauer die Paddler bei den Manövern gut beobachten.

Dank des seit fast hundert Jahren bestehenden Kraftwerkes Bösdornau kann die Zemmschlucht von den Wassersportlern überhaupt befahren werden, denn ein großer Teil des Wassers aus dem Tuxbach wird über die Turbinen des Kraftwerkes in die Zemm geleitet, die selber wegen mehrerer Ableitungen zu den Stauseen viel zu wenig Wasser dafür durch die Klamm führt.

Der Wasserreichtum des Zillertales wird seit rund hundert Jahren zur Erzeugung von elektri-

Im Schwarzsee oberhalb der Berliner Hütte spiegeln sich (von links nach rechts) Turnerkamp (3420 m) und Hornkees, dazwischen der Rossrugg, dann der Große Möseler (3480 m) mit dem berühmten Firndreieck und das Waxeggkees.

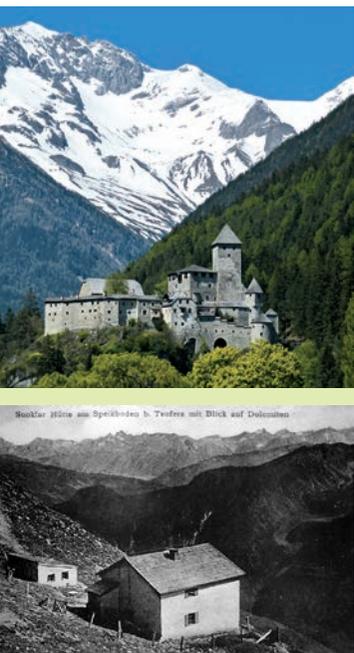
© Horst Ender



Die wildromantische Zemmschlucht. Durch das Kraftwerk Bösdornau führt sie ausreichend Wasser für den Kajaksport, das zuvor über seine Turbinen geleitet wurde. Ansonsten führt die Zemm nur mehr wenig Wasser, denn das allermeiste wurde hinter der Schlegeissperre zurückgehalten und später in unterirdische Rohre geleitet, um damit Strom zu erzeugen.

schem Strom genutzt. Die ersten Kraftwerke wurden dort errichtet, wo die noblen Herrschaften abstiegen: tief in den Bergen in Rosshag bei Ginzling und auf der Berliner Hütte. Seit den 1920er-Jahren gibt es Ausbaupläne zur Stromerzeugung und seit den 1960er-Jahren wurden umfassende Investitionen getätigt. Große Talsperren am Durlassboden (Gerlos), im Zillergründl, im Stillupptal und in Schlegeis (Zemmgrund), unterirdische Rohre für Bachüberleitungen und mehrere Kraft-

werke der Verbund-Austrian Hydro Power AG liefern teuren Spitzenstrom. Der Ziller und seine Seitentäler samt dem Gerlostal gehören somit zu den vom Menschen bestens technisch genutzten und beeinflussten Flusssystemen der Alpen – und es gibt aktuell weitere Ausbaupläne. Der Tuxbach soll statt durch das alte Kraftwerk Bösdornau in einem Rohr in den Speicher Stillupp abgeleitet werden, wo mit dem Wasser der viel einträglichere Spitzenstrom erzeugt werden kann. Die Schwall-



## Die Sonnenseite der Zillertaler Alpen

Mit langen, teils unwirtlichen Gebirgseinschnitten, den „Gründen“, zeigen sich die Zillertaler von Norden. Ganz anders die Südseite: Hier reichen grüne Täler bis an den Fuß der Berge heran und die Besiedelung bis knapp unter das Eis. Der Zillertaler Hauptkamm bildet mit dem Abschnitt Birnlücke – Hoher Weißzint die Nordgrenze des Tauerfer Ahrntales, der sich nach Westen mit dem Hochfeilerkamm fortsetzt. Charakteristisch ist die geringe Höhendifferenz zwischen Gipfeln und Scharten. Vom Hochfeiler bis zum Großen Löffler fällt der Zillertaler Hauptkamm nicht unter 3000 Meter und bildet ein geschlossenes Bollwerk. Auf der Südseite gibt es kaum große Wandanstiege, dafür aber eine Vielzahl schöner und schwieriger Grate. Alpinistisch von Bedeutung sind die Erstbesteigungen von: Hochfeiler (3510 m) durch Grohmann, Samer und Fuchs über den Südwestrücken im Jahr 1865, Hoher Weißzint (3371 m) durch E. Graf Künigl über die Südflanke 1871, Gr. Mösel-

(3478 m) durch Tuckett, Freshfield, Fox, Devouassoud und Michel als Überschreitung von Süd nach Nord-west 1865, Turnerkamp (3418 m) durch J. Kirchler 1860, Schwarzenstein (Abb. links mit Burg Taufers) anlässlich der Landesaufnahme durch Langner 1852 sowie Großer Löffler über den Südgrat durch Kirchler und Weigelin 1874.

Mit der Gründung der Alpenvereinssektion Sand in Taufers 1873 im DuÖAV durch den Tauerfer Arzt Dr. Josef Daimer entstanden Wege, Hütten und das Bergführerwesen im Tauerfer Ahrntal. 1876 wurde die Sonklarhütte (2420 m) am Speikboden eröffnet (Abb. links). Sie war die älteste Schutzhütte in den Zillertaler Alpen, leider wurde sie während des Ersten Weltkriegs zerstört und nicht mehr aufgebaut. Seit dem Ende des Kriegs und dem Vertrag von St. Germain 1919 verläuft über die Linie des Zillertaler Hauptkammes die Grenze zwischen Österreich und Italien.

*Ingrid Beikircher, AVS*



energie des Ziller könnte zur weiteren Stromerzeugung am Ausgang des Zillertales bei Strass oder Rotholz herangezogen werden. Ohne den derzeitigen Schwallbetrieb könnte im Ziller wieder Flussleben aufkommen – wenn denn genug Wasser in seinem Bett bleibt, um zumindest von einem Bach sprechen zu können. Bei genauerem Hinsehen bliebe jedenfalls in der Zemmklamm nicht mehr genug Wasser für den Sport und im gesamten Verlauf des Flusses bis hinaus zu seiner Mündung in Strass würde vom stolzen Ziller nicht mehr viel zu spüren sein.

Solche Gedanken wollen wir heute aber nicht mehr zulassen. Wir haben den Grillofen beim Bootshaus angeheizt und spinnen in den lauen Abend Pläne für den Sommer oder tauschen Erinnerungen aus. Dabei fällt uns auf, dass es schon zwanzig Jahre her sein muss, dass das Sportklettern in ähnlich familiärer Atmosphäre in Breitlahner und Rosshag gelebt wurde. Inzwischen sind die Klettergärten und die Klettersteige zu regelrechten Publikumsmagneten geworden. Seitens des Naturparks und der Sektion Zillertal des OeAV wurde ein Konzept ausgearbeitet, um die Besucher in geregelte Bahnen zu lenken. Auch die Hüttenwanderungen erfreuen sich reger Nachfrage, allen voran die Wanderungen oder „Trekkingtouren“ von Hütte zu Hütte wie z. B. am Berliner Höhenweg, an der Dreiländerrunde, die im Osten des Naturparks die Plauener Hütte mit Hütten in den angrenzenden Großschutzgebieten (Natio-

nalpark Hohe Tauern und Naturpark Rieserferner Ahrn) verbindet, oder an der Peter-Habeler-Runde zwischen Zillertal, Tuxer Tal und Valsler Tal ganz im Westen. Dazu kommen die Radsportler, Mountainbiker und Tourenfahrer, die auf ihrem Weg von Bayern nach Südtirol am Pfitscher Joch die Zentralalpen queren und nicht selten in Breitlahner, auf der Dominikushütte am Schlegeis oder beim Pfitscherjochhaus übernachten.

Vor zwanzig Jahren wollten nicht alle in Ginzling so recht daran glauben, dass ein Naturpark als Zugpferd für den Tourismus tauglich wäre – für einen Tourismus allerdings, der ohne große technische Eingriffe in die Natur auskommt, der dem Menschen die Freiheit lässt, sich auf seine ureigensten Kräfte zu verlassen, der Begegnungen Raum gibt, der dem Bedürfnis der Natur nach großen, vom Menschen weitgehend unberührten Landschaften gerecht wird.

## Literatur und Weblinks

Horst Ender/Gudrun Steger: Zillertal, Innsbruck 2013.

Gudrun Steger: Alpingeschichte kurz und bündig. Ginzling im Zillertal, OeAV, Innsbruck 2010.

Walter Klier: Alpenvereinsführer Zillertaler Alpen, 12. Auflage, München 2012.

Ferdinand Löwl: Aus dem Zillerthaler Hochgebirge, Gera 1879.

[www.naturpark-zillertal.at](http://www.naturpark-zillertal.at); [www.bergsteigerdoerfer.at](http://www.bergsteigerdoerfer.at)

Durch die verbliebenen „Gumpen“ an der Zemm sind Canyoning-Sportler unterwegs. Inzwischen gibt es weitere Ausbaupläne der Verbund-Austrian Hydro Power AG. Es bleibt zu hoffen, dass es gelingt, die Planungen so zu gestalten, dass in allen Bachläufen ausreichend Wasser bleibt, um noch von Bächen im gefühlten wie im ökologischen Sinn sprechen zu können.

*alle Bilder © Horst Ender*

# Ursprünglich schön

In den Bergen steigt der Lebensstandard.  
Wie der Lebensraum aussieht, ist egal.

>> **Axel Klemmer (Text und Bilder)**

*Wie präsentiert sich die „authentische“ Berglandschaft im 21. Jahrhundert? So wie im Zillertal, wo die Berge nicht mehr in den Himmel wachsen, aber immerhin noch über die Dächer. Eindrücke von einem Spaziergang zwischen Gewerbe- und Naturpark.*



Fragt ein deutscher Skiurlauber auf der Website Wohnmobilforum.de nach der besten und billigsten Möglichkeit, am 23. Dezember nach Mayrhofen zu kommen. Kriegt er folgende Antwort: „Abfahrt von der AB Kufstein Süd (wird toleriert und nicht überprüft). Dann auf der Bundesstr. parallel zur AB über Wörgl, über Kundl, Rattenberg nach Strass/Zillertal. Für dieses Datum sind in das Zillertal bereits bis zu 30 Kilometer Stau vorausgesagt. In Strass durchs Dorf fahren und nicht in den Brettfalltunnel (Stau etwas umgehen) und dann ins Zillertal. Je später du auf die Bundesstraße fährst umso besser. Wünsche gute Nerven und eine gute Fahrt.“

Abgesehen davon, dass der mautbefreite bzw. nicht kontrollierte Autobahnabschnitt zwischen Kiefersfelden und Kufstein-Süd seit Dezember 2013 endgültig Geschichte ist, könnte dieser Rat immer noch gelten. Der Brettfalltunnel ist das Tor zum Zillertal. 1,3 Kilometer misst die Röhre am Beginn der B 169, der Zillertalstraße. Bald nachdem der Tunnel 1995 eröffnet worden war, galt er schon als einer der gefährlichsten in Österreich. Zwölf Jahre später wurde sicherheitstechnisch nachgerüstet. 150 Meter unter der Wallfahrtskirche Maria Brettfall mit ihrer ehemaligen Einsiedelei – heute ein geselliger Ort zum Biertrinken und Speckessen – rollt und staut der Verkehr jetzt planmäßig, nicht selten auch in Blockabfertigung. Im Jahr 2011 registrierte die automatische Zählstelle an 43 Tagen eine Frequenz von mehr als 20.000 Kraftfahrzeugen. Am 16. Februar 2013 rauschten 27.500 Fahrzeuge durch den Tunnel.

Was wollen die Leute auf der anderen Seite? Sie wollen Ski fahren, wandern und bergsteigen. Aber klären wir zuerst ein Missverständnis. Wenn Bergsteiger sagen, sie fahren ins Zillertal, dann meinen sie, sie fahren in die Zillertaler Alpen. In den Naturpark. Weil dieser Naturpark aber erst ganz hinten im Tal beginnt, legen sie den Weg dorthin so schnell wie möglich zurück. Und übersehen dabei, dass in dem Tal nicht nur Hüttenwirte, Bergführer, Skilehrer und Viehhirten leben, sondern Angestellte und Schuldner, Hausbauer, Konsumenten, Vermögensverwalter und Pendler: Menschen, die alles haben, was sie selbst besitzen, und vielleicht sogar noch etwas mehr. Rund 35.000 Einwohner verzeichnet die Statistik. Sind alle Gästebetten zur Hauptsaison belegt, kom-

men 50.000 Menschen dazu. An Wochenenden, immer öfter aber auch unter der Woche, bei gutem Schnee zum Beispiel, rücken zusätzlich die Tagesgäste an, zu Zigtausenden. Was macht das mit der Landschaft?

Von Strass, dem ersten Ort im Tal, hinaus auf die Wiesen. Ein Dröhnen liegt in der Luft. Es steigt auf von der Inntalautobahn und von der B 169, es hängt als Glocke über der Landschaft und es geht nicht weg. Neben den Fahrzeugkolonnen rollen die roten Züge der Zillertalbahn. Sie sind im Berufsverkehr besser gefüllt als die Autos, aber das umweltfreundliche Aushängeschild der Zillertaler Verkehrsbetriebe AG hat tiefe Kratzer. Davon später mehr.

---

Die alte Zeit war nicht besser als die neue. Die neue Zeit ist nicht besser als die alte. **Man muss wählen**, nach bestem Wissen und Gewissen, **wie gut man leben will**. Aber wie ist es möglich, dass so viel Geld, so viel Wohlstand, zu einer hässlicheren Landschaft, einer schlechteren Architektur geführt haben?

*Tomas Espedal, Gehen*

---

Eurostat listet Tirol in der Liste der reichsten Regionen Europas ganz weit oben. So sieht es hier aus. Rund 11.400 Gebäude standen 2012 im Tal, mehr als doppelt so viele wie vierzig Jahre vorher. Und was für Gebäude das sind. Fast jedes zehnte ist schon mal ein „Hotel oder ähnliches Gebäude“, wie das in der Statistik heißt. Typisch sind daneben die ubiquitären Einkaufs- und Gewerbehallen mit den Parkflächen davor. Beide werden immer größer, ebenso wie die Wohnhäuser. Die Haushalte werden kleiner. Schon von 1961 bis 2001 war die durchschnittliche Haushaltsgröße im Tal von 4,4 Personen auf 2,9 Personen zurückgegangen, die Zahl der Einpersonenhaushalte hatte sich im selben Zeitraum bereits mehr als verfünffacht.

Noch immer ist das Zillertal mit Abstand die größte Tourismusregion Tirols, aber es ist viel mehr als das. „Die Zillertaler Wirtschaft ist besonders im vorderen Talbereich traditionell sehr breit aufgestellt“, bemerkt der Strategieplan des Planungsverbands Zillertal von 2012. Verschiedenste Branchen unterschiedlichster Größenordnung fänden „eine solide Existenzmöglichkeit“, und für die Bevölkerung gebe es ein „attraktives Arbeits-

**Anfang Mai in Kaltenbach. Das „aktivste Tal der Welt“ ruht aus. Gewinne maximieren? War gestern. Heute muss man schon ein Vermögen investieren, um auf dem Tourismusmarkt hoffentlich erst später unterzugehen.**



Von schöner Landschaft allein will und kann im Zillertal keiner leben. Die Ästhetik des Wohlstands ist im Gewerbegebiet von Gagering vor Fügen zu betrachten.

Geht doch – oder nicht? Die Idylle hinter Strass ist nur auf der stummen Fotografie perfekt. Die Tonspur würde den Lärm von Autobahn und Zillertalstraße liefern.

platzangebot“ jenseits der touristischen Monostruktur. Urlaubsgäste hätten nicht das Gefühl, in einem Touristenghetto zu wohnen, „sondern in einem echten und pulsierenden Lebensraum, der auch in seinem Wirtschaftsleben Authentizität ausstrahlt“. Authentizität ist ein Schlüsselwort im Strategieplan. Aber wie sieht ein authentisches Bergtal im Jahr 2014 aus?

### Authentische Landschaft

Auf diese Frage kann man viele Antworten finden, in Fügen zum Beispiel. Fügen ist groß, 3800 Einwohner, und bevor man es betritt, durchquert man das gleichfalls große, moderne Gewerbegebiet Gagering. Im Ort selbst fotografiert man vorteilhaft die Kirche und das barocke Schloss mit seinen hübschen Zwiebeltürmchen. Dabei richtet man die Kamera immer leicht nach oben, denn unten gerieten sonst das Schaufenster von „Quick Schuhe“ (ab 29.95 Euro) ins Bild, der NKD-Markt, der Kebap-Imbiss oder der „Mobil-Blitz“, ein Handy-Shop. Aus dem Ort hinaus zur modernen Sennerei – Zillertaler Heumilch ist eine Marke, die man auch in süddeutschen Supermarktregalen finden kann. Etwas weiter wird Spaß produziert. Die Erlebnistherme ist mit einem hohen Stahlgitter abgezäunt. „Gönn dir das Beste“ steht darauf. Dahinter dampft der Schlot von Binderholz. Wer daran vorbeifährt, staunt über die Mengen an Holz auf dem riesigen Gelände. Der nachhaltige Rohstoff wurde früher mit der Zillertalbahn hinausgeschafft. 2013 hat man nachhaltig von der Schiene auf die Straße verlagert, worauf der Güterverkehr

praktisch zusammengebrochen ist. „Zillertalbahn mit Fehlbetrag – Bestand gefährdet“, meldete das Bahn-Portal eurailpress.de am 13. September 2013. Mit Fahrgästen allein geht es wohl nicht.

Ortsteil Kapfing, hier residiert die Firma Schultz, Wohnbau und Versicherung. Von ihr später mehr. Daneben eine Zimmerei und eine Kfz-Werkstatt, Metallbau, Natursteine, ein großer Pferdehof und ein Sport-Outlet (alles zum halben Preis) in einem Glaskubus. Was ist authentische alpine Architektur? Und wer braucht sie im 21. Jahrhundert? Vereinzelt stehen noch alte Wohngebäude. Manche sind leer, andere verfallen, wieder andere sehen so proper aus, dass man erschrickt. Ansonsten bieten die Häuser einen Anblick wie überall, wo Menschen im Wohlstand leben. Sie sind sehr groß, haben große Garagen, und man erkennt, dass sie viel Geld gekostet haben. Wo Individualität sichtbar sein soll, drückt sie sich in Schrägen, Ecken, Erkern, Ausschnitten und Anschnitten aus, im besinnungslosen Design der Zäune, Balkone und Eingänge (Säulen).

Und die Landschaft? Ist sie authentisch? Sie besteht aus schräggestellten Flächen und erinnert irgendwie an ein halb aufgeklapptes Monopoly-Spielfeld. Allerdings sind die verschiedenen Spiel- und Investitionsfelder nicht so hübsch aufgeräumt. Vergleicht man es mit dem Zillertal der Gegenwart, sieht das Land der Piefke-Saga aus Felix Mitterers historischer TV-Farce jedenfalls niedlich aus. 1993, der vierte Teil der Piefke-Saga war gerade im Kasten, sangen die Zillertaler Schürzenjäger:



*Ganz einsam zwischen Eis und Schnee –  
da steht's auf steiler Höh' –  
das Edelweiß so zart und klein –  
es kann nicht schöner sein.  
Ja wenn ich auf die Berge geh' –  
und dann das Bliamal seh' –  
spür' ich es gleich im Herzen drin –  
es kommt mir in den Sinn:*

Und der Sänger sang, was ihm in den Sinn kam:  
*Ich lieb' die Berge meiner Heimat  
sie leuchten hell im Abendrot  
und golden schimmern Wald und Täler  
so wie ein Wunder immer fort.*

Genau so zeigte das zwanzig Jahre später eine Folge von „Musik in den Bergen“ im Bayerischen Fernsehen. 90 Minuten lang sah man lachende Zillertaler in Tracht, die auf grünen Wiesen standen, über plätschernden Bächlein, vor knorrigen Almhütten. Sie spielten ihre Instrumente und sangen, einige sogar ganz hervorragend, sie lachten, die blonde Moderatorin im kurzen rosa Trachtenjäckchen lachte auch, und auf dem Tisch stand der Schnaps. Als Zuschauer konnte man mitlachen oder sich die Augen reiben. Kann es eine richtige Landschaft in der falschen geben?

Schon wieder ein Sport-Outlet, diesmal in Uderns, aber so schlimm ist es ja auch nicht mit dem Ramsch. Hinter Uderns pelzt grün der ganz, ganz neue Golfplatz. Auf der Bautafel steht der große Zillertaler Name: Schultz. Die Geschwister Heinz und Martha Schultz sind die größten priva-

ten Seilbahnbetreiber in Österreich, sie besitzen zusätzlich Hotels und Gastronomiebetriebe. Auch eine Baufirma, ein Versicherungsbüro, ein Incoming-Reisebüro und eine Werbeagentur gehören zur Firma.

„Der Herr Schultz hat da sehr viel in der Hand“, sagt Klaus Gasteiger, der seit 2000 Bürgermeister von Kaltenbach ist. Am 2. April 2013 fragte ihn die Regionalzeitung Rofankurier zum Stichwort Grundstückspreise: „Die Russen kaufen bei uns kräftig ein. Geht mit Geld alles?“ Gasteiger antwortete: „Die Gründung der Proscher Agrar GmbH durch Heinz Schultz zeigt, dass es keine Russen benötigt, um zu zeigen, dass mit Geld alles geht!“ Bei der Proscher Agrar GmbH handelt es sich um eine Gesellschaft, die legitimiert ist, „jede landwirtschaftliche Fläche, jedes Waldgrundstück und andere Agrargrundstücke zu kaufen, denn ihr Zweck ist der Ankauf, der Verkauf und die Vermietung bzw. Verpachtung dieser landwirtschaftlichen Flächen“. Ja, sagt Gasteiger, für ihn sei das ein klassisches Beispiel von Bodenspekulation.

### Leben unter Strom

Gasteiger ist Sozi. Ein Linker. Er sagt noch andere Sachen: „Selbstverständlich“ gebe es Armut und Arbeitslosigkeit auch im Zillertal. Gerade in Tourismusgebieten seien die Lebenshaltungskosten sehr hoch. „Ich kenne selbst genügend Beispiele, wo Menschen Zweitjobs annehmen müssen, um über die Runden zu kommen.“ Und dann ist da noch der demografische Wandel: „Pflegefonds, betreutes Wohnen, Einrichtungen schaffen, solche

Skigebiete sind auch nur Industriegebiete. Und weil die Wirtschaft ständig wachsen muss, ist es grundsätzlich problematisch, Ausbaugrenzen festzulegen.

Links: Alpentümliche Architektur neben der Seilbahn in Kaltenbach. Gefällt das den Touristen? Gefällt das den Einheimischen? Soll das überhaupt jemandem gefallen?



Woran soll man sich orientieren? Der lange Spaziergang durchs Zillertal offenbart Angebote für jeden Geschmack. Nicht alle sind neu.

Projekte – diese Spirale wird sich immer schneller drehen. Und ich glaube, sie wird so schnell da sein, dass die Politik gar nicht mehr hinterherkommt.“

Ganz schnell hinunter vom Gemeindeamt ins Industriegebiet. Neben den riesigen Betriebsgebäuden der Firmen Empl (Fahrzeugbau) und Rieder (Hochbau, Tiefbau, Holzbau, Türen, Fenster) sind vor der Talstation der Seilbahn eine beeindruckende Parkfläche und ein vierstöckiges Parkhaus zu bestaunen. Es heißt oft, die Touristiker wollten immer nur den Gewinn maximieren. Tatsächlich müssen sie allein schon deshalb so viel investieren, um in dem globalen Verdrängungswettbewerb nicht sofort unterzugehen, sondern hoffentlich erst später. 487 Pistenkilometer zwischen 630 und 3250 Metern, „umweltverträgliche Beschneigungsanlagen, die mit kristallklarem Bergwasser gespeist werden“ und „sensationelle“ 75 Prozent aller Pisten weiß machen – das ist ja ganz nett. Aber nächsten Winter will man vielleicht doch lieber auf die Kanaren. Oder auf die „Aida“.

Hinter dem Ort wäre es mal wieder Zeit für ein Landschaftsfoto. Aber es ist oft schwierig, Motive zu finden, auf denen nicht Stromleitungen und/oder Baukräne im Bild zu sehen sind. Zwei große Hochspannungstrassen führen nebeneinander durch das ganze Tal, von Mayrhofen bis Strass, eine dritte verläuft ab Zell am Ziller auf halber Höhe der westlichen Talflanke. Nach Zell am Ziller herab führen zwei weitere parallele Leitungen vom Gerlospass her, im Zemmatal überspannt eine dritte vom Kraftwerk Rosshag her das Bergsteigerdorf Ginzling bis hinab nach Mayrhofen – wohin von Osten her, aus dem Zillergrund, eine weitere Leitung den Strom vom Kraftwerk Häusling transportiert.

Die Kraftwerksgruppe im Zillertal gehört der Verbund AG, Österreichs größtem Stromanbieter, der 90 Prozent seiner Energie aus Wasserkraft erzeugt. Sie ist die leistungsstärkste Speicherkraftwerksgruppe in Österreich. Und sie soll mittelfristig noch zehn Prozent mehr leisten. Über einen 27 Kilometer langen Stollen soll das Kraftwerk bei Mayrhofen unterirdisch mit dem Inn verbunden werden, genauer: zu einem Krafthaus mit Pump-turbinen nach Rotholz.

In Zell am Ziller wird gerade das Gauderfest abgebaut. Es handelt sich um „das wichtigste Frühlings- und Trachtenfest der Alpen“, und der Festumzug am ersten Sonntag im Mai erhebt mit

seinen Trachten- und Musikgruppen, historischen Kutschen, Festwägen, Pferde- und Ochsenge-spannen den Anspruch, der größte Trachtenumzug in Österreich zu sein. Die kleinen Blockhütten auf den Plätzen sind rasch abgebaut. Zurück bleiben Bauwerke, deren Aussehen die Sehnsucht nach kleinen Blockhütten weckt. Warum baut man sie dann? Diese Frage stellt sich acht Kilometer weiter noch dringlicher in Mayrhofen. Warum baut man so? Der Gang durch den Ort hinterlässt ein Völlegefühl und zugleich das Empfinden totaler Leere. Unheimlich. Doch hinter Mayrhofen wird alles gut, wissen Bergsteiger, denn jetzt beginnt der Naturpark. Heißt das also: Was vorher kommt, kann man vergessen? Und die Menschen, die dort leben, die kann man auch vergessen? In der Wahrnehmung des 21. Jahrhunderts scheint nennenswerte Landschaft nur das zu sein, was ganz hinten und ganz oben ist – ein Kontinent der Sehnsucht. Alles andere akzeptiert man als Wohn-, Produktions- und Lagerhalle. Oder man schätzt es, immerhin, als Spiel- und Sportplatz.

## Alpen-Monopoly

Zum Glück machen Bergsteiger nicht mit beim Alpen-Monopoly. Meinen sie. Aber das Spielfeld ist dasselbe. Das Spiel ist dasselbe. Auch wer mit Auto und Rucksack ohne anzuhalten gleich ins Bergsteigerdorf Ginzling vorrückt, muss dabei erst mal an all den anderen Dörfern vorbeiziehen, die keine Bergsteigerdörfer sind. Was verbirgt sich eigentlich hinter dem Begriff? Eine Initiative des Österreichischen Alpenvereins, der mit dem Label Gemeinden fördern möchte, die sich bewusst „für eine nachhaltige, eigenständige und selbstbewusste Entwicklung“ im Sinne der Alpenkonvention entschieden haben. Ginzling war eines der ersten Bergsteigerdörfer, hier fand im Juli 2008 die Startkonferenz der Initiative statt. Ein anderes Dorf hat den Klub nachhaltig, eigenständig und selbstbewusst verlassen: Kals am Großglockner, jenseits des Alpenhauptkammes in Osttirol gelegen, aber irgendwie auch eine Zillertaler Exklave. Kals gehört nicht nur zum Lift- und Pistenrevier des „Großglockner Resorts Kals-Matrei“, Kals gehört seit 2013 auch das riesige Luxus-Hotel- und Chaletdorf Gradonna. Das heißt, beides gehört tatsächlich der Schultz Gruppe aus dem Zillertal. Lifte und Luxus gegen Rucksäcke und Ruhe – war das ein guter Tausch?

„Die haben in Kals eben beide Produkte: vorne das Skigebiet, hinten den Nationalpark. Ein Bergsteigerdorf brauchen die nicht, den Sommer vermarkten die auch so.“ Rudolf Klausner ist der Ortsvorsteher von Ginzling, und er erinnert gleich am Anfang des Gesprächs an ein „Produkt“, das die Ginzlinger viel lieber gehabt hätten: den Seilbahnanschluss vom Schlegeisspeicher zum Hintertuxer Gletscherskigebiet. Stattdessen bekam Ginzling 1991 das Ruhegebiet. Na ja. „Besser wurde es dann 2001, als das Ruhegebiet zum Naturpark erklärt wurde“, sagt Klausner. „Der Begriff bringt enorm viel“ – und er ist im Ortsbild auch gut sichtbar: Gegenüber vom Gasthof Alt-Ginzling steht das moderne Naturparkhaus. Die Marke Bergsteigerdorf wird dagegen weitgehend ignoriert. „Viele wissen gar nicht, was das ist. Dass da Projekte angestoßen wurden: neue Wanderwege und Klettersteige, Beschilderungen, endlich eigene Broschüren und Prospekte, damit wir nicht im Angebot von Mayrhofen untergehen. Da ist wirklich Geld geflossen.“ Geld, das fließt. Finanzielle Mittel. Wie oft diese Wendungen fallen. Für die „Akademiker und Beamten“ sei es leicht, auf der grünen Welle zu schwimmen, sagt Klausner, sie hätten ja ihr fixes Einkommen. Aber wer vom Tourismus leben muss, verkaufe sein Tal. „Wenn wir hier in Ginzling dieselbe Option gehabt hätten wie die Leute in Kals, dann sähe unser Ort heute anders aus. Hundertprozentig.“

Hinter der „Schlossallee“ Mayrhofen erscheint Ginzling den meisten Einheimischen offenbar wie die „Badstraße“. Monopoly-Spieler wissen: Das ist die Straße, die keiner haben will. Wo die Verlierer auf mageren Immobilien hocken. Er stehe ja zum Bergsteigerdorf, sagt der Ortsvorsteher, denn die Grundidee sei „super“. Aber sie werde halt nur akzeptiert, wenn sie „finanziell etwas bringe“. Ginzling hat seit dem Spitzenjahr 1993 weit mehr als die Hälfte seiner Sommergäste verloren. Nach den absoluten Tiefstständen von 2006 und 2007 ging es immerhin wieder bergauf. Ein Erfolg der OeAV-Initiative? „Schwer zu sagen. Der Sommer 2013 war eine Rekordsaison für den Zillertaler Alpin-tourismus: 32.800 Übernachtungen allein in den Schutzhütten am Berliner Höhenweg! Nur blieben die meisten Gäste halt immer oben. In Ginzling waren sie, wenn überhaupt, bei der An- oder Abreise.“ Eigeninitiative sei gefragt, aber die erkennt



Endlich im Bergsteigerdorf Ginzling. Den Ausschnitt zoomen wir schnell zurecht. Damit die Hochspannungslleitung über dem Dach nicht zu sehen ist.

der Ortsvorsteher bei den wenigsten. Privatzimmer gebe es nicht mehr, das Wachstum der letzten Jahre gehe auf das Konto der Ferienwohnungen, deren Besitzer zur Arbeit auspendeln. Es gebe eine Entwicklung zum „Schlafdorf“. Die Zukunft ist angezählt: Als Klausner 1992 sein Amt antrat, gab es im Ort 28 Schul- und 17 Kindergartenkinder. 22 Jahre später gibt es sieben Schüler.

Ginzling ist ein spezieller Fall, mag sein. Doch das Bergsteigerdorf existiert nicht in einer Parallelwelt. Es ist Teil einer der reichsten Regionen in den Alpen und mit dieser auf vielfältige Weise verbunden. Und was im Zillertal geschieht, ist typisch für andere reiche Regionen, wo sich das Leben in der Aneignung eines Raums erfüllt, der mit seinen Infrastrukturen Wohlstand, Sicherheit und „unendlichen Spaß“ (David Foster Wallace) verspricht. Wir haben gelernt zu erwarten, dass alles, *alles*, mehr und größer werden soll. Seit einiger Zeit ahnen wir, dass es anders kommen wird. Warten wir ab, was unsere Kinder singen werden, wenn sie groß geworden sind.

*S'is wunderschön das Land  
wo i auf'd Welt kommen bin  
Hab aufi g'schaut wie über uns're Berg  
die Wolken ziehn  
I hab mi' oft in'd Wies'n g'legt  
und träumt' oft stundenlang  
Und nie hat mi die Angst befall'n  
net einmal war mir bang.*

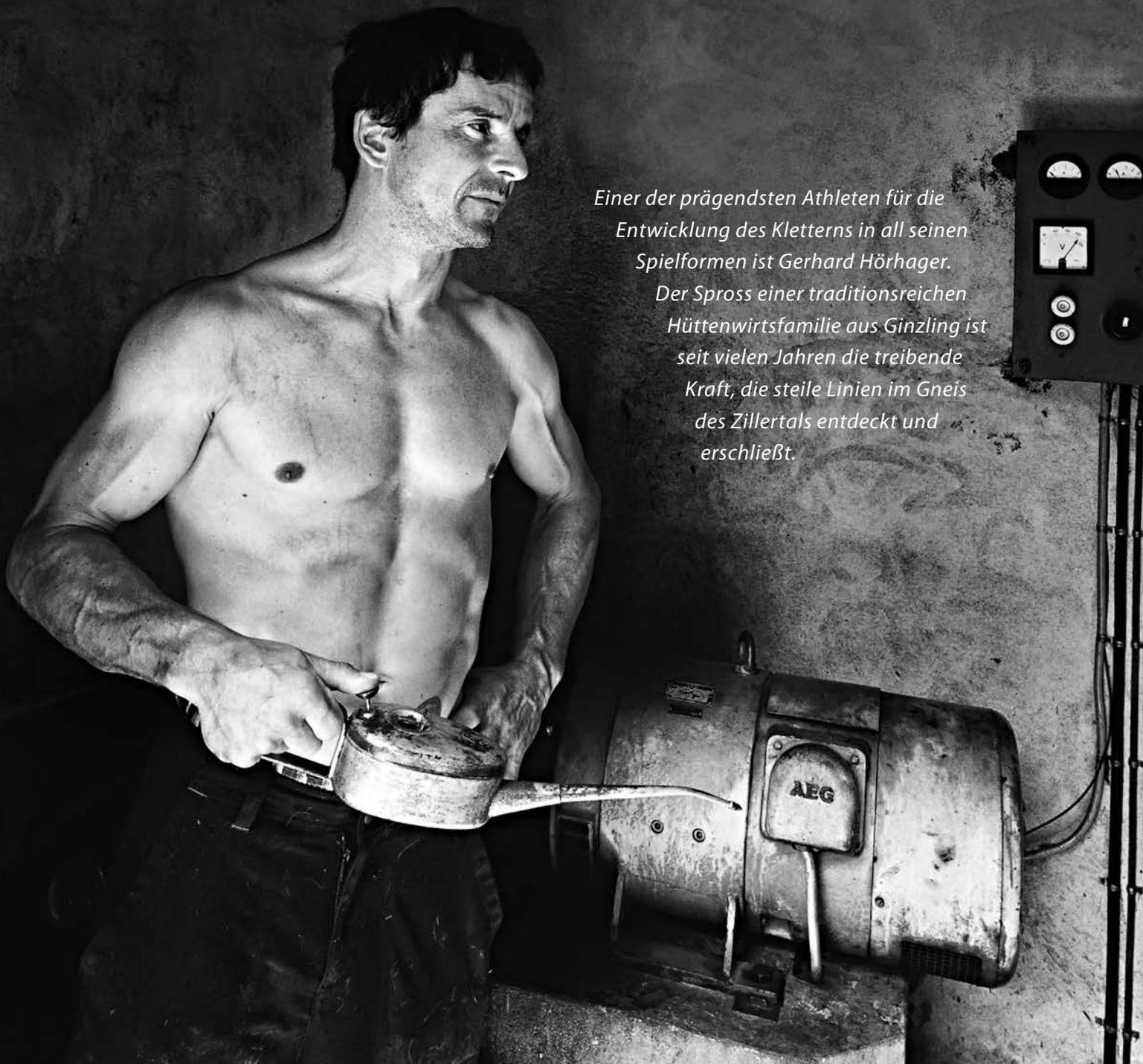
Zillertaler Schürzenjäger,  
Dahoam is dahoam (1991)

# Der Hausmeister im Tal

Gerhard Hörhager und die Entwicklung des Sportkletterns im Zillertal

>> **Gerhard Heidorn (Text und Bilder)**

*Einer der prägendsten Athleten für die Entwicklung des Kletterns in all seinen Spielformen ist Gerhard Hörhager. Der Spross einer traditionsreichen Hüttenwirtsfamilie aus Ginzling ist seit vielen Jahren die treibende Kraft, die steile Linien im Gneis des Zillertals entdeckt und erschließt.*



Verwundert schaue ich auf das Display meines Handys und lese die Nachricht von Gerhard Hörhager wieder und wieder: „Jetzt ist auch mein Vater gestorben.“ Der Tod meines eigenen Vaters – er starb an Herzversagen im gesegneten Alter von 87 Jahren – lag nur ein paar Tage zurück. Hörhager senior aber war, anders als mein Vater, erst Anfang siebzig und ein Alpinist mit der Kondition eines jungen Mannes. Bergsteigen und Skitouren in den Zillertaler Alpen waren sein höchstes Glück. Auf der letzten Skitour hörte sein Herz nach einem arbeitsreichen Leben plötzlich zu schlagen auf, inmitten seiner geliebten Berge. Nun war die Reihe an Gerhard, den Stab aufzunehmen und die Tradition der Familie fortzusetzen.

Der Weiler Ginzling liegt am südlichen Ende des Zillertals, von dort führt nur noch ein Pfad hinüber nach Südtirol ins Pfitscher Tal. In der vortouristischen Zeit lebten die Bauern von dem, was sie mit Viehzucht und Landwirtschaft in der rauen Umgebung erzeugen konnten. Um die Wende zum 20. Jahrhundert kam der Tourismus als Erwerbszweig hinzu. Schutzhütten in den Bergen wurden errichtet, die den Bergsteigern und Wanderern als Stützpunkte im alpinen Gelände dienten. Legende ist die Berliner Hütte, deren Baubeginn auf das Jahr 1879 datiert ist. Die Sektion Berlin des Deutschen Alpenvereins erweiterte das kleine Schutzhaus zu einem herrschaftlichen Alpenhotel mit einem Speisesaal, der noch heute die Gäste zum Staunen bringt.

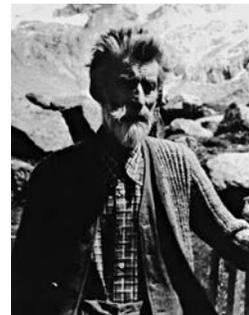
Schon früh war der Hörhager-Clan aus Ginzling in das touristische Gewerbe involviert und kümmerte sich um die Bewirtschaftung von Gasthäusern und Hütten. Rosa Christina Hörhager, Gerhards Mutter, stammt vom Gasthof Breitlahner, wo heute der Wanderweg zur Berliner Hütte beginnt. Sie ist die Familienkundige, die mir anhand eines komplexen Stammbaums die Zusammenhänge von Wirten und Hütten näherzubringen versuchte: Jeder ist mit jedem verwandt, verzweigte Verbindungen, die in direkter Linie bei Gerhard zusammenlaufen zu scheinen. Der Urgroßvater Alfons war Wirt auf dem Furtschaglhaus; ihm folgten Karl und Olga, die Großeltern, die dann im Jahr 1942 auf die Berliner Hütte wechselten. Von 1974 bis 1995 übernahmen Gerhards Eltern als Pächter das Alpenhotel und führten die Familientradition weiter.

Dass früher alles besser war, kann Gerhards Mutter Rosa nicht bestätigen. Die Saison auf der Berliner Hütte war extrem wetterabhängig, und verregnete Sommer schmälerten den Verdienst erheblich. Ein Dutzend Mitarbeiter musste bezahlt werden, der Riesenberg Abwasch ohne Geschirrspülmaschine, die Bedienung im Speisesaal, der Transport der Lebensmittel und Getränke aus dem Tal, all dies war mühsam und personalintensiv, und alle in der Familie packten mit an. Der Winter im Tal in Ginzling, fernab der Hütte, brachte etwas Ruhe in das Leben, und man konnte sich mehr um die Landwirtschaft kümmern, die ein Nebenerwerb war. „Viel Arbeit in einer wunderschönen Umgebung“, fasst Rosa Christina Hörhager die zwanzig Jahre auf der Hütte knapp zusammen.

### Hoferbe des Hörhager-Clans

Nach dem überraschenden Tod des Vaters im Jahr 2012 fühlte sich der Sohn als Hoferbe in der Pflicht. Gerhard stellte sich der für ihn neuen Herausforderung und führte die Tradition fort. Die Landwirtschaft verpachtete er, es waren zu viele Baustellen. Er konzentrierte sich erst einmal auf das Familienhaus „Diggl“, um es zu einem Guesthouse umzubauen. Der Charme und die Bausubstanz sollten erhalten bleiben, die dünne Kapitaldecke wurde durch Kreativität kompensiert. Es gab zwar im Haus einige Gästezimmer, die früher von Mitarbeitern der Berliner Hütte genutzt wurden, aber das Ganze sollte auf den neuesten Stand gebracht werden. Toiletten, Duschen, Betten und eine Küche für Selbstversorger wurden eingebaut und alles, was man sonst noch braucht. Und heute steht der Diggl da, nennt sich „Climbers and Freeride Farm“ und bietet eine originelle Unterkunft für Kletterer, Skifahrer und Bergsportler im hinteren Zillertal.

Als Gerhard 1968 geboren wurde, gab es noch keine Elternteilzeit für Vater oder Mutter. Und schon gar nicht für die Wirtsleute der Berliner Hütte. Gleich die erste Saison verbrachte der Kleine im Hochgebirge, in der Frische der weiten Bergwelt. Die Hütte war gut besucht, und die Eltern und Großeltern arbeiteten von morgens bis abends zum Wohl der Gäste. Für den Nachwuchs war wenig Zeit, und Gerhard blieb somit auf sich allein gestellt. Aber der Kleine wusste sich zu beschäftigen, und die Umgebung der Hütte wurde



**Drei Generationen der Familie Hörhager aus Ginzling: Alfons, Gerhard senior und Gerhard junior.**

© Abb. oben: Bernd Schröder/  
DAV Berlin





zu seinem Abenteuerspielplatz. Vielleicht entwickelte sich damals seine Vorliebe für das Bergsteigen, als er die ersten nahegelegenen Felsblöcke erkletterte.

Gern begleitete der Junge den Großvater Karl, der mit den Haflingern Material aus dem Tal heraufbrachte. Der Vater nahm seinen Sohn mit auf die Gamsjagd, zeigte ihm die Weite der Natur. Gerhard genoss das Draußensein fernab vom Lärm der Hütte. In der Hektik fühlte er sich unwohl und deshalb floh er so oft wie möglich in die umliegende Bergwelt. Wenn über Ostern, außerhalb der Saison, die Großfamilie auf der Hütte unter sich war, alles ringsherum von einer hohen Schneeschicht bedeckt und Skitouren möglich waren, fühlte Gerhard höchstes Glück. Im Sommer streifte er allein durchs Gebirge, stieg auf Gipfel, besuchte umliegende Almen und kümmerte sich um seine eigenen Schafe und Ziegen. Als Gerhard größer wurde, musste er mit anpacken. Der Jugendliche übernahm das Säumen mit drei Haflingern vom Grauwandtret, melkte die Kühe im Freien, schleppte die Milch und half dem Großvater bei den Tieren.

Seine ersten richtigen Klettererfahrungen machte Gerhard am Seil seines Vaters. Der bestieg in der knappen Freizeit schnell, schnell zwischen durch eine Route. Gerhard, kein Freund der Hektik, denkt mit gemischten Gefühlen daran zurück, erinnert sich aber doch an manch schönes Abenteuer, wenn der Vater einmal mehr Zeit hatte, wie z. B. den Lammergrat auf die Zsigmondyspitze, eine frühe Wiederholung des „Beppopfeilers“ oder die erste Rotpunktbegehung der „Direkten“ an

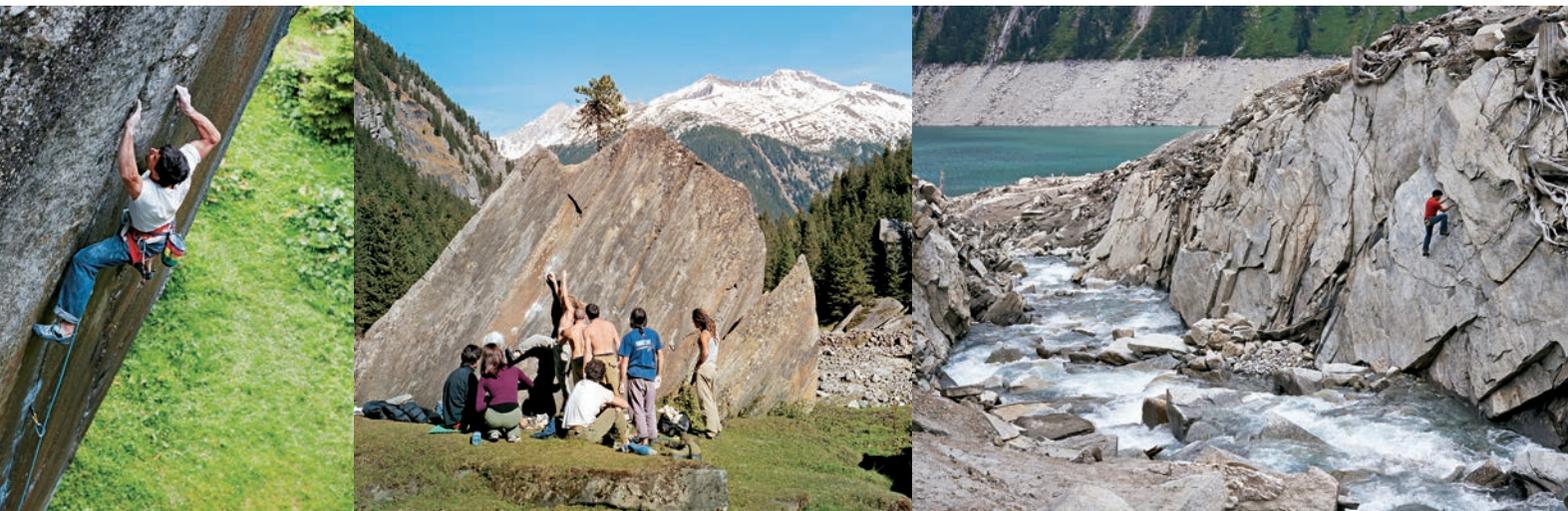
der Martinswand bei Innsbruck. Mit seinem Bruder Alfons kletterte er an den Blöcken und Hüttenmauern herum – spielerisch und in seinem eigenen Tempo.

### Alpin unterwegs

Auch im Tal bei Ginzling gab es Felsblöcke, an denen Gerhard im Spätsommer 1981 herumturnte. Und dort traf er eine Clique junger Leute aus Mayrhofen, die schwierige Boulder kletterten und lässige Musik hörten: Eine weite Welt mit ungeahnten Möglichkeiten tat sich auf. Darshano L. Rieser entdeckte Gerhards Klettertalent, und seine neuen Freunde nahmen ihn mit ins Gebirge. Frühe Ziele waren die Martinswand, das Rofan und der Wilde Kaiser. Gerhard war, wie alle jungen Helden, unverwundbar, und das Spiel mit der Gefahr begann. „Unisono“ nannte er seine Route auf die Zsigmondyspitze, bei der sein Bruder Alfons, Richard Kröll und Willi Fankhauser mit von der Partie waren. Im „Beppopfeiler“ mit Seilpartner und Cousin Andreas Lechner, stieg er den ungesicherten Schulterriss im unteren siebten Grad vor, quasi die Flucht nach oben, weil es kein Zurück mehr gab.

Darshano L. Rieser wurde Gerhards Mentor und Seilpartner, und sie stürmten von Erstbegehung zu Erstbegehung: „Amulett“ (7+) und „Sei Poet“ (8-) im Wilden Kaiser, „Marco Polo“ (8-) im Rofan, „Fant Aqua Sia“ an der Marmolata oder Long Schoat“ (8-) im Wilden Kaiser mit Paul Koller, um nur einige zu nennen. Aktiv dabei waren auch Christian Fankhauser, Hanspeter Schrottenthaler, Paul Koller, Willi Fankhauser ...

**Bouldern im hochalpinen Gelände rund um die Berliner Hütte, wo Gerhard Hörhager einen Großteil seiner Kindheit verbracht hat**



Zillertaler Felsvielfalt (v. l. n. r.): Gerhard Hörhager in seiner Route „Ganja“, Bouldern im Sundergrund, „Manhattan Project“ am Schlegeis-Stausee

## Harte Wege im Zillertal und anderswo

Gerhard betrachtete fasziniert das Foto von „Grand Illusion“, einer Sportkletterroute in den USA. Hier ging es ums Klettern im sportlich einwandfreien Stil, gut gesichert, athletisch, äußerst schwierig. So etwas müsste doch auch im Zillertal zu finden sein, dachte er bei sich und machte sich auf die Suche nach „unmöglichen“ Linien. Und er fand und kletterte sie: „Sechsplosion“, „Schwänzeltanz“, „Indianer-Dachl“, „Ego, nein danke“, „Meister Popper“, „Science Fiction“, „Muttertag“, „M. Fauxpass“, „Manitu“. Die riesigen Felsblöcke der „Ewigen Jagdgründe“ beim Breitlahner wurden sein Revier, der neunte Schwierigkeitsgrad war erreicht und das Alpinklettern rückte in den Hintergrund.

Besuche in den Klettergebieten von Südfrankreich erweiterten seinen Horizont. Die Franzosen zeigten in Buoux und in der Verdonschlucht, was alles möglich war. Gerhard war inspiriert, und zurück im Zillertal setzte er Bohrhaken in glatte Wände. Mit den Routen „Reise nach Ixtlan“, „Alarm“, „Jumping Jack Flash“ wurde der neunte Grad etabliert. „Graceland“ (8b), „Ganja“ (8a+), nur mit Keilen gesichert, waren die Höhepunkte dieser Erschließungsphase.

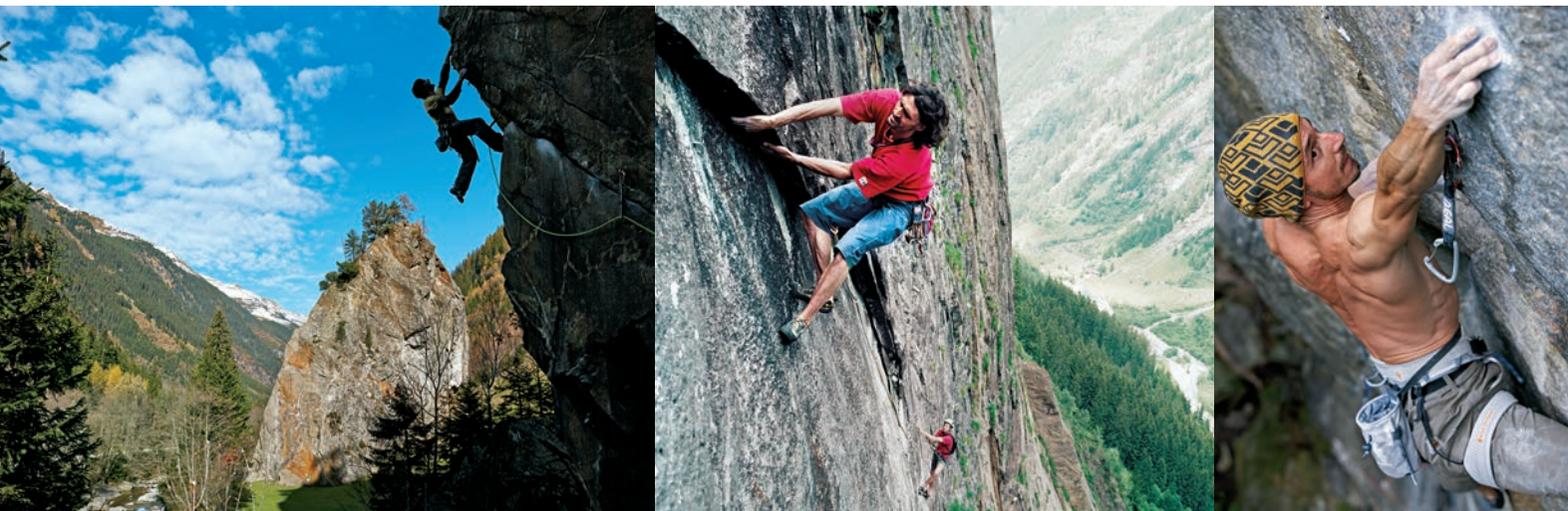
Durch diese Erstbegehungen zeigte Gerhard sein Talent und stellte es auch bei der ersten inoffiziellen Kletterweltmeisterschaft in Grenoble im Jahre 1986 unter Beweis. Mr. Unbekannt aus Österreich belegte auf Anhieb den zweiten Platz. Firmen wurden auf ihn aufmerksam, und er bekam einige Sponsorverträge. Der Traum vom Profiklet-

terer erfüllte sich, und der Alptraum der Zimmermannslehre war ausgeträumt. Mit Wolfgang Müller flog der frischgebackene Profi nach Australien, um dort zwei Monate ausschließlich zu klettern. Welch ein Leben, ohne Sorgen, frei wie der Wind!

Im folgenden Jahr, zurück in der Heimat, legte er die Latte noch etwas höher: „Sagaro“ (8a+), „Sooner or Later“ (8a), „Manray“ (8b) sowie „Wagnis Orange“ (8c) an der Geisterschmiedwand bei Kufstein, benannt nach einem Buch des indischen Gurus Osho, und „Sogni di Gloria“ (8b+/C) in Erto bei Longarone.

Obwohl er in Höchstform war, spürte er, dass das Profitum kein Zuckerlecken war. Die Sponsoren erwarteten Erfolge und Medienpräsenz, Wettkämpfe sollten gewonnen werden. Gerhard empfand den Druck, und es widersprach seinem Naturrell, in diesem Zirkus mitzuspielen. So beendete er 1994 seine Karriere als Wettkampfkletterer und ließ sich zum Bergführer ausbilden. Nach dem Ende des Zivildienstes wurde ihm das Leben in der Heimat zu eng; er wollte weg, weit weg. Nennen wir es Sinnsuche, ohne klettern, ohne Stress. Er folgte dem Ruf der Wildnis, flog nach Australien. Aber auch acht Monate Didgeridoospielen brachten ihm nicht die Erkenntnis.

Auf der Rückreise über die USA traf er, wie sollte es auch anders sein, Freunde wie Jerry Moffatt, Ron Kauk und Sean Miles. Die schneebedeckten Berge Kaliforniens, die Nadelbäume erinnerten ihn an seine Heimat, in der er so fest verwurzelt war. Die Form war schnell wieder da, und Gerry,



wie ihn die Freunde nannten, spürte seine Energie und die Freude am Klettern. Mit der Wiederholung von „Midnight Lightning“ und „Grand Illusion“ sowie „Separate Reality“ feierte er sein Comeback mit Klassikern, die ihn als Vierzehnjährigen am meisten inspiriert hatten. Zurück im Zillertal setzte er diese neuen Eindrücke in Neutouren um: „Bachhexe“ (8b), „Desireless“ (8a+), „Ghetto Superstar“ (8a+), „Gecko“ (8b), „Minutes to Midnight“ (8b+), „Total Brutal“ (8b+) und später „Freedom is just another word for nothing left to lose“ (8c).

### Mit neuen Ideen zurück

Der Amerika-Aufenthalt Ende der 1990er-Jahre führte bei Gerhard Hörhager zu einem Umdenken. Er sah, was im Klettersport möglich war und dass es sich nur lohnte, die Entwicklung unter sauberen, sportlichen Gesichtspunkten voranzutreiben. An kleinen Blöcken wurden extreme Kletterschwierigkeiten gemeistert, das Unmögliche auf wenigen Metern über dem Boden möglich gemacht. Zurück im heimischen Zillertal erkannte er das immense Potenzial der Linien an Boulderblöcken aus bestem Gneis. In der Nähe des Gasthauses Rosshag – damals der Treffpunkt der Szene – und der Kaserler Alm kreierte er die ersten Linien, wie „Entschärft“, „Traverse du Boeuf“ und „La Sape Duvage“, die heute als Klassiker gelten. Die Erschließung war kein Einmannunternehmen, beileibe nicht. Mit von der Partie waren am Anfang seine Freunde Uwe Eder, Wolfgang Rottensteiner, Hansjörg Kainzner, Markus Schwaiger und aus

Innsbruck Martin Oberweger, Martin Mayr, Mario Waldner, Zlu Haller, Alex Maikl ...

Kein Block war zu abgelegen, keine Höhle zu tief, keine Mooschicht zu dick zum Putzen, überall wurde gebouldert. Hunderte Projekte entstanden, und parallel zum Routenklettern etablierte sich das artistische Felsturnen, da das Gestein des Tales hervorragend dafür geeignet war. Gebiet um Gebiet wurden erschlossen, wie Sundergrund (der schönste Platz), Klausenalm, Saustein, „Magic Place“, Zillergrund, um nur eine kleine Auswahl an Bouldergebieten zu nennen. Schon zur Jahrtausendwende fiel die Grenze zum 8. Bouldergrad mit „Dr. Best“ (7c+/8a) am Saustein von Markus Schwaiger bzw. der Sitzstartverlängerung dazu im selben Jahr von Wolfgang Rottensteiner: „Dr. Best plus“ (8a). Die Latte höher schob ein Jahr später wiederum Markus Schwaiger und nannte seine Großtat „Buena Vista“ (8a+). Das hohe Leistungsniveau der Locals bestätigten die internationalen Stars der Kletterszene, die dem Lockruf des Kletterdorados gefolgt waren.

Eine spannende Geschichte rankte sich um einen bekannten Boulder im Wald bei Ginzling, den Gerhard Hörhager entdeckt hatte. Trotz intensiven Bemühens konnte er das Problem nicht lösen. Sogar Jerry Moffatt, ein Meister der harten Züge, biss sich an den vier Metern überhängendem Fels die Zähne aus. Und Jerry war wirklich motiviert, seine Duftmarke zu hinterlassen. Das erweckte in Markus Schwaiger aus Mayrhofen den Ehrgeiz, und er hatte sein Projekt für die nächsten Monate

Ewige Jagdgründe (Abb. ganz links): Wolfgang Rottensteiner (oben) klettert „Love 2.0“, eine Route mit langer Geschichte.

Links: Reini Scherer bei der Erstbegehung seiner Mehrseillängenroute „Lolita“



## Die „Ginz-Brucker“ Kletterszene

Durch die Nähe zur Tiroler Landeshauptstadt entwickelte sich das Zillertal zum lokalen Klettergebiet der „Ginz-Brucker“ Athleten. Hier passt das Bild der breiten Spitze mit vielen Leistungsträgern, die bis in den 8c-Bereich unterwegs sind. Ob der XI. Grad, glatt 9a, bereits erreicht wurde, müsste noch bestätigt werden. „Dolby Surround“ (8c+) von Kilian Fischhuber hätte das Zeug dazu, aber auch „Quelque chose de pas important“ (8c+) von David Lama könnte die Kriterien erfüllen. Der Exilholländer Jorg Verhoeven hat mit „Flying Dutchman“ eine harte 8c+ an dem oberhalb von Ginzling gelegenen Klettersektor Bergstation erstbegeben, die noch von Wiederholern genauer bewertet werden muss. Mit Matthias Schiestl und dem jungen Alfons Dornauer steht die nächste Generation an den Felsen, bereit, die Grenzen nach oben zu schieben. Im Klettersektor Bergstation befindet sich ein noch nicht geklettertes Projekt, am dem sich schon Adam Ondra, Kilian Fischhuber, Jakob Schubert, Patxi Usobiaga, Jorg Verhoeven und auch Alfons Dornauer versucht haben, bisher erfolglos (Sommer 2014). Wenn der Durchstieg gelingen würde, hätte die Linie vielleicht die Ehre, wenigstens vorübergehend als die schwerste Route im Tal zu gelten.



Guter Grip im kalten November: Gerhard Hörhager in „Freedom is just another word for nothing left to lose“

Unten: Adam Ondra, das Klettergenie aus Tschechien, in der Route „Sprungbrett“ an der Schwarzen Wand

gefunden. Er kann oder will sich nicht mehr erinnern, wie oft er am oberen Zug gescheitert war. Aber das lange „Brüten“ hatte Erfolg und an einem kühlen Nachmittag gelang ihm die Erstbegehung, die er „Inkubator“ (8b) nannte. Ein knappe Dekade später legte der tschechische Ausnahmekletterer Adam Ondra nach: Er kam, sah und siegte mit der ersten Flash-Begehung. Die vorläufig härtesten Boulder (Stand 2014) sind „American Gangsta“ (8b+) von Daniel Woods und „Purring Puma“ (8b+) von Chris Webb Parsons sowie „Nussknacker“ (8b+) von Kornelius Obleitner und „Traumschiff“ (8b+), den Martin Hammerer bezwang.

Eine Scharte, die Gerhard Hörhager in seinem ethischen Verständnis nun störte und die er ausweiten wollte, waren geschlagene Griffe in einigen seiner Routen. Auf der Suche nach Linien, die gerade noch kletterbar waren, hatte er der Natur in sehr seltenen Fällen nachgeholfen. Ihm fehlte damals die Vorstellungskraft und das Vertrauen in das, was in der Zukunft geklettert werden könnte. Zudem war das Griffeschlagen in dieser Zeit unter anderem in Frankreich gängige Praxis. Eine seiner manipulierten Routen hieß „Hounds of Love“ am Wächter, dort schmierte er nun mit Sika die gemeißelten Griffe zu. Die freie Kletterei war wieder möglich, was Kilian Fischhuber mit der Linie „Love 2.0“ bewies. Gerhard, noch lange nicht müde, verlängerte das Ganze, und fertig war seine Kreation „Love 2.1“ (8c+).

## Kletterkonzept Zillertal

Es gibt, von einigen Ausnahmen abgesehen, wenige leichtere Sportklettereien im Zillertal. Nur in den Ewigen Jagdgründen findet der Normalverbraucher ein umfangreiches Angebot an Routen im sechsten Schwierigkeitsgrad und ein paar IVer und Ver. An sonnigen Wochenenden ist folgerichtig der Andrang groß, und die Leute treten sich dort gegenseitig auf die Füße. Sicher ist das Potenzial für Genussrouten im Tal vorhanden, allerdings interessieren sich die am High-End-Bereich orientierten Erschließer nicht dafür. Ein Kletterkonzept könnte helfen, um das Angebot an leichten Klettereien zu erweitern.

Mit den vielen Besuchern kamen die Probleme. Kein Bauer hatte es gern, wenn Besucher auf dem Weg zu den Felsen über seine Weiden trampelten. Autos versperrten die Wege, wildes Campen wurde geduldet, aber es uferte aus. Die ersten hoffnungsvollen Versuche der Regulierung mit Maßnahmen, die Ordnung in das Geschehen brin-



gen sollten, wie der Einrichtung eines Parkplatzes, dem Bau von Wegen mit entsprechender Beschilderung und Ähnlichem, verliefen bald im Sande. Die Finanzierung und die Kompetenzen waren nicht geklärt. Die Situation eskalierte, Bauern stellten Verbotsschilder auf und einer griff zur Selbstjustiz und bespritzte die Felsblöcke mit Jauche. Der Regen war auf der Seite der Boulderer und wusch die Fäkalien wieder ab; es wurde wieder geklettert. Ein Teil der Einheimischen sieht inzwischen in den Kletterern willkommene Touristen – die eigentliche Einnahmequelle der lokalen Wirtschaft –, denn ohne Fördergelder aus Brüssel wäre die Landwirtschaft schon lange nicht mehr rentabel, und nicht jeder kann sein Geld bei den Schürzenjägern verdienen.

Wenn man die Bezeichnung „Bergsteigerdorf Ginzling“ mit Leben erfüllen möchte, sollte man die Bergsportler nicht aussperren. Über die drei Gemeinden Brandberg, Finkenberg und Mayrhofen sind die Felsareale verteilt. Vornehmlich gilt es, die vielen privaten Grundbesitzer und die Bundesforste, auf deren Grund ein Großteil der Gebie-

te liegt, mit einzubeziehen und bei ihnen Verständnis für den Klettersport zu erreichen. Kompetent in Sachen Tourismus und Natur sollte der Tourismusverband Mayrhofen-Hippach und der Naturpark Zillertal sein. Und letztendlich ist der OeAV gefragt, der sich um die Belange der Kletterer kümmern sollte. Beispielgebend könnte das Ötztal sein, wo mit Routensanierungen, Eigentümerregelungen, Parkplätzen und Wegen zu den Klettergärten der Boom in geordnete Bahnen gelenkt wurde. Die gesamten Interessen der Beteiligten im hinteren Zillertal unter einen Hut zu bringen, ist eine wahre Herkulesarbeit, aber nur so kann das schöne Tal als lebenswerte Heimat erhalten bleiben und den Gästen weiterhin die Freude an der Natur schenken.

### Literatur und Webtipps

Markus Schwaiger: Zillertal. Klettern und Bouldern, Lochner-Verlag 2014.  
[www.routebook.com](http://www.routebook.com); [www.stonemonkeys.com](http://www.stonemonkeys.com);  
[www.markus-schwaiger.at](http://www.markus-schwaiger.at); [www.naturpark-zillertal.at](http://www.naturpark-zillertal.at);  
[www.mayrhofen.at/de](http://www.mayrhofen.at/de); [www.diggl.at](http://www.diggl.at)

**Sportklettern in alpiner Umgebung: Der Sektor Tulfer befindet sich oberhalb der „Ewigen Jagdgründe“.**

# Die Hütte als Schaustück

Die Berliner Hütte war die erste Alpenvereins-Schutzhütte, die unter Denkmalschutz gestellt wurde

>> **Bernd Schröder**

Als die Berliner Hütte 1879 eröffnet wurde, war sie ein unscheinbares Bauwerk wie alle anderen Alpenvereins-Hütten dieser frühen Generation. Ihre Lage in den Sichtachsen von Hornkees und Waxeggkees und das überreiche Angebot an Touren jedweder Schwierigkeit ließen die Besucherzahlen jedoch schnell in eine Höhe steigen, für die der Ursprungsbau nicht ausgelegt war. So reihte sich ab 1885 eine Erweiterung an die andere, bis in den Jahren 1909–1911 der große Mittelbau entstand, der den Anlass für die einstige Verspottung als „Hotel Berlin“ bot. Der Spott ist Ausnahme geworden und spätestens seit 1997, als die Berliner Hütte als erste Schutzhütte des Alpenvereins unter Denkmalschutz gestellt wurde, überwiegt die Anerkennung. Darin eingeschlossen ist das leise Schmunzeln über den im Treppenhaus und gro-

ßen Speisesaal erkennbar großspurig auftretenden Selbstdarstellungswillen der Berliner, die in den letzten Jahren des Kaiserreichs noch mal so richtig auftrumpfen wollten.

Nur bei starkem Besuch ist allerdings das wahre Kleinod der Hütte geöffnet: ein Gastraum, um den sich allein ob seiner Bezeichnung als „Damenalon“ bereits etliche Geschichten ranken. 1898 wurde er der Hütte als östlicher Eckpfeiler hinzugefügt und folgt damit lediglich um sechs Jahre dem 1892 erbauten Logierhaus, das bis heute dem vom Tal aufsteigenden Besucher als Blickfang dient. So nahe die beiden Gebäudeteile in zeitlicher Hinsicht auch benachbart sind – von der Konzeption her könnte der Unterschied nicht größer sein. Das Logierhaus war äußerlich bereits stattlich dimensioniert, folgte aber in seinem In-

**Königliche Lage am Ursprung des Zemmgrundes: Die Berliner Hütte (2042 m) in einer Aufnahme aus dem Jahr 2011; links sind die stark zurückgegangenen Ausläufer des Hornkeeses zu sehen, rechts die des Waxeggkeeses.**

*Foto: Luc Roger, Sektion GOC*



neren mit niedriger Deckenhöhe und einfacher Ausstattung noch konsequent der Idee einer einfachen Schutzhütte. Der Gastraum von 1898 indes beweist mit enormer Deckenhöhe, großen Fenstern und einer überwältigenden Fülle von Raumschmuck, dass bei seiner Planung gänzlich veränderte Ideen Pate gestanden haben.

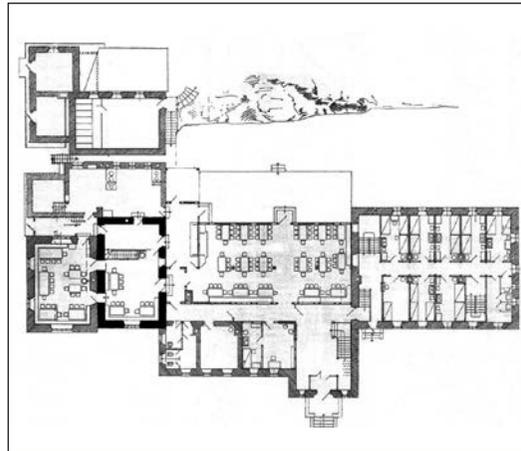
### Auf der Berliner Gewerbeausstellung

Als Pendant zur Pariser Weltausstellung fand während des Sommers 1896 in Berlin eine Gewerbeausstellung statt, die auf rund 900 Hektar Fläche mehr als sieben Millionen Besuchern den Stand von Technik, Handel und Lebensart demonstrieren sollte. Zu den 3700 Ausstellern zählte auch die Sektion Berlin, die im Inneren eines künstlichen Berges ein großes Panorama des Zillertaler Hauptkamms präsentierte. Die damals modernste Lichttechnik sorgte für eine Beleuchtung, die von Morgenstimmung über Mittagssonne bis hin zum abendlichen Alpenglühen alle Register der stimmungsvollen Naturbetrachtung ansprechen konnte. Ein Stückchen Zillertalbahn und ein elektrischer Fahrstuhl rundeten die technischen Aspekte ab, während ein großzügiger Holzbau im Stil eines Tiroler Landhauses ein Restaurant beherbergte, das den Besuchern neben Zillertaler Köstlichkeiten auch Tiroler Musik und Volkstanz servieren konnte.

Auch wenn alle diese Herrlichkeiten lediglich für die Dauer von vier Monaten existierten – die Einsicht, dass alpines Ambiente, gediegener Komfort und moderne Technik sich nicht gegenseitig ausschließen, muss hier geboren worden sein. Denn die Berliner Hütte erhielt jetzt nicht nur großzügig und gediegen gestaltete Erweiterungen, sie wurde auch mit einer Telegraphenleitung, einem kleinen Postamt, einer (der Beleuchtung dienenden) Gaserzeugungsanlage ausgestattet, und ab 1910 lieferte ein eigenes Wasserkraftwerk den Strom für den neu errichteten Mittelbau.

### Eine Erstbegehung zur Eröffnung

Der Eröffnungsfeier der Berliner Hütte im Juli 1879 setzten die Brüder Zsigmondy mit der tags zuvor gemachten Erstbesteigung des Feldkopfes (seit her Zsigmondyspitze genannt) einen Glanzpunkt auf. Der bergsteigerische Impetus blieb der Hütte erhalten – gerade in den Jahren, wo immer prächtiger werdende Räume nicht mehr für Bergsteiger,



Der erste schlichte Hüttenbau aus dem Jahr 1879 sollte bald an die Grenzen seiner Kapazitäten kommen: Ab 1885 folgte eine Erweiterung der nächsten, und wer heute die Berliner Hütte betritt, den empfängt ein Ambiente, das vermuten lässt, dass die Grenze zwischen Hütte und Palast um die Jahrhundertwende überaus dehnbare Natur gewesen sein muss. Die Ausmaße von Treppenhäuser und Gaststube sowie die bis in das letzte Detail durchgestaltete Inneneinrichtung sind beeindruckend.

Grundriss von 1911



Speisesaal von 1898 (kolorierte Postkarte um 1900, Original Sammlung Schünke)

alle Abbildungen  
© Archiv der Sektion Berlin

sondern für Besucher in feinem Tuch gemacht erschienen. Der Hüttenwart Ludwig Grün und das Vorstandsmitglied Leon Treptow eröffneten allein oder in Begleitung eines Zillertaler Bergführers wilde – und heutzutage kaum mehr begangene – Klettertouren an der Mörchenschneide oder dem Turnerkamp. Das Nebeneinander von unbändigem Bergsteigen und demonstrativer Eleganz war also beabsichtigt und es war offenkundig harmonisch.

# Zylindertalers hochalpine Zyklen

Hohe Gipfel, steile Wände, energiegeladene Kerle:  
In den Zillertaler Alpen gibt es mehr hochalpine  
Erstbegehungen als anderswo, wie die folgende  
Chronik des neuen Millenniums beweist

>> **Darshano L. Rieser**



Um einen möglichst objektiven Report über die zahlreichen Erstbegehungen der letzten Dekade zu ermöglichen, berichte ich im Folgenden nicht aus der Ich-Sicht, sondern, sagen wir, aus der Sicht des rasenden Ortschronisten, aus der Wahrnehmung eines unbeachteten Hausmeisters, oder aus der Vogelperspektive des Google-Map-Alpinwerts; außerdem schließe ich die legendäre Lärmstange und das gewaltige Dreigestirn Schrammacher – Sagzahn – Sagwand nachfolgend mit ein, obwohl sie geologisch gesehen eigentlich zu den Tuxer Alpen zählen, weil deren Bedeutung für diese Chronik des neuen Millenniums einfach unverzichtbar ist und ihre fast 1000 Meter hohen Nordabstürze von den hochalpinen Protagonisten ohnehin als den Zillertalern zugehörig empfunden werden.

Ranghohen Politikern wie Präsidenten, Bundeskanzlern und Ministern wird üblicherweise eine hunderttägige Schonfrist zugebilligt, um sich im Amt zu etablieren. So sei dies auch ranghohen Gebirgszügen gegönnt. Und da die Zillertaler Alpen zu den ranghöchsten der edlen Gebirge des Alpenhauptkammes zählen, und weil sich mit dem Ende der 1990er-Jahre nicht nur ein Jahrhundertwechsel, sondern sogar ein Jahrtausendwechsel vollzogen hat, wurde den Zillertaler Alpen anstatt der üblichen 100 Tage eine hochalpine Schonfrist von 100 Wochen, also von rund zwei Jahren zugestanden. Nun sagt uns schon das kleine Einmaleins, dass der Jahrtausendwechsel am 1. 1. 2001 stattfand, nicht wie fast ausnahmslos angenommen und bombastisch gefeiert am 1. 1. 2000 (sonst ginge ja die erste Dekade von null bis neun und nicht von eins bis zehn – und die Zahl Zehn wäre schon die erste Zahl der Zwanzigerreihe), sodass diese Schonfrist Ende 2002 zu Ende war.

## 2003

Und wie das Leben so will, führte die Vorsehung just in jenem Jahr just jene drei langgedienten Alpin-Haudegen an just jenen majestätischen Berg, der für das hochalpine Klettern im Zillertaler Urgestein geradezu prädestiniert ist: an den **Grundschartner**. Seine rund 600 Meter lange Nordkante, die bereits 1928 von Aschenbrenner/Mayr erstbegangen wurde und unter dem Namen „Mittergrat“ beliebt und berühmt geworden ist, war, gemeinsam mit der Fußstein-Nordkante und der

Olperer-Nordwand, jahrzehntelang *die* hochalpine Paradeklettere der Zillertaler Alpen. Die noch undurchstiegene, links des Mittergrats befindliche Nordwand des Grundschartner-Ostgipfels, die mit 700 Klettermetern zu den höchsten Wänden der Zillertaler Alpen zählt, trat im Juni des super-trockenen Sommers 2003 aus dem Schatten von „Mittergrat“ und „Plattenstreich“ und machte mit ihrer „Silberspur“ (VII+) den Auftakt zu einer neuen hochalpinen Erschließungswelle, wie sie die Zillertaler Alpen klettermäßig noch nie in ihrer Geschichte erlebt hatten. Sie erlaubte der Seilschaft Darshano–Schrattenthaler–Aschenwald als Overtüre zu diesem Neutouren-Reigen einen Veni-vidi-vici-Erfolg, sprich einen Ground-up-Durchstieg, also eine Durchkletterung der Wand und somit Eröffnung der Route ohne vorheriges Erkunden, auf Anhieb, in einem Tag, ohne Biwak. Damit startete eine unvergleichliche hochalpine Erstbegehungsparade, die bis auf den heutigen Tag, also bereits mehr als zehn Jahre lang, ununterbrochen anhält!

Schon zwei Wochen darauf folgte die gleich rechts des Mittergrats befindliche trapezförmige **Mugler-Nordwand** mit ihren grandiosen 550 Klettermetern: „Kristall“ (VI–). Gleicher Stil, gleiche Seilschaft, gleiche Genugtuung (für die bis dahin ebenso vom „Mittergrat“ überstrahlte Mugler-Nordwand und „Happy Granit“). Dass dem „Mittergrat“ so respektlos um die Ohren geklettert wurde, beutelte ihn sehr. So sehr, dass kurz darauf unter lautem Gepolter der ganze Gletscher aus seinem nordwestlichen Wandfußbecken brach und ins darunterliegende Kar kollabierte.

Einige weitere Wochen später folgte der dritte Streich dieses Sommers: die „Adler-Verschneidung“ (VI–) in der **Reichenspitz-Südwand**. Wieder gleicher Stil, gleiche Seilschaft, gleiche Genugtuung (diesmal vonseiten der Kletterer, die eigentlich die erste Wiederholung des vor vierzig Jahren von Peter Habeler erstbegangenen geschwungenen Risses einheimen wollten, dann aber bei Ankunft auf der Plauener Hütte erfahren mussten, dass diese längst fällige Zweitbegehung zufällig einige Tage zuvor von den ebenfalls alpin-geeichten Pfund-Brüdern erledigt worden war, sodass die Dreier-Seilschaft als spontanes Ausweichziel die rechts vom Habeler-Riss befindliche Bilderbuch-Verschneidung erstbeging).

**Zylindertaler in Aktion:**  
Der Zillertaler Darshano L. Rieser erweist dem Berg mit seinem Zylinderhut die Ehre. Am NNO-Bug der Spiegelwand während der Erstbegehung der zur „Eldorado-Trilogie“ gehörigen Route „Eisvogel“ (VI+)

© Anderl Aschenwald



**Spaten-Westwand:**

- 1 Das Ei des Kolumbus
- 2 Zenith
- 3 Silber-Falke
- 4 Mitterer
- 5 Everest der Genüsse
- 6 Das Schwert

In der Spaten-Westwand gab es bis zur Jahrtausendwende nur eine einzige Route – jene der tragisch verunglückten Mitterer-Brüder. Erst 2004 gelangen der Seilschaft Darshano-Schrattenthaler-Aschenwald fünf weitere Neutouren, wobei Everest-Legende Peter Habeler dazu eingeladen wurde, bei „Everest der Genüsse“ mit von der Partie zu sein.

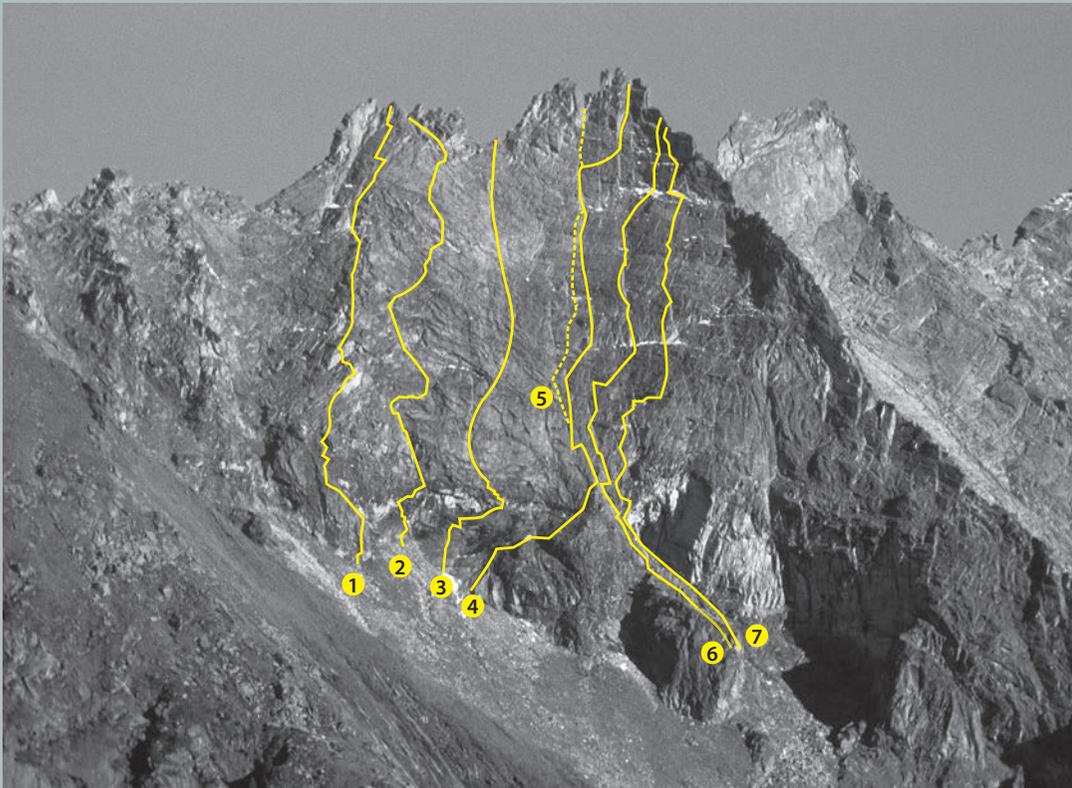
© Darshano L. Rieser

Einer der Pfund-Brüder, nämlich Mike, war es übrigens auch, der kräftig mitmischte bei der Eröffnung einer neuen Route in der **Toifler-Wand**, in die der Rofan-Papst Ernst Schmid (man beachte die höllisch-himmlische Kombination) einst (1947) mit der holden Chrisolde (Pervoulesko) seinen Zillertal-Beitrag hineingezimmert hatte. Gemeinsam mit Ender-Manni kletterte Mike den Toifler-NO-Pfeiler (VI/A0), bei dessen Standplatzsanierung im selben Jahr auch noch der Mayrhofner Boulderhallen-Monarch Josef „Guy“ Kröll mit anpackte.

**2004**

Die Plauener Hütte ist aber nicht nur Ausgangspunkt für den Reichenspitz, sondern auch für die **Spaten-Westwand**. Wen wundert's, dass der folgende Sommer die Dreierseilschaft Darshano-Schrattenthaler-Aschenwald ebendort aktiv werden sah. In dieser wegen ihrer rauen Felsbeschaffenheit und idealen Steilheit extrem kletterfreundlichen Wand oberhalb des tiefblau glänzenden Zillergründl-Stausees hatten die beiden Mitterer-

Brüder, die inzwischen durch äußerst tragische Kletterunfälle für immer am Berg geblieben sind, schon vor zwölf Jahren die bis dahin einzige Linie eröffnet. Der eingespielten Seilschaft Darshano-Schrattenthaler-Aschenwald gelang es nun in ihrem Erstbegehungstaumel fünf weitere Linien hinzuzufügen, wobei sie den damals immerhin schon 62-jährigen Peter Habeler dazu einluden, bei der Eröffnung der fünften Erstbegehung als Kletterpartner mit von der Partie zu sein, und diese Route dann zu Ehren seines herausragenden Everest-Erfolges und aufgrund der Schönheit der Kletterei „Everest der Genüsse“ taufte. Die anderen Neutouren hören auf die Namen: „Ei des Kolumbus“, „Zenith“, „Silberfalke“ und „Das Schwert“. Alle diese Spatentouren, die fast durchwegs im VI. bis VII. Schwierigkeitsgrad angesiedelt sind, stellen lohnenswerte Delikatessen dar und freuen sich stets auf Friends und Keile, mit welchen in ihnen geknobelt, kokettiert und natürlich auch gesichert werden darf (wobei alle nötigen Haken stecken).



Drei Könige NW-Wand:

- 1 Das Zepter (VII–)
- 2 Weihrauch Chlorit & Myrrhe (VIII+/IX–)
- 3 Trio Royale (VIII+)
- 4 Klassische NW-Wand (V+/A0)
- 5 Klassik-Drift (VI+)
- 6 Buhls Königsgeschenk (VI)
- 7 Kein Stein aus der Krone (VII–)

## 2005/2006

Der Juli 2005 sah Andi Klotz und Daniel Kopp an den Eurerköpfen, wo ihnen unweit der Kasseler Hütte in bestem Fels die u. a. mit Bolts abgesicherte Erstbegehung „Schönheitsfleck“ (8–) gelang. Die Seilschaft Darshano–Schrattenthaler–Aschenwald hingegen entdeckte im Jahr nach dem Spaten-Westwand-Kehraus eine weitere hochalpine Wand, in der sie ihren unersättlich scheinenden Erschließerdrang lohnend befriedigen konnte und die noch dazu mit historischer Bedeutung aufwartete: die Nordwestwand der **Drei Könige**. In ihr hatte kein Geringerer als Hermann Buhl vor rund sechzig Jahren eine Erstbegehung begonnen (und nach zwei Seillängen wieder abgeseilt), und in ihr gab es – ebenso wie in der Spatenwand – erst eine einzige Route, bevor unsere drei Protagonisten Hand anlegten. Diese bis dato einzige Route stammte von einer Seilschaft, die von Gerhard Hörhager sen., dem Vater des bekannten gleichnamigen Sportkletterers (siehe Beitrag S. 28), angeführt wurde: Hörhager–Noichl–Kröll.

Auch in dieser hochalpinen Wand, die vom Naturparkhaus Ginzling aus zu sehen ist, wenn sie am Horizont des Floitenkamms in der Abendsonne glüht, gelangen dem Trio unter der bewährten Führung des Zylindertalers Darshano fünf weitere eigenständige Erstbegehungen vom VI. bis zum unteren IX. Schwierigkeitsgrad: „Buhls Königsgeschenk“, „Trio Royale“, „Weihrauch, Chlorit & Myrrhe“, „Das Zepter“ und „Kein Stein aus der Krone“. Trotz der doch ansehnlichen Schwierigkeiten benutzten sie auch hier keine Bohrhaken, sondern ausschließlich Normalhaken, Keile, Cams und Sanduhrschlingen.

## 2007

Die jungen Kletterstars David Lama und Jorg Verhoeven begannen damit, das Sportklettern, das im High-End-Bereich schon den 11. Grad erreicht hatte, mit etwas Sicherheitsabstand in Mehrseillängen-Routen umzusetzen und schufen – anfangs noch in Talnähe und mit Bohrhaken – Neutouren, deren erste Wiederholungen sich zumeist

In der Nordwestwand der Drei Könige gelangen der Seilschaft Darshano–Schrattenthaler–Aschenwald sechs bohrhakenfreie Erstbegehungen mit Freikletterschwierigkeiten bis zum IX. Grad.

© Darshano L. Rieser

Mit der Erschließung der Spiegelwand dürfte der Zylindertaler das „Missing Link“ für alpin-interessierte Sportkletterer und Steilwand-Abenteurer gefunden haben: 14 der 22 Erstbegehungen dort hat er mit Normalhaken und Sanduhrschlingen (keine Bolts!) so abgesichert, dass sie von Wiederholern zügig im „Quick-Trad-Stil“ geklettert werden können. Die Spiegelwand ist dadurch binnen kürzester Zeit zu einer der meist bekletterten Wände der Zillertaler Alpen avanciert.

© Darshano L. Rieser

Darshano und Franz „Fränky“ Heim sicherten. Nicht zu den schwersten, aber sicherlich zu den schönsten zählen „Jamalot“ (8+) und „Broken Banana“ (8+).

## 2008

Lama und Verhoeven legten, inspiriert durch den ethisch sauberen, bohrhakenfreien Erstbegehungs-Stil des Zylindertalers, jetzt auch hochalpin nach: „Desperation Of The Northface“ (IX-) am **Sagwandpfeiler**, und, an der **Blaser-NW-Wand**, eine alte Aschenwald-Route kreuzend, „Der Katha Geht Die Flatta“ (VIII+). Interessant dabei ist, dass ausgerechnet in dieser Wandflucht, die übrigens dem Genießerberg der Mayrhofner Bergbahnen, also dem Skigebiet „Ahorn“, gegenüberliegt und von dort gut eingesehen werden kann, bei zwei hochalpinen Erstbegehungen Frauen im Spiel waren: und zwar 1985 (Darshano mit der Senior-Kletterin Hermi Lottersberger beim „Hermi-Pfeiler“) und 2008 (David und Jorg mit Weltcup-Kletterin Katharina Saurwein, die übrigens auch vorausstieg – und zwar maß-, namens- und stoffgebend).

Auch der Sportkletter-Weltmeister der Bergführer, Mathias Schiestl, eröffnete mit dem Bergführerkollegen und Salewa-Pro Daniel Kopp eine Neutour: die NW-Kante (V-) an der **Gefrorenen Wand** rechts der Habeler-Route.

## 2009/2010

Das Phänomen „**Spiegelwand**“ begann Schwung aufzunehmen. Darshano, der von Anderl Aschenwald als „Erfinder“ dieser in mehrfacher Hinsicht einzigartigen Wand und ihrer Möglichkeiten bezeichnet wird, kehrte – nachdem ihm bereits vor zehn Jahren mit der Allround-Koryphäe Hanspeter „Jesus“ Schrantenthaler eine Erstbegehung in dieser Wand gelungen war – endlich zu ihr zurück. Diesmal mit Anderl, Fränky und Peter.

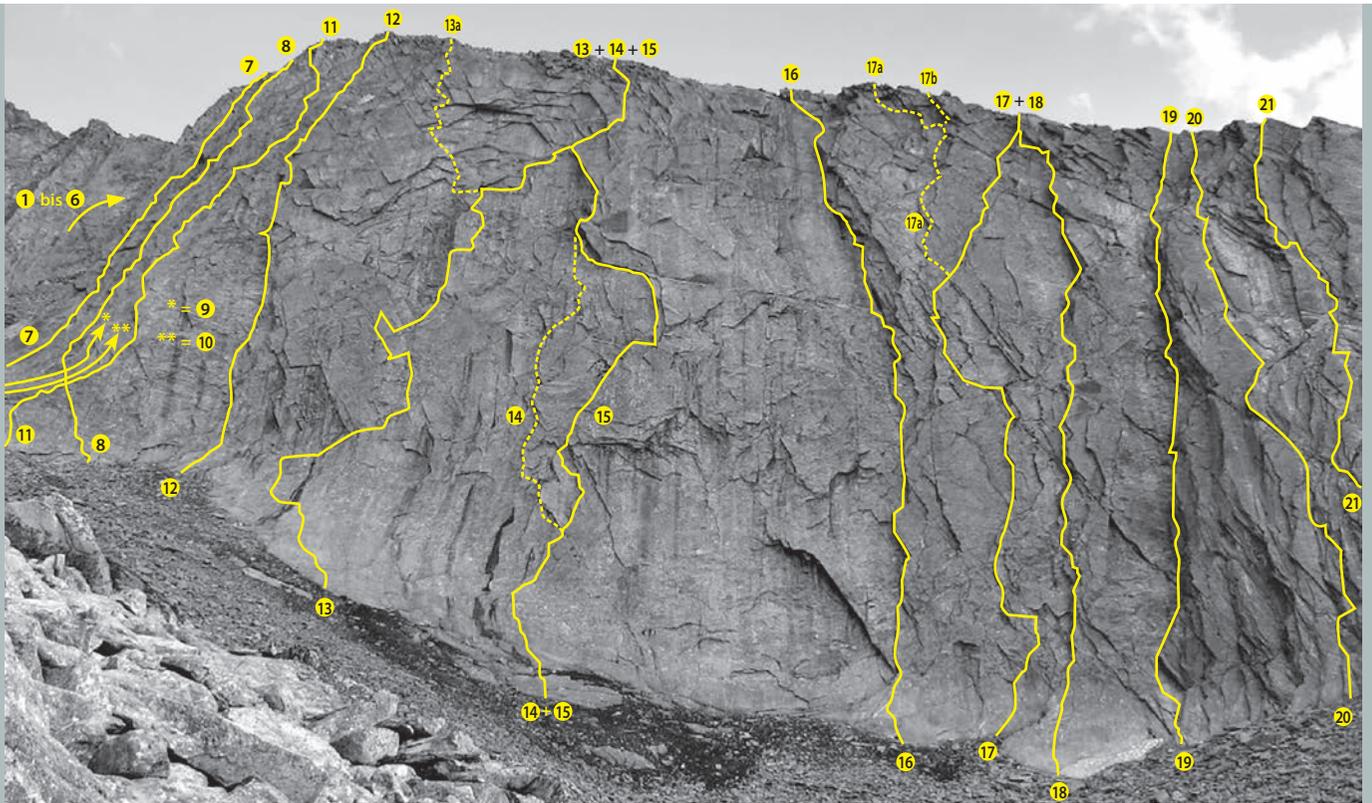
Die neue Maxime lautete: einen Gutteil der Routen wiederholerfreundlich eingerichtet zu hinterlassen und somit eine Renaissance des Alpinkletterns einzuleiten, wofür diese Wand durch den kurzen Zustieg, die kaum vorhandenen objektiven Gefahren und den gemütlichen Abstieg prädestiniert zu sein schien. Zwar nach wie vor ohne Bohrhaken, aber mit ausreichend Normalhaken und Sanduhren abgesichert, sodass alpine

Einsteiger nicht zu Tode stürzen müssen, wenn sie nicht geistesgegenwärtig, geschickt oder cool genug sind, im richtigen Augenblick den richtigen Keil im richtigen Placement aus der richtigen Kletterstellung unterzubringen. Wo sie es aber üben können, bis sich Routine einstellt, sodass sie langsam, aber sicher in das eigenverantwortliche Klettern hineinwachsen und dem Abenteurer mehr Raum geben können, sodass der Fels, der durch die modernen Bohrhakenlinien oft nahezu nur mehr Sportgerät ist, wieder zum gebührenden Naturereignis wird.

Mit Darshano als vorwiegend Seilschaftsführendem wurden zwei Dutzend wunderschöne Neutouren eröffnet, zwei Drittel davon wurden in einem Zustand – gesichert mit Normalhaken und Sanduhren – hinterlassen, der Wiederholungen im „Quick-Trad-Stil“ zulässt und somit relativ kugelsicher genießbare Kletterabenteuer ermöglicht. Die Gliederung dieser Routen in sieben philosophisch gefasste Trilogien haucht der Wand zusätzliches Leben ein, verschafft ihr einen unverwechselbaren Charakter und gibt sportlich ambitionierten Alpinkletterern Ansporn für Enchainements.

Umgeben von Hochfeiler, Schrammacher, Fußstein, Olperer, Gefrorener Wand und Hohem Riffler, von Furtschaglhaus, Olpererhütte, Friesenbergshaus, Dominikushütte, Schlegeis-Restaurant und dem türkisgrünen Schlegeis-Stausee mit seiner atemberaubend überhängend glatten Stauwand, befindet sich die Spiegelwand in einem Ambiente, wie es majestätischer nicht sein könnte. Nur wenige Routen verlangen die Beherrschung des VIII. bzw. IX. Grades, der Gutteil der Routen liegt im VI. und VII. Schwierigkeitsgrad. Kein Wunder, dass einige Routen bereits viele Wiederholungen und beste Kritiken erhalten haben und dass die Spiegelwand in kürzester Zeit zu einer der meist bekletterten hochalpinen Wände der Zillertaler Alpen avanciert ist.

Im Dezember 2009 eröffneten die Eiskletterstars Albert Leichtfried und Benni Purner dann in der NW-Grat-Nordseite der **Sagwand** die Eis-Mixed-Route „Moonwalk“ (WI6 M7, 1000 m) und im Dezember 2010 holten sich David Lama, Jorg Verhoeven und Heiko Wilhelm die erste Winterbegehung der Nordwand-Diagonale bis zum Gipfelgrat des **Schrammacher** (IV, M3/4, 700 m).



## Die sieben Spiegelwand-Trilogien (von Ost nach West)

### NORDOSTWAND (verdeckt)

#### Evviva-Trilogie:

- 1 Viva Maria, VII-
- 2 6 giorni di decenne Chiara, VI+
- 3 7 Tage vor Al Danelli, VI+/VII-

#### Exlibris-Trilogie:

- 4 Roter Punkt aus Wolfsblut, VI-/VI  
Jack-London-Ausstieg, VIII-/VIII
- 5 Siddartha-Sinter, VI+/VII-
- 6 Thrill Eulenspiegel, VI+/VII-

### Nordnordwest-Sporn/Eingang zu den sieben Trilogien:

Tor der 7 Spiegel, V+/VI- (ganz rechts, nicht mehr im Bild)

### NORDNORDOST-BUG

#### Ethno-Trilogie:

- 7 Die Kinder froh-spiel-gesund, VI+
- 8 Die Kinder vom Spiegelgrund, VII-
- 9 Die Kinderschar kunterbunt, VI+

#### Eldorado-Trilogie:

- 10 Eisvogel, VI+
- 11 Quarz-Leopard, VI+/VII-
- 12 Granit-Alligator, VII+

### NORDWAND

#### Ether-Trilogie:

- 13 Der geschneigelte Pater, VIII-/VIII
- 13a Paternoster-Ausstieg, VII-
- 14 Der gestiefelte Kater, VII-
- 15 Der gespiegelte Vater, VIII/VIII+

#### Égalité-Trilogie:

- 16 Weddingbells, VII+/A0 bzw. IX-
- 17 Old Shatterhand, VII-
- 17a Winnetou-Ausstieg, VII-
- 17b Cold-Schottahand-Ausstieg, VIII-/VIII
- 18 Der Schulterklopfer, VII-/VII

#### Ethik-Trilogie:

- 19 Bold 9,58, VII-/VII
- 20 Friend 2,57, VII-/VII
- 21 End 2056, VII-

## 2011

Mit neuen Mehrseillängenrouten an den **Taufenkopf-** und **Kaselerwänden** begann der genauso umtriebige wie coole und leistungsfähige Uwe Eder gemeinsam mit Darshano und Fränky, aber auch in Seilschaft mit anderen Freunden eine neue Erschließungswelle im talnahen und mittleren Bereich einzuleiten. Die vorangegangene tal-

nahe Erschließungswelle, deren Aktivitäten hauptsächlich auf Reinhold Scherer – den Mastermind des Sportkletterns in Österreich und inspirierenden Steilwand-Skiartisten – und mitunter auch auf Uwe zurückgingen, lag nun schon rund zehn Jahre zurück, doch im Unterschied zu damals wurde jetzt – speziell im Doppel-Quartett rund um „Sei Poet“ und „Be cool“ – fast durchwegs auf Bolts

### Lärmstangen-Ostwand:

„Irrfahrt der Jugend“ in der Lärmstangen-Ostwand wurde 1982 von Darshano L. Rieser und Paul Koller mit nur sieben Zwischenhaken erstbegangen. Seither rankte sich um die Wand ein regelrechter Mythos. Die erste Wiederholung der Route – 29 Jahre später – durch Weltcup-Gesamtsieger Jorg Verhoeven und Staatsmeister Mark Amann im Jahre 2012 wurde für den NKBV Alpin-Award nominiert. Man darf gespannt sein, ob bis zur dritten Begehung der Lärmstange weitere 29 Jahre vergehen werden oder ob der Nimbus nun gebrochen ist.

© Darshano L. Rieser



verzichtet und: Diese Erschließungswelle zog diesmal immer weitere Kreise. Immer mehr Kletterer begannen – vor allem motiviert durch Uwe – Mehrseillängen-Routen einzurichten. Inzwischen sind rund vierzig (!) Erstbegeher im Zillertal aktiv (siehe Factbox).

Als Übergang zur hochalpinen Saison gelang Darshano – auf Initiative von Fränky – mit ihm und Anderl als Seilschaftsdrittem mit der Erstbegehung „Schwindelfrei“ (VII+) noch ein kleines Gustostückl, indem er eine – natürlich auch hier wieder bohrhakenfreie – Routenlinie durch den steilen Wandgürtel der **Reatwand** rechts der Lachtalscharte fand, die bisher alle geheimen Aspiranten wegen des stark überhängenden oberen Wandteils und der „Kalkkögel-Felsqualität“ abgeschreckt hatte.

Im Sommer und Herbst fand dann einerseits die bohrhakenfreie Erschließung der **Spiegelwand** durch Darshano, Fränky und Anderl mit einigen letzten Neutouren ihren vorläufigen Abschluss, andererseits eröffnete Daniel Kopp mit

seinem Bergführerkollegen Andi Nothdurfter als Kontrast dazu eine Bohrhakenroute durch die **Olperer-Nordostwand**, die bis dahin frei von Bolts gewesen war, und schuf damit eine hochalpine „Plaisir“-Route, den „Bergführerweg“ (V+/A0, Stände und Zwischensicherungen gebohrt). Am anderen „Ende“ der Schwierigkeitsskala richtete Kopp mit Mathias Schiestl eine Route am **Reichenspitz-SW-Pfeiler** ein, die zwar noch nicht vollständig rotpunkt geklettert ist, aber in etwa im oberen IX. Schwierigkeitsgrad einchecken dürfte. Somit hat Kopp nach 2005 („Schönheitsfleck“) auch 2011 den Bohrhaken im hochalpinen Schwierigkeitsklettern etabliert und bestätigt.

Im krassen Gegensatz dazu sorgte ein Abenteuer der ganz anders gewürzten Sorte für einen Paukenschlag: Dem Weltcup-Gesamtsieger von 2008, Jorg Verhoeven aus Utrecht, gelang in einer internationalen Seilschaft mit dem Speed-Staatsmeister, -Weltcupsieger und Kletter-Landestrainer Mark Amann aus Vorarlberg die zweite Begehung der am Rande des Hintertuxer Gletschers großteils überhängend emporragenden **Lärmstange**. Um die bereits 1982, also 29 Jahre zuvor, von Darshano L. Rieser und Paul Koller mit nur sieben (!) Zwischenhaken erstbegangene Lärmstangen-Ostwand, die geologisch gesehen übrigens der erlesenen Gesteinsart Marmor zuzuordnen ist, und schon Größen wie Hermann Buhl zum Rückzug gezwungen hatte, rankte sich seither ein regelrechter Mythos. Alle noch so ambitionierten und namhaften Wiederholungsanwärter bissen sich trotz verbessertem Material und zum Teil mitgebrachter Beherrschung des zehnten Schwierigkeitsgrades an dieser ursprünglich mit VII+ bewerteten Route die Zähne aus. Verhoeven und Amann werteten das Lärmstangen-Testpiece „Irrfahrt der Jugend“ in den achten Grad auf und bezeichneten die Route als „das Wildeste, was sie bisher alpin gemacht haben“.

Ergänzend: Der Lärmstangen-Nordostgrat, der von Zillertaler Bergführern vor einigen Jahren mit Bolts saniert wurde (Standhaken und Zwischenhaken), ist seither ziemlich beliebt (IV+, 300 m). Furchteinflößende Blicke in die Lärmstangen-Ostwand sowie die Nähe des Hintertuxer Gletschers geben der Tour ein besonderes Flair.

Im November gelang dem Mitglied des DAV-Frauen-Expeditionsteams Charlotte Gild gemein-

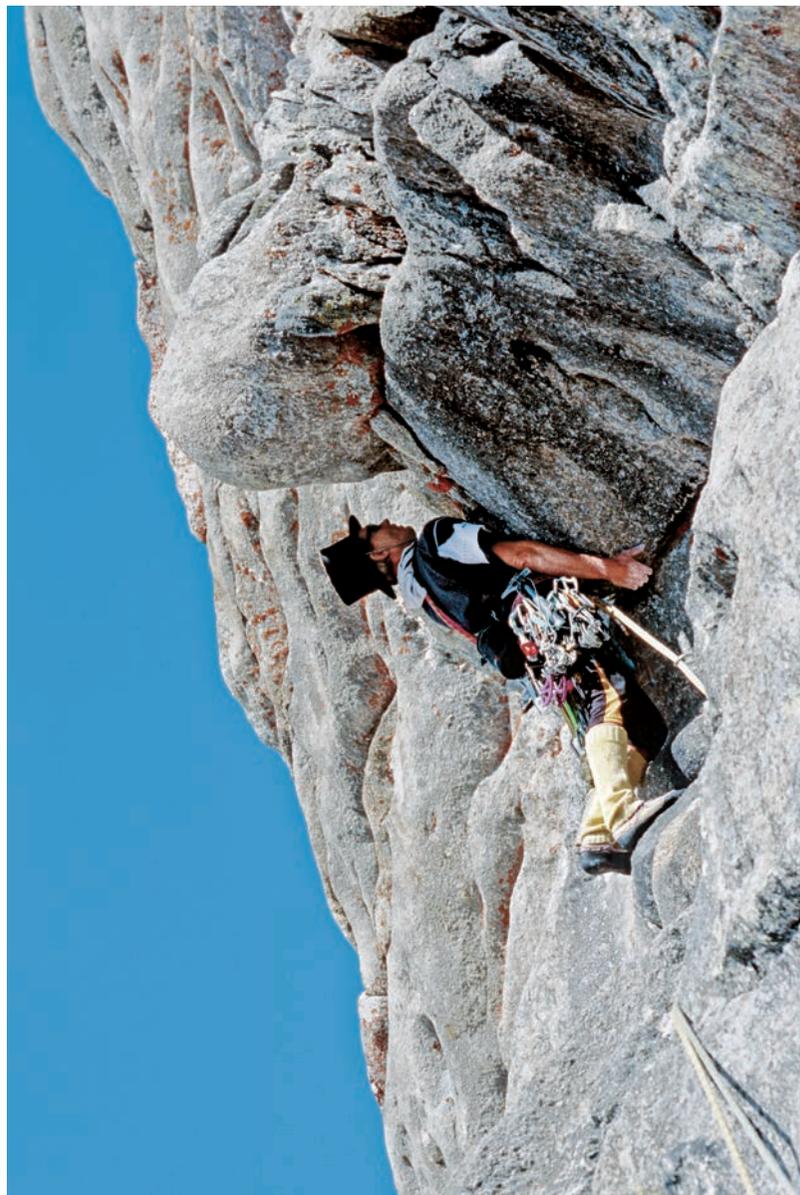
sam mit Berni Bliemsrieder, Uli Viertler und Seppi Rottmoser die zweite Winterbegehung der Nordwand-Diagonale am **Schrammacher** und im Dezember legte David Lama sein erstes Solo an der **Sagwand** hin: die Westliche Nordwandrinne mit der Erstbegehung des „Lama-Ausstiegs“ (5m 90°, Rest 50–75°). Im April dieses Jahres hatte sich David bereits mit zwei Brettl'n die Sagwand-Nordseite hinuntergestürzt: Erste Steilwandbefahrung der Nordflanke (50–55°, 800 m, solo) und erste Steilwandbefahrung des Nordcouloirs (45–50°, 600 m) mit Reini Scherer. Beide Linien sind klassikerverdächtig!

## 2012

Inspiziert von den sieben Spiegelwand-Trilogien bereitete der vielfache Solo-Kletterer aus Mayrhofen, Tschak Gredler, der teilweise auch mit Johnny Egger aktiv ist, eine Trilogie durch die drei Wände hinauf zum Skigebiet Penken vor und lud Darshano zur ersten Rotpunktbegehung und zugleich ersten Enchainement-Begehung ein. Auch die Erstbegeher Christian Steger, Lois Stöckl und Florian Wechselberger folgten diesem Beispiel und schufen ein bolt-gesichertes Trilogie-Pendant hinauf zum Actionberg der Mayrhofner Bergbahnen.

Hochalpin gelang Daniel Kopp im Sommer die erste Solobegehung des Habeler-Risses am Reichenspitze, während sich Anderl Aschenwald wieder vermehrt als Bergführer zur Verfügung stellte und sich privat – wie an der **Spiegelwand** mit der Linie „Weddingbells“ (VII+/A0) – mit Schwiegersohn Peter Summerer heuer an der **Wilhelmer Ostwand** verwirklichte, und zwar durch die Erstbegehung des „Schotta-Pfeilers“ (VIII), der zur Bestätigung der Schwierigkeitsbewertung auf Wiederholer wartet.

Auch die **Sagwand** bekam 2012 einige Kratzer ab: Im März machte David Lama einen auf Bonatti und eröffnete solo die extrem anspruchsvolle Neutour „Badlands“ (VI+/VII–, M5, WI4, A1, 700 m). Nach dem Motto „I'll be back!“ schlug er im November mit Florian Klingler links von „Badlands“ noch einmal zu („Lama-Klingler“, M5/6, 80°, 550 m) und brettete im Dezember ein weiteres Mal solo die Nordseite hinunter: erste Skibefahrung der 45° steilen Nordrinne der Hohen Kirche am rechten Ausläufer der Sagwand. Wie man sieht, sind hier,



im oberen Stockwerk der „Ewigen Jagdgründe“, nicht nur die stillen „Einsamen Jagdgründe“ zu Hause, sondern auch die „Eisigen Jagdgründe“.

## 2013

Bereits im März ging die nächste Sensationsmeldung von der Sagwand durch die Presse: die erste Winterbegehung vom legendären „Schiefen Riss“. Dieses 800 Meter hohe Bravourstück von Hias Rebitsch am **Sagwandpfeiler** aus dem Jahre 1947 wurde wegen eines angeblichen Felsausbruchs über lange Zeit für nicht mehr kletterbar gehalten

Darshano unter dem überhängenden „Ei des Kolumbus“ während der gleichnamigen Erstbegehung in der Spaten-Westwand in dem für ihn typischen Stil: keine Bohrhaken, reine Freikletterei, von unten eröffnet

© Hanspeter „Jesus“ Schrattenthaler



**Namensgebende  
Felsnase: „Das Schwert“  
(VI+), Spaten-Westwand,  
2004**

**Rechts: Die Crux von  
„Kein Stein aus der  
Krone“ (VII-), Drei Könige**

**Unten: Peter Habeler (li.)  
und Darshano L. Rieser  
nach der Olperer-Nord-  
westwand**

© Hanspeter Schrattenthaler  
(oben), Anderl Aschenwald  
(unten)

ten. Erst 29 Jahre später bewiesen Heinz Maria-  
cher, Peter Brandstätter und Hans Hölzl in bester  
Lynn-Hill-Manier („It goes, boys!“) das Gegenteil;  
Darshano stürmte 1982 mit Anderl gar in sechs-  
einhalb Stunden durch den „Schiefen Riss“ und  
bescherte der Eiger-Nordwand der Ostalpen, wie  
die Sagwand auch genannt wird, ihre schnellste  
Begehung. Und jetzt, 2013, wurde sie von Hans-  
jörg Auer, David Lama und Peter Ortner also erst-  
mals im Winter erklommen! Erklommen im wahr-  
sten Sinne des Wortes, denn der einhellige Kom-

mentar der drei „Frozen Lopsided Crackies“ nach  
zweitägiger Fels- und Mixedklettere bei extre-  
men Minusgraden war: die härteste Biwaknacht,  
die sie je hatten!

Trotzdem kehrte David zwei Monde später zur  
Kreissäge zurück und eröffnete bei winterlichen  
Verhältnissen free solo den **Sagwand-Mittelpfei-  
ler** (800 m, M5/6), der zwischen der „Rieser/Lind-  
ner“ (Darshano 1979) und dem klassischen Nord-  
pfeiler (Aschenbrenner/Mariner 1939) nach links  
ausschweifend zum Gipfel führt. Durch diese So-



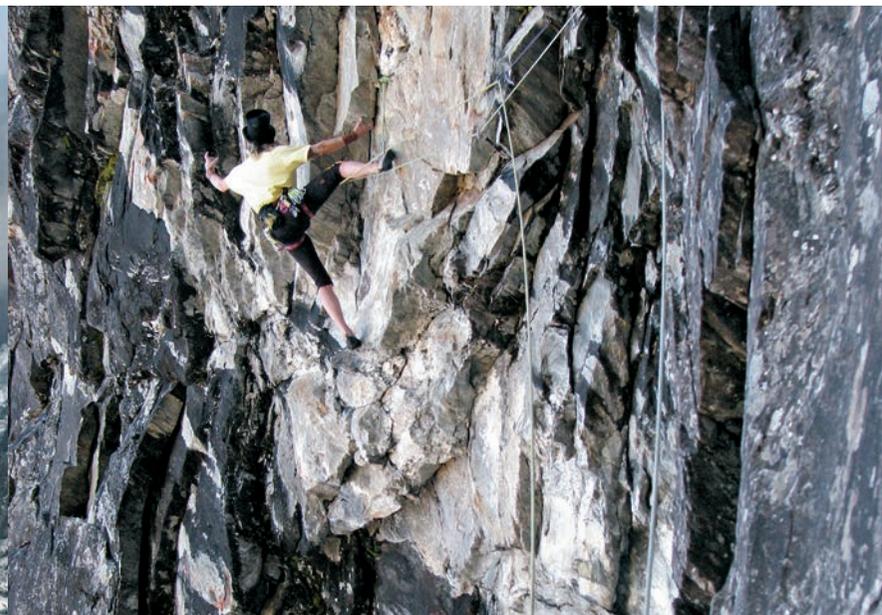
## Kreativ und stark: die Erstbegeher im Zillertal

Da sind einmal die üblichen Verdächtigen, die mit  
dem Chronisten dieses Beitrags unterwegs sind,  
sprich Hanspeter „Jesus“ Schrattenthaler und Anderl  
„Schotta“ Aschenwald, mitunter Peter Summerer und  
zuletzt vermehrt Franz „Fränky“ Heim – aber unab-  
hängig auch Uwe Eder, Daniel Kopp und die Pfund-  
Brüder, vor allem der nerven- und bärenstarke Mike.  
Zunehmend hinterlassen aber auch junge Kletter-  
stars wie David Lama, Jorg Verhoeven, Katharina  
Saurwein, Hansjörg Auer, Peter Ortner, Albert Leicht-  
fried, Mark Amann, Benni Purner und Konsorten ihre  
hochalpinen Spuren in den Zillertaler und Tuxer Al-  
pen. Und wenn man den talnahen und mittelhohen  
Bereich noch dazunimmt, sind es gar an die rund  
vierzig Erstbegeher, die im Zillertal in den letzten Jah-  
ren mehrseillängenmäßig aktiv geworden sind.

**Hochalpin:** Darshano L. Rieser, Hanspeter „Jesus“  
Schrattenthaler, Anderl „Schotta“ Aschenwald, Franz  
„Fränky“ Heim, Peter Summerer, Uwe Eder, Mathias  
Schiestl, Mike und Tom Pfund, Manni Ender, Daniel  
Kopp, Andi Klotz, Andi Nothdurfter, David Lama, Jorg  
Verhoeven, Kathi Saurwein, Hansjörg Auer, Peter Ort-  
ner, Florian Klingler, Albert Leichtfried, Benni Purner

**Talnah:** Uwe Eder, Kristina Graf, Darshano L. Rieser,  
Franz „Fränky“ Heim, Mike Pfund, Günter Mitterer (†),  
Roland Messer, Tschak Gredler, Johnny Egger, Christ-  
ian Steger, Flori Wechselberger, Stöckl Lois, Hermann  
Schiller, Benni Bliem, Michl Schragl, Reinhold „Noscht“  
Gruber, Franz Kröll, Mike Kreidl, Wolfgang „Wolle“  
Rauch, Guy Kröll, Fritz Amann, David Lama, Jorg Ver-  
hoeven (Stand 2013)

**Eis:** Barni Schiestl, Martin Höllwarth, Daniel Kopp



lo-Erstbegehung erst recht auf den Geschmack der Zweifuß-Seilschaft gekommen, kraxelte David im Sommer noch allein durch die alte Nordwand (IV) und eröffnete im Dezember – wieder partnerbefreit – eine weitere Neutour an der Sagwand: die nur lumpig absicherbare Hohe-Kirche-Nordverschneidung (90°, WI 4, M4/5, VI+/VII–). Hut ab. Diese kühnen „David gegen Goliath“-Aktionen dürften wohl der nächste große Eiskletter-Meilenstein nach der „Krönung“ (Darshano/Schrattenthaler 1989, AVF Zillertaler Alpen, Nr. 1829) sein. Es ist also nicht verwunderlich, dass David Lama kurz nach diesen Husarenstücken an der Sagwand auch das sensationelle Kunststück gelang, dem Cerro Torre die geschichtsträchtige erste freie Begehung der mythischen Kompressorroute abzuluchsen.

Aber jetzt von der Sagwand, vom „Schiefen Riss“, oder, wie er auch genannt wird, vom „Schrägen Riss“, zur „Schrägen Welt“. Franz „Fränky“ Heim, der ebenso sympathische wie talentierte Spätberufene, aber hurtig promovierte Neutour-Vorsteiger, war es, der die Wand dazu entdeckte und die Initiative entwickelte, in sie einzusteigen: die **Torwand** am Torsee. Idylle par excellence. Fränky und Darshano eröffneten die Route „Schräge Welt“ (VI+/VII–) und entdeckten dabei in schräger Entfernung die Riffler-Mauer-Westwand, wo ihnen 2014 (nach Redaktionsschluss ☺) mit „Es werde

Licht“ (VI+/VII–) ein weiteres Alpin-Ambrosia gelang. Apropos Entfernung: „Far Away“ oder „Weit von Zeug“ heißt jene Neutour in einer anderen Ecke der Zillertaler Alpen, die der inzwischen dreifache Kletterweltmeister der Bergführer, Mathias Schiestl, als Seilschaftsführender mit Anderl Aschenwald und Peter Summerer in der Westwand der **Madereggspitze** eröffnet hat (VII–), kurz nachdem Darshano mit Anderl links davon die Erstbegehung „Apogäum“ (VII) auf einen noch unbenannten Gipfel gelungen war, der angesichts der damals kurz bevorstehenden Geburt von Darshanos zweitem Sohn in der nunmehr siebenköpfigen Familie **Joshua-Spitze** getauft wurde. Und obwohl diese hochalpinen, bis zu 300 Meter hohen Westwandfluchten südlich des Grundschartners nur über einen Steig erreichbar sind, der vom Stillupgrund aus in drei- bis vierstündigem Marsch bewältigt werden muss, wird man wohl noch einiges von diesen „Westalpen Österreichs“ zu hören bekommen.

## Literatur und Webtipps

Walter Klier: Alpenvereinsführer Zillertaler Alpen, 12. Auflage, München 2013.

<http://darshano.klettergaudi.com/>

Uwe Eder: Mehrseillängen-Routen im Zillertal, Topo-Kletterführer, Vertical-Life (in Vorbereitung)

„Weihrauch, Chlorit & Myrrhe“ (VIII+/IX–) an den Drei Königen gehört nach „Steps across the border“ (X–) mit zu den schwierigsten hochalpinen Erstbegehungen Darshanos (hier bei der Rotpunkt-Durchsteigung der Schlüsselseillänge).

© Hanspeter Schratenthaler

Links: „Die Krönung“ hat eine bewegte Geschichte: gescheiterte Versuche 1986 und '87, schließlich Vollendung durch Darshano/Schrattenthaler 1989 und gleich darauf Zweitbegehung durch Orgler/Wiedmann im Glauben einer Neutour (1990), bis sie am Ausstieg auf Abseilhaken der Erstbegeher stießen. Hier im Bild schwingt „Jesus“ das damals noch primitiv-stockgerade Eisgerät.

© Darshano L. Rieser

# BergFokus

Auslandsbergfahrten – Expeditionen – Fernreisen

Kann Tourismus so einfach sein? Auf dem Weg zum Kangchenjunga Base Camp in Ostnepal trifft der Trecker auf diese Almhütte, in der man zur Not auch schlafen und seine Batterien aufladen kann. Ähnlich mögen die Reisenden vor gut 200 Jahren die Alpen, z. B. auch im Zillertal (siehe Seite 10ff.), erlebt haben. 2012 zählte man dort erstmals über sieben Millionen Nächtigungen. Bereistwerden ist auf Dauer ein folgenreiches Geschäft. Entdecken Sie in den folgenden Beiträgen die unterschiedlichen Aspekte des Reisens, von den ersten außeralpinen „Kundfahrten“ bis zum internationalen Bergtourismus heute.



HEAR 19 BATTERY CHAIRS

# Die Brandung der Ferne

Hans Magnus Enzensberger,  
der Jakobsweg  
und mein schlafender  
Onkel Viktor.  
Kleine Annäherung an  
Geschichte und Theorie  
des Tourismus

>> Horst Christoph



Zwischen dem Ende des 18. und der Mitte des 20. Jahrhunderts vollzog sich in Mitteleuropa „die Entfaltung einer Sache, von der wir kaum wissen, ob wir sie zu der unsern oder ob sie uns zu den ihrigen gemacht hat: des Tourismus. Dieser Satz steht ziemlich am Anfang einer zwanzigseitigen Polemik, die 1958 in der deutschen Kulturzeitschrift „Merkur“ erschien. Seither sorgte sie für anhaltende heftige Kontroversen.

Der Titel des Textes lautet „Vergebliche Brandung der Ferne. Eine Theorie des Tourismus“. Ver-

re, Staatsmänner und Gelehrte, Studenten und Bettler, Pilger und Verbrecher. Vor allem aber ... Kaufleute“.

Reisen war noch im 18. Jahrhundert beschwerlich, wie wir von Mozart wissen, wenn der Reisende nach einem Tag in der Postkutsche „wie gerädert“ am Ziel ankam. Und es war, nicht selten, wie uns „Die Räuber“ von Schiller erzählen, gefährlich.

Die Wurzeln des Tourismus macht Enzensberger in der englischen und deutschen Romantik fest. Diese habe die Freiheit, die die bürgerliche

## Die Flut des Tourismus ist eine einzige Fluchtbewegung aus der Wirklichkeit

Hans Magnus Enzensberger

fasser ist der Dichter und Kulturkritiker Hans Magnus Enzensberger, damals 29 Jahre alt. Ein Jahr davor war jener Essay erschienen, der ihn schlagartig bekannt machte: „Die Sprache des Spiegel“, eine Demaskierung des Jargons des deutschen Nachrichtenmagazins „Der Spiegel“. In seiner Auseinandersetzung mit dem Phänomen Tourismus stellt Enzensberger einleitend fest, dass in den gesamten eineinhalb Jahrhunderten, in denen es den Tourismus gibt, dieser zwar wiederholt scharf und höhnisch kritisiert, aber nie einer historischen Analyse unterzogen worden sei.

Was Kritik zu sein vorgab, sei Reaktion in doppeltem Sinne gewesen: zum einen die gesellschaftliche Reaktion auf Bedrohung oder Vernichtung der eigenen privilegierten Stellung. Reisen sollte exklusiv sein, dem Privilegierten vorbehalten bleiben. Und zum andern Reaktion im psychologischen Sinne. Die Gegenbilder, die die Kritik des Tourismus aufrichte, nähmen sich wie Reklametexte für den Tourismus aus. Die Kritik am Tourismus gehöre in Wahrheit zu diesem selbst. „Die Enttäuschung, mit der der Kritiker auf ihn reagiert, antwortet auf die Täuschung, die er mit dem Tourismus teilt.“

Es folgt eine historische Analyse des Reisens, um den Tourismus davon abzugrenzen: „Immer schon war es die Not, waren es biologische und wirtschaftliche Zwänge“, die „eine winzige Minorität“ veranlassten, zu wandern: „Soldaten und Kurie-

Revolution nur scheinbar hervorgebracht habe, die aber in der Realität der Arbeitswelt und der politischen Restauration zu ersticken drohte, in idealisierenden Bildern festgehalten. Diese Bilder hätten die Revolution gleichzeitig verraten und aufbewahrt. Sie hätten sie verklärt und „entrückt in die Fernen der Imagination, bis sie räumlich zum Bilde der zivilisationsfernen Natur, zeitlich zum Bilde der vergangenen Geschichte, zu Denkmal und Folklore gerann“. Dies, „die unberührte Landschaft und die unberührte Geschichte“, seien „die Leitbilder des Tourismus bis heute geblieben“. Dieser sei „nichts anderes als der Versuch, den in die Ferne projizierten Wunschtraum der Romantik leibhaftig zu verwirklichen“. Das konnte nicht gelingen, trotzdem versucht der Tourismus verzweifelt, mit immer neuen Slogans das Unmögliche herbeizureden, um aber immer wieder zu scheitern. „Wie der Igel im Märchen den keuchenden Hasen am Ziel des Wettlaufs immer schon höhnisch erwartet“, so komme dem Tourismus allemal seine Widerlegung zuvor.

Wir brauchen nur die Slogans vom Urlaub als der Zeit des Seele-baumeln-Lassens zu vergleichen mit dem Stress, den allein die Planung eines verlängerten freien Wochenendes verursacht, um eine Ahnung dessen zu bekommen, was Enzensberger meint. Was er an Material zusammenträgt, von den genialen Strategien des englischen Pauschalreise-Erfinders Thomas Cook bis zum ersten

Europakarte aus Stierler's Hand-Atlas über alle Theile der Erde, nach dem neuesten Zustande, Gotha, bei Justus Perthes 1848

Hotel-Trust, der Ritz-Kette, zeigt, dass er an das Thema – zum ersten Mal – mit der Gründlichkeit des Historikers herangeht.

Dabei weist er eine Schlüsselrolle in der Geschichte des Tourismus dem Bergsteiger zu, weil dieser die romantische Ideologie des Tourismus, die Suche nach dem „Elementaren“, „Unberührten“, dem „Abenteurer“, besonders rein verkörpert und auch hier die Dialektik walte, dass das Unberührte immer erst in der Berührung vergegenwärtigt werden kann. Weshalb es darauf ankomme, der Erste zu sein: der Erstbesteiger, der Entdecker, der, welcher die weißen Flecken auf der Landkarte tilgt. Robert Falcon Scott, Roald Amundsen, Edmund Hillary, lauter Touristen? Wenn wir daran denken, wie rasch die Besteigung des Mount Everest zur „Commercial Expedition“ wurde, ist das nicht so abwegig. Nur wenig länger dauerte es, bis Fahrten zum Nordpol buchbar wurden. Übrigens weist Enzensberger auch den Vereinsalpinismus als postromantische englische Erfindung nach. 1857 gründete E. S. Kennedy in England den Alpine Club, die erste Vereinigung von Bergsteigern, schon fünf Jahre vor dem Österreichischen Alpenverein.

Die Faszination, die der Enzensberger-Essay ausstrahlt, führt dazu, dass man alles, was auch nur entfernt mit Tourismus zusammenhängt, durch die „Enzensberger-Brille“ sehen zu müssen

glaubt. Und meist hat das auch seine Berechtigung, wenn man nur die „Erfindung“ der „Seven Summits“, der höchsten Gipfel jedes Kontinents hernimmt, zu denen dann flugs die „Seven Second Summits“, die zweithöchsten Gipfel kamen. Auch harmlose „Events“ (das Wort gab es bei Erscheinen der Enzensberger-Schrift noch gar nicht) fallen einem da ein, wie ein Festival der regionalen Küche in der Steiermark oder Kletterfestivals auf einer griechischen Insel.

Ein touristisches Phänomen, auf das der Autor ausdrücklich verweist, ist das „Life-Seeing“, das an die Stelle des „Sight-Seeing“ getreten sei: *„Wie die Leute, die man besucht, in Wirklichkeit leben, das wird als neuer Gegenstand touristischen Interesses eingesetzt.“* „Man wohnt bei Privatleuten“, schrieb Hans Magnus Enzensberger, *„an deren Alltag man teilzunehmen vorhat“*. Das war einmal die Sommerfrische und später die Privatzimmervermietung. Wie weit der „Urlaub am Bauernhof“ dafür relevant ist, sei dahingestellt. Gibt es denn überhaupt noch Bauern? Oder gehört ihre Existenz nicht auch schon zur täuschenden Reklame der Tourismuswelt?

Der Faszination über den brillanten Text des deutschen Intellektuellen muss die Frage nach seiner Wirkung folgen. Hat er etwas beeinflusst? Auf keinen Fall unmittelbar, genauso wenig wie Enzensbergers „Spiegel“-Bashing den Jargon des

Eine Schlüsselrolle in der Geschichte des Tourismus fällt den Bergsteigern zu. Die Geburt des Alpinismus läßt sich auf das Jahr 1787 datieren. Damals bestieg Saussure als erster den Mont Blanc. Aber erst siebzig Jahre später begann die goldene Zeit der Alpinisten. Führend waren dabei die Engländer. [...]

Die Schlüsselrolle des alpinistischen Vorstoßes beruht darauf, daß er die romantische Ideologie des Tourismus besonders rein verkörpert. Er richtet sich auf das „Elementare“, das „Unberührte“, das „Abenteurer“: unter welchem Namen das Ziel auch verstanden wird, ändert an der Dialektik des Vorgangs nichts: indem es nämlich erreicht wird, ist es auch schon vernichtet. Nicht zufällig verbindet sich der touristische Zugriff mit den Methoden

des Leistungssports. Da das Unberührte immer erst in der Berührung vergegenwärtigt werden kann, kommt es darauf an, der Erste zu sein. So kommt es zum Wettlauf um die Erstbesteigung, zum Erhaschen des Rekords. Vernes Romanheld Phileas Hogg setzte seine Ehre darein, „in 80 Tagen um die Erde“ zu reisen. Noch die Satelliten, die wir in den Himmel schießen, eifern ihm nach, indem sie ihn unterbieten.

Auch die Entdeckungsreisenden werden zu Touristen. Die romantische Aura, die den früheren Entdeckern erst nachträglich verliehen wurde, fällt ihnen schon bei Lebzeiten zu. Wie den Alpinisten die unbestiegenen Gipfel, so faszinieren den Forscher die weißen Flecken auf der Landkarte. Das Jahrhundert begreift ihre Vernichtung als

Nachrichtenmagazins entscheidend verändert hat. Langfristig sind aber sehr wohl Veränderungen vor sich gegangen. Positive, aber auch negative. Bleiben wir im alpinen Bereich und bei Fragen der Nachhaltigkeit. Einerseits gehört die Abwasserreinigung zu den selbstverständlichen Standards auf AV-Hütten, andererseits ist die künstliche Beschneidung zur Saisonverlängerung längst in die Gletscherregionen vorgestoßen.

Eine grundsätzliche Frage zu Enzensberger bleibt. Wie weit ist die „Brandung der Ferne“, die nicht erfüllte und nicht zu erfüllende post-romantische Sehnsucht, tatsächlich das einzige Motiv des Tourismus? Kann nicht vielleicht die pure Lust an der Bewegung, am Klettern, Radfahren, oder auch bloß Gehen ein starkes Reisemotiv sein, vielleicht eine Erklärung für die anhaltende Beliebtheit des Jakobswegs?

Für mich als passioniertem Radfahrer hatte sich etwa schon lange vor der Öffnung der Ostgrenzen der Wunsch entwickelt, Österreich einmal mit dem Fahrrad zu umrunden – ein Spiel ohne Ziel, nur mit einigen Spielregeln, etwa der, die Umrundung im Uhrzeigersinn auf der grenznächsten Straße außerhalb Österreichs zu unternehmen. Gleich nach dem Fall des Eisernen Vorhangs tat ich das, in vielen Etappen, und war erstaunt, dass ich nach einer Reportage über die Fahrt einen Leserbrief erhielt von jemandem, der

das Gleiche auf der grenznächsten Straße innerhalb von Österreich unternommen hatte.

Zu einem anderen Spiel inspirierte mich ein bloßes Wort, „Parallelo 45“, das an der Straße zwischen Venedig und Ravenna den 45. nördlichen Breitengrad anzeigt. Das Spiel, die Erde auf der dem 45. Breitengrad nächsten Straße zu umrunden, blieb, bis auf eine erste, viertägige Etappe von Chioggia nach Turin, Fantasie.

Nicht nur die Freude an der Bewegung kann ein, von Enzensberger unbemerktes Reisemotiv sein, sondern auch das Gegenteil davon, der Wunsch nach Bewegungslosigkeit, nach Stillstand, nach absoluter Ruhe. Mir fällt da mein Onkel Viktor ein. Sommer für Sommer fuhren wir zum Baden nach Lignano. Und was tat dort Onkel Viktor? Er schlief. Die ganze erste Woche schlief er. Gerade dass er zu den Mahlzeiten aufstand, um sich dann gleich wieder niederzulegen. Die ganze Sippe pflanzte ihn. Warum er denn überhaupt mitgefahren sei. Schlafen hätte er doch daheim auch können. Das stimmte natürlich nicht. Onkel Viktor wollte die für ihn wichtige Erholung gemeinsam mit seinen Lieben erleben. Und nach einer Woche hatte er dann genug geschlafen und klinkte sich wieder in die familiären Aktivitäten ein: vom Baden über den Besuch der Gelateria bis zum Tarockspielen. Hans Magnus Enzensberger hätte er nicht verstanden.

*Der unten zitierte Text von Hans Magnus Enzensberger: Vergebliche Brandung der Ferne. Eine Theorie des Tourismus (Merkur, XII. Jahrgang, 8. Heft, 1958) steht online gegen eine geringe Download-Gebühr unter folgendem Link zur Verfügung: <http://volltext.online-merkur.de/> Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors.*

seine Aufgabe. Die Männer, die sich ihr unterziehen, von Livingstone bis zu Hillary, werden als Helden gefeiert. [...]

Wie die Pioniere, meist zu ihrem Widerwillen, bald erkennen mußten, blieb es bei ihrer privilegierten Rolle nicht. Die Gesellschaft, deren Interesse sie trug, verfolgte mit ihnen ihr eignes. Wer ihnen Ruhm spendete, war schon auf ihren Fersen. Das mündige Bürgertum bedachte sie mit einem Nimbus, den es sich selber zu verschaffen hoffte, indem es sich in die Wiederholung ihrer Taten stürzte, die Tourismus heißt. Die Freiheit, die diese im Fels des Berner Oberlands, im Eis der Polarkappen, in den äquatorialen Dschungeln gewonnen zu haben schienen, sollte bald von allen als ein neues Menschenrecht verlangt werden.

Freilich waren die touristischen Nachtreter nicht gewillt, den hohen Preis jener Freiheit zu erlegen. Das neue Menschenrecht, sich von der eigenen Zivilisation in der Ferne zu befreien, nahm die harmlosen Züge der Urlaubsreise an. Doch pochen die Touristen bis heute ohnmächtig auf die Wertzeichen des Abenteuerlichen, Elementaren, Unberührten. [...]

Längst hatte sich inzwischen der Sieg des Tourismus als Pyrrhussieg erwiesen, längst war das Fernweh nach der Freiheit von der Gesellschaft, vor der es floh, in ihre Zucht genommen worden. Die Befreiung von der industriellen Welt hat sich selber als Industrie etabliert, die Reise aus der Warenwelt ist ihrerseits zur Ware geworden. [...]



# Aufbruch ins Unbekannte

Eine kleine Kulturgeschichte des Reisens

>> **Gaby Funk**

*Gereist wurde schon immer, doch wer konnte, hat dabei die gefährlichen Berge umgangen. Diejenigen, die sich in die Berge wagten, hatten einen dringenden Grund dafür. Ab dem 18. Jahrhundert änderte sich das: Die Berge und ihre Naturlandschaften wurden zum Ziel von Wissenschaftlern, Bildungsbürgern, Romantikern und schließlich von Bergsteigern, die aus den unterschiedlichsten Motiven auf die Berge stiegen. Der Bergtourismus begann – mit Folgen bis heute und für die kommenden Generationen.*



*Dieselben Dinge täglich bringen um.*

*Neu zu begehren, dazu verhilft die Lust der Reise.*

*Sie frischt die Erwartung nicht bloß an, bevor die Reise angetreten,  
sondern tut das mitten im Genuss des Sehens. ...*

Ernst Bloch, Prinzip Hoffnung

Schon vor Jahrtausenden besiedelten Menschen die verborgenen Täler in den Bergregionen und fanden in den Bergen ihre Jagdgründe. Sie sammelten wertvolle Steine, wie Silex für Werkzeuge oder Edelsteine für Schmuck und zum Tauschen. Zudem hielten sie im Sommer Vieh auf den höheren Weiden mit kräuterreichem Gras. Verborgene Täler boten gute Jagdgründe, aber auch Rückzugsorte und Schutz für religiöse Minderheiten, Räuber oder Geächtete. Dank ihres Verstands lernten die Bergbewohner mit der Zeit, sich durch Fell- und Lederbekleidung an die gebirgige Umgebung anzupassen, mit den kälteren und längeren Wintern, den Stürmen, den Stein- und Schneewüsten, den Muren- und Lawinenabgängen. Auch viele Hilfsmittel beim Bergsteigen, wie Seile, Steigeisen, Skis und Eisgeräte haben ihre Wurzeln in der Vorzeit.

Die Berge galten völlig zu Recht als gefährlich. Wer sie nicht unbedingt durchqueren musste, der umging sie in großem Bogen. Oft waren es taktische Überlegungen, die Heerführer dazu brachten, mit ihrer Armee die Gebirge zu durchqueren und dabei hohe Pässe zu überschreiten: Neben den bekannten Heerführern, die vor den Bergen nicht zurückschreckten, wie Alexander der Große, Hannibal, Cäsar, Karl der Große oder Napoleon, gab es noch viele andere.

Daneben gab es auch religiös motivierte Reisen in die Berge: Eine der beeindruckendsten überlieferten Abenteuerreisen der Weltgeschichte (mit der Bedeutung des Begriffes „Abenteuer“ im Sinne eines Aufbruchs ins Unbekannte mit hohem persönlichen Risiko und ungewissem Ausgang), überlebte der buddhistische Mönch Fa Xian (350 bis 422 n. Chr.). Im Jahr 399 brach er von seinem Kloster in China nach Indien auf, um von dort heilige buddhistische Schriften zurückzubringen, weil es damals in China noch keine gab. Dabei durchquerte er in einer fünfzehnjährigen

**Wer als Individualreisender unterwegs ist in touristisch kaum erschlossenen Gebieten, der benötigt viel Geduld. Die Schweizer Kletterstars Nina Caprez, Stefan Siegrist und Begleiter reisen per Anhalter durch Kirgistan.**

© [visualimpact.ch/Rainer Eder](http://visualimpact.ch/Rainer Eder)

Odyssee mit seinen Gefährten Zentralasien, die Wüste Gobi, die riesigen Gebirge des Hindukusch, des Karakorum und Himalaya, bis sie zu den Klöstern am Ganges gelangten. Schon die Orientierung in diesen riesigen, fast unbesiedelten und unkartierten Naturräumen, einer wahren „terra incognita“, war eine Meisterleistung. Ganz zu schweigen von den Problemen der Versorgung mit genügend Nahrung und Wasser, den extremen Witterungsbedingungen, dazu noch Steinerschlag, Lawinen, Krankheiten und Banditen. Nach Fa Xians Rückkehr – dabei bevorzugte er diesmal die Schiffsreise – übersetzte er die mitgebrachten heiligen Schriften. Es war eine Reise, die hinsichtlich des Abenteuercharakters mit den großen Entdeckungsreisen der Seefahrer und Polarforscher problemlos mithalten kann.

### Abenteuer-Reisen und be-abenteuerte Reisende

Die großen Entdeckungsreisenden waren alle Abenteurer, da sie Neuland, „terra incognita“, erforschten und dabei hohe Risiken eingehen mussten. Der Begriff „Abenteurer“ stammt etymologisch vom Begriff der „aventure“ oder „âventiure“ (von lat. ad ventura „das, was geschehen soll“) und bezeichnet vor allem in den Artusromanen seit Chrétien de Troyes die Bewährungsproben und Abenteuer, die der jeweilige Held zu bestehen hat. Die Verwendung des Begriffs „Abenteurer“ hat in der neueren Zeit inflationär zugenommen: Eine geführte 24-Stunden-Wanderung gilt heute genauso als Abenteuer wie eine buchbare Canyoningtour in einer technisch leichten bekannten Schlucht, die Teilnahme an der schönen Fjällräven Classic Wanderung in Schwedisch Lappland, das Barfußlaufen auf einem eigens dafür präparierten „Weg der Sinne“, eine Übernachtung im Freien oder ein Anfängerkurs fürs Tangotanzen. Offensichtlich ziehen die Begriffe „Erlebnis“ oder „Erlebnisreise“ für das Sammeln neuer Erfahrungen aus Marketinggründen nicht mehr gut genug.

Nach Siegbert A. Warwitz, Germanist, Sportwissenschaftler und Wagnisforscher, sind Abenteurer *„Herausforderungen, deren Bewältigung persönlichen Einsatz, Mut, Angstkontrolle und Wagniskompetenz erfordert. Der Ausgang ist dabei ungewiss und kann dem Wagenden auf physischer, emotionaler und mentaler Ebene Schaden*

*und Leid zufügen.“* Beim Pseudoabenteurer werde dagegen nur der Schein eines wirklichen Abenteurers erweckt. Warwitz schreibt, dass Anbieter durchorganisierter Reisen heutzutage gerne Bezeichnungen wie „Abenteuerreise“ oder „Expedition“ für ihre Angebote verwenden würden zur Befriedigung des Spannungsbedürfnisses ihrer Klientel. Tatsächlich schließen die Sicherheitsvorkehrungen sowie die technische und organisatorische Abwicklung durch den Veranstalter ein Scheitern mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit aus. Außerdem werde dem passiv „Be-abenteuerten“ (Warwitz) die Eigenverantwortung durch den Veranstalter weitestgehend abgenommen. Der Abenteuerhungrige habe fast keinen Einfluss auf das Geschehen, dem Scheinabenteurer würden die Elemente und der Reiz des Misslingen-Könnens und der Eigenverantwortung fehlen, die der Pädagoge und Urvater der Erlebnispädagogik Kurt Hahn als konstitutiv für das Abenteuer angesetzt habe. Yvon Chouinard, weltberühmter Yosemite-Kletterer, Autor und Gründer der Firma Patagonia, formuliert „Abenteurer“ so: *„Adventure is, when you screw up, when your neck is on the line and when you have to get your ass outta there“* (Es ist ein Abenteuer, wenn du dich an der Wand hochwindest, wenn es um deinen Hals geht und du deinen Arsch da rausbringen musst). Auch die zahlreichen „aufregenden“, adrenalinreichen Stationen der Vergnügungsparks, von der Gespensterbegegnung bis zur Achterbahnfahrt oder einem Bungee-Sprung, müssen demnach als Abenteuer aus zweiter Hand bezeichnet werden, da sie sich beliebig oft mit demselben Ausgang des Erlebnisses wiederholen lassen. Mit jeder Wiederholung lässt die Kickintensität weiter nach. Auch hier fehlt laut Warwitz die reale Gefahrenbedrohung, die selbsttätige Gestaltung der Abläufe und die Eigenverantwortung als Voraussetzung für das eigentliche Abenteuer.

### Pilgerfahrten und spirituell motivierte Reisen

Ob nach Frankreich zum Zisterzienserkloster von Clairvaux, in China zu den heiligen Bergen des Wutai-Shan, in Japan zur Besteigung des Fujisan, in Tibet die Umrundung des Kailash oder im italienischen Piemont der Aufstieg zum Gipfel der Rocciamelone (3538 m) – Bergwallfahrten oder Pil-



gerreisen zu Klöstern, heiligen Stätten und Gipfeln gehören in den unterschiedlichsten Kulturen und Religionen zur gelebten religiösen Spiritualität. Die bedeutendsten Pilgerziele – die verschiedenen Jakobswege durch ganz Europa, die zuletzt durch die Pyrenäen nach Santiago de Compostela in Spanien führen, über die Alpen zu den heiligen Stätten Roms oder sogar bis nach Jerusalem – sind inzwischen längst als spezielle Pauschalangebote bei Reiseveranstaltern buchbar. Laut einer Statistik des Pilgerbüros in Santiago de Compostela erreichte im Heiligen Compostelanischen Jahr 2010 die bisherige Rekordzahl von 272.135 Pilgerinnen und Pilgern das Ziel aller Jakobsweg-routen: Santiago. Auch wenn in diesem besonderen Jahr 2010 laut Reglement der Kirche – wie im Mittelalter – durch Erfüllen spezieller Voraussetzungen für die Pilger ein Sündenerlass möglich war, erklärt das sicherlich nicht den starken Anstieg von Pilgern in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren. In den unzähligen Erlebnisberichten, darunter dem lesenswerten „Ich bin dann mal weg“ von Hape Kerkeling, wird die Bewältigung dieses bedeutenden Pilgerwegs heutzutage weniger als Mittel zur Buße und Sühne oder als Ausdruck des Hoffens auf ein Wunder verstanden denn als ein Weg zu sich selbst. Das Pilgern gilt heute sowohl für Katholiken oder Protestanten als auch Agnostiker als ein Mittel zur „Entschleunigung“, zur Reflexion, vielleicht auch zur Sinnsuche und Neuorientierung. Zusammenfassend lässt sich feststel-

len, dass das Wandern auf spirituell besetzten Pilgerwegen heute zunehmend als Gegenwelt verstanden wird, in der man den stressigen Alltag hinter sich lässt und Probleme ausblenden oder in Ruhe über sie nachdenken kann. Selbst eingefleischte katholische Pilger berichten, dass sie beim Wandern nicht beten. Vielen der heutigen Pilgerweg-Wanderer mag es ähnlich ergehen wie anderen Touristen: Je gefragter und „in“ ein Urlaubsort oder eine Freizeitbeschäftigung ist, desto attraktiver wirkt das Urlaubsziel auf andere.

### Die Vermessung der Berge

Die Anerkennung der wissenschaftlichen Erkenntnisse und Entdeckungen, die zur Entstehung der Geologie als Wissenschaft führte in Abgrenzung zur biblischen Schöpfungsgeschichte, war ein langer und sehr schwieriger Prozess. Zwar behauptete der muslimische Gelehrte Avicenna schon im 11. Jahrhundert, dass die Berge infolge von Erdbeben und Erosion durch Wasser und Wind entstanden seien, doch die meisten christlichen Autoren des späten Mittelalters glaubten, dass die Sintflut die Erdoberfläche geformt habe. Noch 1650 berechnete der Erzbischof von Canterbury anhand der Angaben in der Bibel, dass die Erde am 23. Oktober 4004 vor Christus erschaffen worden sei. 1669 entwickelte der dänische Geologe Nicolaus Steno anhand von Gesteinsproben die Grundlagen der Geologie, nachdem er erkannt hatte, dass Berge verschiedene Gesteinsschichten aufweisen.

**Jakobspilger wandern auf vielen verschiedenen Routen quer durch Europa zu ihrem Ziel in Santiago de Compostela in Spanien.**

**Links: Zwei zufriedene und glücklich wirkende Pilger in Santiago. Sie haben es geschafft.**

*Foto: Eva Gruber*



Versteinerte Muscheln und Schnecken auf den Höhenzügen des Jura und in anderen Gebirgsregionen beschäftigten die Forscher bei der Frage nach der Entstehung der Gebirge: Wurden diese Fossilien bei der Sintflut hier abgelagert oder entstand die Erde auf ganz andere Art und ist dementsprechend viel älter?

© istock.com

„Die bekannteren Höhen über der Meeresfläche“ aus Stierler's Hand-Atlas „über alle Theile der Erde, nach dem neuesten Zustande, und über das Weltgebäude“. Gotha, bei Justus Perthes 1848

In den Bergen eröffneten sich plötzlich neue, spannende Fragen und Forschungsbereiche zur Entstehungsgeschichte der Erde, die sich als viel älter erwies, als sich der Mensch damals überhaupt vorstellen konnte. So wurden die Berge im 18. und frühen 19. Jahrhundert zum Ziel von Wissenschaftlern.

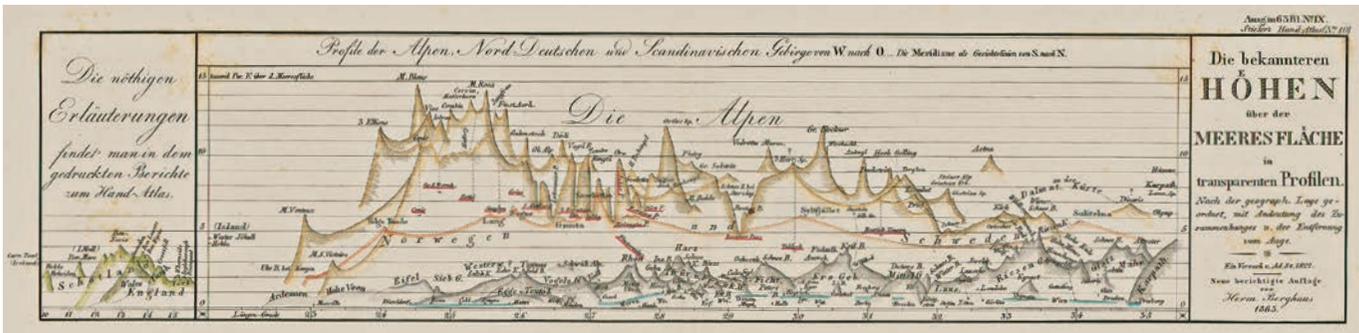
Die unterschiedlichsten Theorien über ihre Entstehung und ihren Aufbau beschäftigten die Forscher genauso wie die Frage, wie Fossilien, die eindeutig aus dem Meer stammen, auf die Gipfel der Berge gelangen konnten oder wie Gletscher entstehen und sich fortbewegen. Die Veröffentlichungen steigerten das Interesse nur noch mehr. Der Deutsche Johannes Stumpf (1500–1557), der in Bubikon, Schweiz, als Pfarrer arbeitete, begann 1544 eine Reise durchs Wallis bis nach Lausanne und in die Berner Region, woraufhin er die „Schwyzer Chronica“ über die Geschichte und Topographie der Alpen verfasste, die bis ins 18. Jahrhundert ein Standardwerk war und auch den Theologieprofessor Josias Simmler (1530–1576) inspirierte. Dieser verfasste die erste Schrift „De Alpibus Commentarius“, die sich nur mit den Alpen und den Überlebensstrategien bei ihrer Durchquerung beschäftigte. So empfahl er einen Alpenstock wie auch Steigeisen, die „um der Glätte des Eises entgegenzuwirken, am Fuße zu befestigen sind“. Bei der Überquerung von Gletschern riet er zu einem um die Taille gewickelten Seil, und dazu, dass man bei Kälte immer in Bewegung bleiben müsse.

Als Begründer des wissenschaftlichen Alpinismus gilt im Allgemeinen der Genfer Naturwissenschaftler Horace Bénédict de Saussure (1740–1799), dessen lange Touren und Forschungsaufenthalte in den Bergen sowie sein detailbesessener Wissensdurst die Grundlage bildeten für sein

bedeutendes vierbändiges Werk „Voyages dans les Alpes“ (Reisen durch die Alpen), das in den europäischen Salons der Gebildeten zirkulierte, gelesen und diskutiert wurde.

Diesem Werk ging allerdings ein Bericht über Chamonix und seine kuriosen Sehenswürdigkeiten voraus, den auch de Saussure besaß, bevor er erstmals nach Chamonix reiste: Bereits im Juni 1741 waren der englische Aristokrat William Windham und der erfahrene Reisende Richard Pococke mit sechs anderen „Gentlemen“ und fünf Bediensteten von Genf samt Feuerwaffen zu Pferde aufgebrochen nach Chamonix, wo sie sich von drei Jägern hinaufführen ließen zu einer Hochebene oberhalb des spaltenzerrissenen Gletschers, dem heutigen Montenvers. Windham schwärmte in seinen später veröffentlichten Aufzeichnungen vom Ausblick auf den Gletscher, der ihn fast sprachlos gemacht habe: *Ich kann kaum beschreiben, was ich sehe, da nichts von dem, was ich kenne, diesem auch nur im Geringsten ähnelt.* Er beschrieb schließlich den Gletscher „als ein von starkem Wind aufgewühltes Meer, das zu Eis erstarrt war!“

Seine Beschreibung und die seiner Nachfolger lockten fortan immer mehr Bildungsreisende und Wissenschaftler nach Chamonix und zum Mer de Glace und weckte auch de Saussures Neugier. Als dieser 1760 im Alter von zwanzig Jahren erstmals nach Chamonix reiste und bei einer Wanderung zum Brévent den Mont Blanc jenseits des Tales in voller Größe sah, setzte er eine Prämie aus für denjenigen, der diese eisige Gipfelkappe als Erster besteigen sollte, was 26 Jahre später den beiden Chamoniarden, dem Kristallsucher Jacques Balmat und dem Arzt Dr. Michel Paccard, am 8. August 1786 gelingen sollte. Im Jahr darauf gelang auch de Saussure selbst beim zweiten Versuch die Besteigung des Mont Blanc, zusammen mit



Balmat und 17 weiteren Führern, die nicht nur de Saussures Instrumente schleppten, sondern auch sein Bett mit Matratze und Vorhang. Am Gipfel stellte er vier Stunden lang wissenschaftliche Untersuchungen an. De Saussure schrieb nach seiner Mont-Blanc-Besteigung: *Mein Ziel war nicht nur, den Gipfel zu erreichen. Ich musste die Experimente machen, da nur sie dem Wagnis Sinn verleihen.* Später führte diese Kombination von Forschungsdrang und Freude am Bergsteigen dazu, dass aus den bergsteigenden Geologen, Botanikern, Kartographen, Glaziologen und Mineralogen motivierte Bergsteiger wurden, denen zahlreiche Erstbesteigungen und Erstbegehungen im „Goldenen Zeitalter des Alpinismus“ in den Alpen gelangen.

### Bergtourismus: Das Erhabene ruft

Bevor das Besteigen von Bergen selbst als lohnende Aktivität galt, musste im Zeitalter der Aufklärung erst einmal das Interesse an den Bergen geweckt werden. Bis ins frühe 18. Jahrhundert wurde Natur nur geschätzt, wenn sie fruchtbar war, Bodenschätze barg oder dem damaligen ästhetischen Anspruch von menschlicher Ordnung entsprach. Bereits 1729 war Albrecht von Hallers Gedicht „Die Alpen“ erschienen, das in den Salons der Aristokraten und Gebildeten viel Aufsehen erregte. In diesem Gedicht geht es allerdings weniger um die Naturlandschaft der Alpen als um deren Bewohner, die als glückliches, sorgenfreies, gastfreundliches und tugendreiches Bergvolk dargestellt werden, in direkter Abgrenzung zu den verwöhnten, dekadenten und verweichlichten Städtern.

Jean-Jacques Rousseau schwärmt in seinen weltberühmten Werken, wie der empfindsamen Schilderung der „Nouvelle Héloïse“ (1760) oder den „Rêveries d'un promeneur solitaire“ (Träumereien eines einsamen Spaziergängers), von der Stille und Einsamkeit der Berge, die er als Individuum für seine Gefühlswelt brauche zur „Zwiesprache mit der Natur“. Das Wallis beschreibt er als „ein staunenswertes Gemisch von wilder und bestellter Natur. Im Gegensatz zu früher wird das Schwindelgefühl oder das Erschauern beim Blick in die Tiefe (aus sicherer Position) sogar als angenehm und inspirierend empfunden: Rousseau beschreibt den Blick in eine Schlucht entlang der



Straße von Lyon nach Chambéry folgendermaßen: „(...) deshalb konnte ich beruhigt in die Tiefe hinabblicken und mir das Schwindeligwerden nach Herzenslust verschaffen (...). Gerade dieses Schwindelgefühl behagt mir, sobald ich in Sicherheit bin.“ Eine wichtige Rolle spielt bei dieser ästhetischen Naturbetrachtung der Perspektivenwechsel, der auf einem Gipfel oder beim Blick hinab sowohl den erhebenden Überblick ermöglicht als auch den schwindelerregenden Blick in die Tiefe.

Dieser neue, ästhetische und romantische Blick auf die Bergwelt war ein kompletter Paradigmenwechsel, wurden die Alpen bis ins 17. Jahrhundert doch nur als ein zu überwindendes Hindernis betrachtet und die Berge selbst als abscheuliche Furunkel, Warzen oder Geschwulste auf dem Antlitz der Erde bezeichnet. Sie machten den Menschen Angst. Ein Zeugnis für diesen Paradigmenwechsel sind die Gärten der jeweiligen Zeit: Die Gartenanlagen im Barock, wie beispielsweise die zurechtgestutzten, streng nach geometrischen Mustern und Formen angelegten und zentralperspektivisch auf das Königsschloss zugereichten Gärten von Versailles, sind ein gutes Beispiel für die damalige Vorstellung der Menschen von Natur.

Mit dem Paradigmenwechsel änderte sich im 18. und 19. Jahrhundert auch die Gartengestaltung, vor allem in England: Anstatt Ordnung und Geometrie sollte sich in den Gärten das Prinzip



Horace Bénédict de Saussure hatte eine Prämie ausgelobt für die Erstbesteigung des Mont Blanc, die 1786 Balmat und Paccard gelang (oben).



Alexander von Humboldt war Naturwissenschaftler, Forscher, Entdeckungsreisender und Bergsteiger.

alle Abb. © Archiv des DAV, München



**Geführte Spaziergänge auf dem Gletscher waren ein „Muss“, der Blick in den Abgrund führte zum Erschauern.**

Gemälde um 1880,  
© Archiv des DAV, München

einer natürlichen Landschaft widerspiegeln, was an sich schon ein Widerspruch war: Der englische Garten wurde zu einem malerisch gestalteten Idyll im Sinne eines „begehbaren Landschaftsgemäldes“ nach dem damals neuen Sinn für Ästhetik, der als „romantisch“ bezeichnet wurde. In den englischen Landschaftsgärten gab es künstliche kleine Teiche, aufgeschüttete Hügelchen für den „erschauernden Aus- und Tiefblick“, hinzu kamen Wäldchen, Wasserfälle sowie Brücken, Pagoden, Bänke und andere „Möblierungen“ dieser Art. Das ging so weit, dass es Anfang des 19. Jahrhunderts in diesen Gärten sogar Eremitenbehausungen gab, in denen sich professionelle Eremiten zu vertraglich vereinbarten Zeiten aufhalten mussten, um die Gartenbesucher durch ihren Anblick zu erfreuen. Reiche gebildete Aristokraten, die vielleicht aus irgendeinem Grund selbst nicht reisen konnten, ließen sich daheim solche „Naturlandschaften“ nachbilden. Parallelen zu den heutigen Erlebnis-, Abenteuer- und Vergnügungsparks mit ihren TÜV-geprüften künstlichen Welten sind deutlich zu erkennen.

Alexander von Humboldt (1769–1859), der große Entdeckungsreisende, stellt diese „neue“



**Zur Überquerung von breiten Spalten, wie hier am Mont Blanc, dienten mitgebrachte Leitern. Die Führer nutzten Seile, Alpenstangen und Fußbeisen, eine Art Steigeisen.**

© Archiv des DAV München

Weise des Sehens und Wahrnehmens der alten gegenüber: *Von dem ewigen Schnee der Alpen, wenn sie sich am Abend oder frühen Morgen rötten, von der Schönheit des blauen Gletschereises, von der großartigen Natur der schweizerischen Landschaft ist keine Schilderung aus dem Altertum auf uns gekommen, und doch gingen ununterbrochen Staatsmänner, Heerführer und in ihrem Gefolge Literaten durch Helvetien nach Gallien. All diese Reisenden wissen nur über die unfahrbaren, scheußlichen Wege zu klagen; das Romantische der Naturszene beschäftigte sie nie.*

Die in der freien Natur lebenden Bergbewohner werden von Haller und Rousseau auf ähnliche Weise idealisiert wie später in den Reiseerzählungen des französischen Autors Louis Antoine de Bougainville (1729–1811) die Inselbewohner der Südsee. Bougainville umsegelte im Auftrag von Louis XV. von 1766 bis 1769 die Welt und begründete in seinen Schriften durch eine verklärende Darstellung der Bewohner von Tahiti den Mythos des „bon sauvage“ in der Reiseliteratur jener Zeit. Erst kritische, präzise beschreibende und am Leben der Südseebewohner tatsächlich interessierte Forschungsreisende wie Georg Forster (1754–1794), der zusammen mit seinem Vater an Kapitän James Cooks Weltumsegelung von 1772 bis 1775 teilnahm, sollten Ende des 18. Jahrhunderts den Mythos durch genaue Beobachtungen, echtes soziokulturelles Interesse und ohne den damals üblichen, verklärenden eurozentristischen Blick wieder zurechtrücken. Georg Forsters Reisebericht „Eine Reise um die Welt“ war nicht für die Wissenschaft, sondern für die Öffentlichkeit bestimmt und begründete die moderne Reiseliteratur. Er gilt bis heute als eines ihrer wichtigsten Werke.

## Die Grand Tour des Alpes

Wer unter den Aristokraten, Künstlern und Gebildeten der damaligen Zeit etwas auf sich hielt und es sich leisten konnte, der begab sich auf die „Grand Tour des Alpes“. Im Gegensatz zur Kavaliertour, bei der junge Adelige als Bildungs- und Erziehungsmaßnahme in Begleitung von Geistlichen oder Wissenschaftlern zu den berühmten Sehenswürdigkeiten der Antike in Italien oder Griechenland reisten und dabei hohe Gebirgspässe überquerten, wurden die Alpen schließlich selbst zum Ziel der Inspiration auserkoren von



Malern, Dichtern und Denkern oder des Großbürgertums, die sich diese – aufgrund der damaligen begrenzten Transportmittel – zwangsläufig lange und beschwerliche Reise leisten konnten. Das Reisen in den Alpen war zu dieser Zeit noch sehr umständlich und mühevoll: Die ersten Besucher erreichten beispielsweise Chamonix noch per Pferd, ab 1790 erfolgte die Anreise ab Genf zunächst per Postkutsche bis nach Sallanches. Von da an war der Weg so schlecht, dass man zu Pferde, mit Mulis oder mit einer schlichten Zweisitzer-Kutsche, dem „Char à banc“, weiterreiste, der an Engstellen von den begleitenden Führern rasch zerlegt und transportiert werden konnte. Erst 1867 wurde die Nationalstraße gebaut, die eine durchgehende Fahrt von Genf nach Chamonix ermöglichte. Per Bahn war Chamonix ab dem Sommer 1901 erreichbar.

Dreimal, nämlich 1775, 1779 und 1797, reiste Goethe in die Schweiz und die Alpen. Seine zweite Schweizer Reise von 1779, die ihn auch nach Chamonix führte, zeigt bereits die Verbindung von naturwissenschaftlichen Forschungen mit der damals neu entstehenden ästhetischen Naturbetrachtung. In „Die Briefe aus der Schweiz von 1779“ vermerkte er am 27. Oktober 1779, dass es immer mehr in Mode komme, die „Merkwürdigkeiten der Savoyer Eisgebirge“ zu besichtigen, und notierte sich am 5. November in Chamonix, dass er einen zuverlässigen Führer gefunden habe, der bereits seit 28 Jahren Fremde auf die Berge führe. Für einen Besuch von Chamonix war

der Zeitpunkt, Anfang November, zwar denkbar schlecht gewählt, dennoch berührte und faszinierte ihn der Blick auf das Mer de Glace und auf die Eiskuppe des Mont Blanc.

1823 wurde in Chamonix die erste Bergführervereinigung der Welt gegründet, die Compagnie des Guides, mit einem festen Reglement und nicht zuletzt einer gemeinsamen Kasse für verunglückte Bergführer, die die größte Not der betroffenen Familien lindern sollte. Die Tragödie mit vier Toten beim Abstieg vom Matterhorn durch die Gruppe um Edward Whymper, anlässlich der Erstbesteigung des Matterhorns von 1865, führte zur ersten gerichtlichen Untersuchung eines Bergunfalls und – vor allem in England – zu einem großen Interesse der Medien: „Warum vergeuden die Besten Englands ihr Leben, indem sie bislang unerreichte Gipfel erklimmen“, stand in einem Leitartikel der Times. Und obwohl Königin Victoria 1868 ihre Reise in die Alpen sehr genossen hatte, erkundigte sie sich nach weiteren tödlichen Bergunfällen im selben Jahr, ob man das Bergsteigen nicht verbieten könne. Dazu kam es zum Glück nicht, doch die empörte, kritische Reaktion der Öffentlichkeit wegen des „sinnlosen Besteigens von Gipfeln aus reiner Geltungssucht“ flammt auch heute sofort auf, wenn es zu größeren Tragödien an den hohen Bergen der Welt kommt, wie am Mont Blanc, Everest oder K2. Nur in den stark nationalistisch geprägten Phasen des Alpinismus schien bei tödlichen Unfällen die Kritik der Medien hinter der Verbreitung des Mythos vom „Hel-

**Bergsteigergruppe in den Westalpen, um 1900**

**Links: Blick vom Gornegrat auf das Matterhorn, Fotografie von 1895**

*beide Abb. © Archiv des DAV, München*

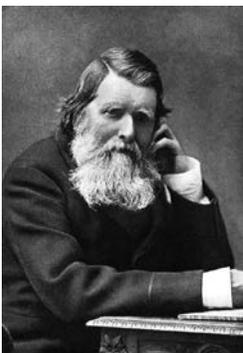


Postkarte von Montenvers, dem Aussichtspunkt über dem Mer de Glace in Chamonix. Montenvers war schon das Ziel von Windham und Pococke, den ersten „Touristen“ in Chamonix. Aber auch heute ist der Blick von dort oben über das Eismeer das Ziel aller Chamonix-Touristen. Auch wenn der Gletscher stark abgeschmolzen ist.

© Archiv des DAV, München

John Ruskin, der Kunstkritiker, Maler und Poet, war ein sprachgewaltiger Kritiker des Bergtourismus und Bergsteigens.

© Wikimedia



dentod zum Ruhme des Vaterlands“ in den Hintergrund zu treten.

Maler wie die Schweizer Caspar Wolf oder Gabriel und Mathias Lory sowie der Brite William Turner wurden angezogen durch die ästhetische Kraft des Hochgebirges, aber auch viele Dichter und Denker, wie Percy Shelley, Chateaubriand, William Wordsworth, Alexandre Dumas, Lord Byron oder Théophile Gautier, reisten nach Chamonix, Zermatt, Grindelwald, Luzern und Lauterbrunnen, um sich an den Schauplätzen der Natur von den beschriebenen Sehenswürdigkeiten inspirieren zu lassen.

Die besuchten Sehenswürdigkeiten waren mehr oder weniger stets dieselben und folgten den Beschreibungen der früheren Reisenden: Sie standen alle in Montenvers und schauten erschauernd hinab aufs Mer de Glace und alle blickten beim Spaziergang auf dem Gletscher mit Führer, ins Eis geschlagenen Stufen und Alpenstange in die gruseligen Abgründe der Gletscherspalten. Sie bestaunten die Wasserfälle im Lauterbrunner Tal im Berner Oberland, darunter vor allem den Staubbachfall, wanderten hinauf zur Rigi mit Blick über den Luzerner See, um von dort oben den Sonnenauf- und Sonnenuntergang zu beobachten, und übernachteten in den feinen Hotels, die nach und nach an diesen Schauplätzen für die anspruchsvolle Klientel gebaut wurden.

Der neue, freie Raum der Naturlandschaft, den der romantische Blick erschlossen hatte, wurde nun durch den Tourismus kolonialisiert. Beigetra-

gen haben dazu all die Reisebeschreibungen und Reisetagebücher derjenigen, die dorthin gereist waren.

Wer zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch die Schweiz reiste, kam ohne den „Ebel“ kaum aus. Die „Anleitung, auf die nützlichste und genussvollste Art in der Schweiz zu reisen“ von Johann Gottfried Ebel war 1793 erstmals erschienen. Ebel bot seinen Lesern detaillierte Angaben zu Reiserouten, Kosten und Ausrüstung. Ab 1844 gab Karl Baedeker seine Reiseführer heraus, die heute vom Baedeker-Verlag noch aktualisiert werden. Auch detaillierte Beschreibungen von Bergtouren und Tourenführer wurden von den Alpenvereinen herausgegeben oder in Zeitschriften veröffentlicht. Und schließlich gründete der Engländer Thomas Cook ab 1845 sein erstes Reisebüro, das sich innerhalb von drei Jahrzehnten zu einer weltumspannenden Organisation entwickelte. In Deutschland entstand das erste Reisebüro, das dem Tourismus diente, erst 1868. Während Cooks Reisen bereits auf die Bedürfnisse des breiten, kleinbürgerlichen Publikums zugeschnitten waren, bediente Karl Stangens Reisebüro in Berlin ausschließlich bessere Kreise. Erst nach dem Ersten Weltkrieg erkämpften sich die deutschen Arbeiter bezahlten Urlaub und konnten selbst auf Reisen gehen.

### Einer der ersten Tourismuskritiker in den Alpen

Ein großer Freund der Berge war auch der britische Kunstkritiker, Maler und Autor John Ruskin (1819–1900), der 1838 im Alter von 14 Jahren erstmals in die Schweizer Berge und nach Chamonix reiste und so fasziniert war, dass er fast jährlich mit seinen Eltern ins Hochgebirge reiste und schließlich mit „Die Bergesglorie“ eine Hymne an die Schönheit der Berge schrieb. Je öfter Ruskin in die Alpen reiste, desto kritischer wurde sein Verhältnis zu den Bergen. So ärgerte er sich zum einen über die Einheimischen, die seiner Meinung nach die Erhabenheit ihrer Berge nicht schätzten, und forderte, dass die Ehrfurcht vor den Bergen wiedergefunden werden müsse, und dass „wir, so weit wie möglich unserer modernen, versuchenden und erforschenden Tätigkeit und der Gewohnheit, die Berge hauptsächlich für gymnastische Übungen anzusehen, entsagen müssen“. Neben den Bergbewohnern galt seine Kritik also auch den Bergstei-



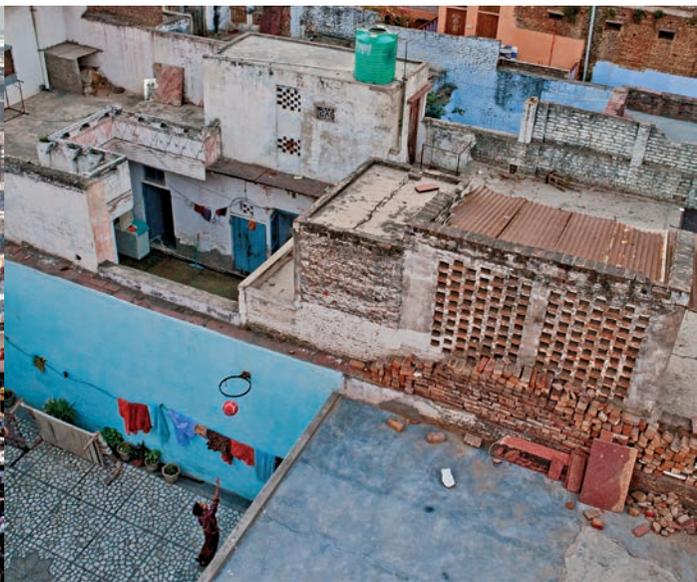
John Ruskins Gemälde „View from my Window at Mornex“. Die heutige Doppelgemeinde Monnestier-Mornex liegt an den Hängen des Mont Salève bei Annemasse.

© Wikimedia

gern, denen es seiner Meinung nach nur um die Erstürmung der Gipfel ging und sie den Sinn für die Erhabenheit der Bergwelt längst verloren hätten. Ruskin hatte die Bergwelt von Anfang an als schützenswert betrachtet, als Ort der Reinheit, der durch menschliche Spuren beschmutzt würde. Noch deutlicher wurde er 1868 in seiner Vortragsreihe „Sesam und Lilien“, wo er den Bergsteigern vorwarf, sie wollten doch nur schnellstmöglich von Ort zu Ort kommen und bei der Ankunft dieselbe Art von Amusement vorfinden, die sie aus Paris gewohnt seien. Er kritisierte, dass die Berge von ihnen nur wie eingeseifte Kletterstangen in einem Bärenzwinger betrachtet würden, um daran „mit lautem Freudengeschrei“ hinauf- und hinunterzuklettern.

Trotz seiner Kritik war Ruskin ein geschätztes Mitglied im British Alpine Club, dem er von 1869 bis 1882 angehörte. In „Sesam und Lilien“ nahm er Stellung dazu: *Was immer der Alpenverein getan hat oder noch tun wird, geschah aus einem ehrlichen Wissensdurst über die Berge, aus Freude an der jugendlichen Kraft und fast tierhaftem Spieltrieb. So haben sie gut und recht gehandelt und werden es künftig tun.* Und fügte dann hinzu: *Doch wozu sie sich vom Streben nach Wettkampf und Ruhm auch*

*angestachelt fühlen, das werden sie tun, weil nun einmal alle dummen, eitlen und schädlichen Dinge getan werden müssen.* Ruskin war einer der erste Mahner und Umweltschützer der Alpen, der seine Kritik in Büchern und Vorträgen vertrat und so ein breiteres Publikum erreichte. Seine kritischen Bemerkungen und Erkenntnisse klingen zeitgenössisch vertraut, angesichts der unterschiedlichen Strömungen und Vorstellungen in den Alpenvereinen, in denen heutzutage stets aufs Neue ein Konsens gefunden werden muss zu so konträren Positionen wie Naturschutz und Bergsport als Wettkampfdisziplinen, zu Großveranstaltungen im Alpenraum wie Olympischen Spielen und Weltmeisterschaften, zur ständig wachsenden Möblierung der Berglandschaft mit noch spektakuläreren Aussichtsplattformen, noch mehr Klettersteigen, noch mehr Liftanlagen und noch mehr Komfort auf den Hütten – oder eben nicht. Da versteht es sich in einem demokratisch strukturierten Verein von selbst, dass es diesbezüglich hin und wieder ganz schön knarzen muss im Getriebe. So lange Kritik möglich ist, konträre Ansichten offen diskutiert werden und Mehrheitsentscheidungen die Richtung vorgeben, ist doch alles in Ordnung.



Viel Verkehr, Staus und verstopfte Straßen, Schmutz, Lärm und Smog sind kennzeichnend für die Städte in Schwellen- und Entwicklungsländern wie hier in Uganda.

Rechts: Oft bestehen ganze Stadtviertel aus illegal errichteten Siedlungen aus Häusern, die oft instabil sind. Rechts ein Foto aus Indien.

beide Abb. © Reinhard Fichtinger

Die andere Seite sind die kulturellen Auswirkungen des Tourismus auf die Bereisten. Die Kritik daran hat eine lange Tradition: Bereits im 19. Jahrhundert wurde den Touristen ein im besten Falle oberflächliches Interesse an der Kultur der bereisten Gebiete unterstellt und gleichzeitig unerwünschte kulturelle Veränderungen bei den Bereisten beklagt durch eine Vereinheitlichung und Angleichung der Kulturen im Sinne des wirtschaftlichen Wohlstands und im schlimmsten Fall den Verlust der kulturellen Identität. Beispiele dafür sind Hochzeitszeremonien oder andere Rituale, die bei Besuch von Reisegruppen gegen Bezahlung aufgeführt werden, ohne Verbindung zum traditionellen Anlass und ohne Erklärung. Noch spezifischer sind die Vor- und Nachteile des Tourismus jedweder Form in Entwicklungs- und Schwellenländern.

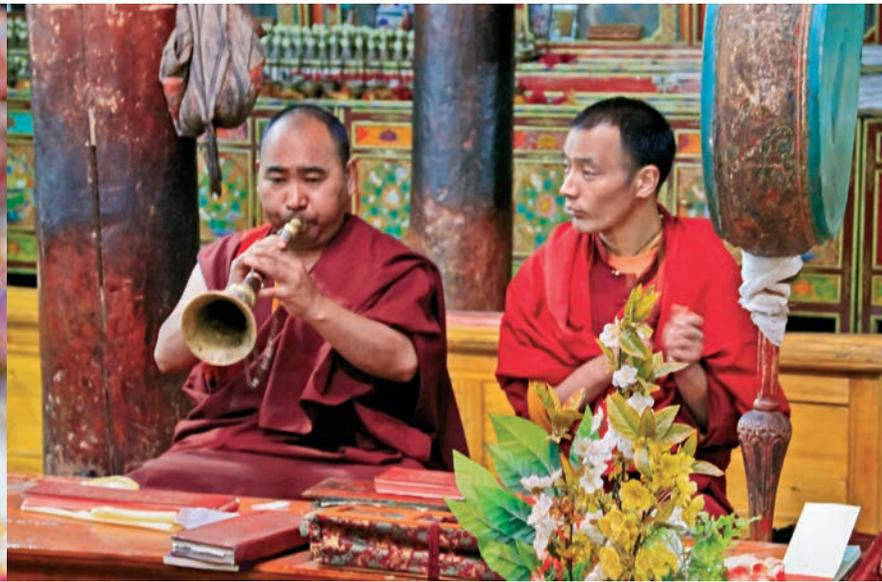
### Tourismuskritik im 20. und 21. Jahrhundert

*Der abendländische Tourismus ist eine der großen nihilistischen Bewegungen, eine der großen westlichen Seuchen, die an bösartiger Wirksamkeit kaum hinter den Epidemien der Mitte und des Ostens zurückbleiben, sie aber an lautloser Heimtücke übertreffen. Die Schwärme dieser Riesenzellen, Reisende genannt, überziehen die verschiedensten Substanzen mit dem gleichförmig schillernden Thomas-Cook-Schleim, so dass man schließlich zwischen*

*Kairo und Honolulu, zwischen Taormina und Colombo nicht mehr unterscheiden kann. (...)*

In der Zeitschrift Merkur vom August 1958 veröffentlichte Hans Magnus Enzensberger, der aus Kaufbeuren im Allgäu stammende brillante Schriftsteller und Analytiker, seine Theorie des Tourismus „Vergebliche Brandung der Ferne“ (siehe Seite 50ff.) Dort zitiert er den oben wiedergegebenen Textausschnitt aus Gerhard Nebels Buch „Unter Kreuzrittern und Partisanen“ (Stuttgart 1950), weil die Art und Weise der Kritik so charakteristisch sei für diese Zeit. Enzensberger hält Nebels Tourismus-Kritik für eine Denunziation, die darin gründet, dass der Tourismus seine einstige Exklusivität verloren habe. In diesem Zusammenhang zitiert er auch aus einem Werk des englischen Reisenden A. S. Shand (Old-Time Travel. Personal Reminiscences of the Continent Forty Years Ago compared with Experiences of the Present Day, London 1908): *Die Spielwiese Europas ist mit Sightseeing-Volk überschwemmt und die Heiligtümer [...] sind entweiht und zum Tunnelplatz der Masse erniedrigt worden.*

Hier äußert ein privilegierter Reisender auf arrogante Weise seinen Frust darüber, dass „die guten alten Reisezeiten“ vorbei sind und nun auch die weniger Privilegierten reisen können. Shands „Sternstunden“ in den Salons mit Berichten von seinen Reisen sind dadurch nun wohl vorbei, was bleibt ihm schon übrig, als seine einstige „Überle-



genheit“ durch Abwertung des Reisens seiner Nachfolger zu bekräftigen. So arrogant und abgehoben diese Kritik auch klingt: Auch hier wird man feststellen, wie „aktuell“ diese Themen noch immer sind, allerdings unter veränderten Vorzeichen, man denke nur an Stichworte wie „Ballermann“ oder auch manche Stereotype in der Kritik an den kommerziellen Achttausender-Expeditionen. Immer geht es auch darum, dass das Reisen die gesellschaftsbedingte Exklusivität früherer Zeiten verloren hat und nun auch der „billige Reisepöbel“ die Möglichkeit des Reisens bzw. Bergsteigens hat. Mit der Demokratisierung oder Vergesellschaftung des Reisens wurde der Tourismus zum Terrain der sozialen Abgrenzung, auf dem sich soziales Prestige gewinnen oder verlieren ließ und lässt.

Kern von Enzensbergers soziologischer Tourismusanalyse ist die These von der Flucht vor der alltäglichen Fremdbestimmung, in der sich der Mensch im „unfreien“ Arbeitsalltag der Industriegesellschaft befindet. Der geplante Fluchtversuch sei zum Scheitern verurteilt, da sich der Tourismus als „Befreiung von der industriellen Welt“ selbst zu einer Industrie entwickelt habe, die wie jede industrielle Produktion durch Normung, Montage und Serienfertigung gekennzeichnet sei. Zur Normung gehöre dabei die festgelegte Route von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit, aus einzelnen Bausteinen, die dann zu Packages „montiert“

werden müssten für die Serienfertigung und den Massentourismus.

Gerade diese gesellschaftsanalytische Eskapismus-These Enzensbergers, die zum Teil der Entstehungszeit (1958) geschuldet ist, wurde häufig kritisiert. Zweifellos wurde darin auch nicht berücksichtigt, dass es ganz unterschiedliche Formen des Reisens gibt, und dass Tourismus sehr viele positive Erfahrungen, wichtige Erkenntnisse und Erlebnisse vermittelt, auch wenn man kein echter Abenteurer, Entdecker oder Erstbesteiger ist, zumal der moderne Mensch längst alles getan hat, um die letzten weißen Flecken der Weltkarte zu vermessen und gleichzeitig als Sehnsuchtsziel zu mythisieren.

Die wenigen „echten“ Abenteurer, die eben jene „letzten“ weißen Winkel der Welt besuchen und darüber Vorträge halten oder Bücher schreiben, stecken ebenso in diesem nicht auflösbaren Widerspruch wie der „Normal“-Tourist: Bei den leicht erreichbaren Zielen wollen die Urlauber aus der Masse fliehen, um in der Hochsaison doch wieder mitten in der Masse am gleichen Ort zu landen; die Menschen suchen die unberührte Naturlandschaft und tragen zusammen mit ihren Reisegefährten selbst zur Zerstörung der unversehrten Landschaften bei; sie suchen Entspannung und Erholung und setzen sich doch beschwerlichen und stressreichen Reisewegen aus wie der Autobahn mit ihren kilometerlangen

**Feste mit Masken und Kostümen zu bestimmten Anlässen sind immer ein Touristenmagnet. Werden sie extra für die Touristen aufgeführt, dann verkommen sie zur reinen Folklore.**

**Links ein Umzug in Peru, rechts eine Klosterzeremonie in Ladakh.**

*beide Abb. © Johannes Pfatschbacher*

Staus in den Hauptreisezeiten. Oder anders: Werden in den Mitgliederzeitschriften des Alpenvereins oder in anderen Bergmagazinen Tagestouren z. B. in einer Skitourenregion vorgestellt, dann kann die Zahl der Skitourengeher dort schlagartig um ein Vielfaches zunehmen, als gäbe es plötzlich keine anderen Ziele mehr. Selbst der Individualtourist, der verächtlich auf die Gruppen-Pauschalreisenden großer Touristikkonzerne herabblickt, folgt immer einer bereits bekannten Reiseroute und verändert daran höchstens Kleinigkeiten. Dafür haben inzwischen die großen Touristikkonzerne längst komplett durchorganisierte Travelpackages mit Hotel- oder Besichtigungsvouchers für allein Reisende oder spezielle Themenreisen im Angebot.

### Anders Reisen

Sie nennen sich selbst „Alternative Rucksackreisende“, Backpacker, Trekker, Traveller oder Globetrotter. Man findet sie weltweit in den Tourismusregionen und früher war man vielleicht selbst auch so unterwegs. Sie fühlen sich dank ihrer Lonely-Planet-Führer weltweit daheim und den Pauschalreisenden oft völlig überlegen, weil sie sich selbst nicht als „Tourist“ sehen, „die alles kaputt machen“, sondern als umwelt- und sozialverträgliche Individualreisende. Sie haben oft ein knappes Reisebudget und sind auf der Suche nach den letzten Paradiesen dieser Welt.

Wie Günther Spreitzhofer in seinem Artikel „Rucksackrausch und Freizeitwahn – Drei Jahrzehnte Alternativtourismus in Südostasien“ (veröffentlicht im Buch „Trouble in Paradise – Tourismus in die Dritte Welt“) schreibt, komme man bei näherer Betrachtung aber rasch zum Ergebnis, dass ein Rucksack allein noch kein anderes, besseres, landesverträglicheres Reiseverhalten bedeutet, sondern oft nur die Billigvariante des kritisierten Tourismus. Teils wären Rucksackreisen heute selbst eine Form des Massentourismus, da die Routen durch die Tipps in den „Individual“-Führern zwangsweise auf ausgetretenen Pfaden zum nächsten Tipp führen. Spreitzhofer betont, dass Rucksacktourismus keine Alternative zum Ferntourismus sei, sondern nur eine Unterform auf Niedrigpreisebene mit ähnlichen Erscheinungsformen. Vom vielgerühmten „Sanften Tourismus“, der Sozial- und Umweltverträglichkeit kombinie-

re, könne dabei keine Rede sein. Egal in welcher Form – der sogenannte Alternativtourismus sei lediglich für die Reisenden alternativ, nicht jedoch für die Bereisten.

Ein günstiger Preis ist auch kennzeichnend für tatsächlich alternative, relativ neue Formen des Reisens, die sich mit den modernen Kommunikations- und Informationstechnologien im Internet entwickelt haben, wie den Wohnungstausch auf Zeit, z. B. mit jemandem, der auf der jeweils anderen Seite des Planeten lebt, oder aber das Couchsurfing, mittels dem man in Großstädten oft sogar gratis bei Leuten übernachtet und den Abend mit ihnen verbringen kann. So gewinnt man nicht nur Einblick in die Lebensweise der jeweiligen Gastgeber, sondern kann mit etwas Glück auch neue Freunde finden. Eine weitere interessante Art des Reisens sind die Volunteer-Programme verschiedener Organisationen, die die Möglichkeit bieten, freiwillig an sozialen oder ökologischen Projekten mitzuarbeiten. Das Angebot an Volunteer-Programmen ist groß und vielseitig, manche Projekte sind dabei umstritten, für manche muss man bezahlen, bei anderen arbeitet man für Kost und Logis, beispielsweise als Lehrer(in) in entlegenen Dörfern in Nepal oder Peru.

### Sanfter oder nachhaltiger Tourismus

Neben den kulturpessimistischen Kritikern wie Nebel und Shand, den Gesellschaftsanalitikern wie Enzensberger und Nachfolgern, gibt es noch die individualistisch-pragmatische Kritiktradition. Dazu zählte ab den 1980er-Jahren die Kritik am „Dritte-Welt-Tourismus“, an dem sich die negativen ökonomischen, ökologischen und soziokulturellen Folgen für die Zielgebiete besonders deutlich abzeichnen. Vor diesem Hintergrund entstand seit den 1990er-Jahren die Vision eines sanften oder nachhaltigen Tourismus.

Zu dieser Denkrichtung gehören beispielsweise der Starnberger Studienkreis für Tourismus und Entwicklung im Dienste des Deutschen Ministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, freie Tourismusforscher wie der Schweizer Jost Krippendorf (1938–2003), bis hin zu tourismuskritischen und/oder ökologisch orientierten Gruppen oder Vereinen. Sie informieren darüber, wie man eine Reise so nachhaltig, sozial- und umweltverträglich wie nur möglich gestalten





kann: Einige Punkte dabei sind: Längere Aufenthalte anstatt der Tagestour mit sehr langer An- und Abfahrt, Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel, Verpflegung mit regionalen Produkten, eventuell CO<sub>2</sub>-Kompensation für eine Flugreise. Nimmt man an einer Gruppenreise teil, dann sollte man darauf achten, dass der Reiseveranstalter kleine Gruppengrößen hat, lange mit seinen einheimischen Partnern zusammenarbeitet, und dass der Veranstalter vor Ort gut ausgebildete, professionell ausgestattete und fair bezahlte Mitarbeiter aus der Region hat. Außerdem sollte der Großteil des Reisepreises dorthin kommen, wo die Hauptarbeit geleistet wird: nämlich ins Reiseland.

Inzwischen gibt es auch Nachhaltigkeitssiegel für Reiseveranstalter, wie zum Beispiel CSR (= *Corporate Social Responsibility*) Tourism Certified, wobei man sehr genau hinsehen muss, wer sie vergibt, welche Kriterien für den Erhalt des Gütesiegels verlangt werden, worauf sich diese beziehen und wie deren Einhaltung überprüft wird. Ob Gruppen- oder Individualreisender: Für das Ver-

halten eines jeden Reisenden im Reiseland gibt es keine Nachhaltigkeitssiegel, dafür trägt jeder selbst die Verantwortung. Wer sich auf das Reiseland und dessen Kultur vorbereitet und sich gegenüber den Einheimischen respektvoll und freundlich verhält, der ist sicher ein gern gesehener Gast. Ob und wie man reist, hat immer Folgen: für einen selbst, für die Naturlandschaft, aber auch für die Be-reisten und deren Kultur.

### Empfehlenswerte Literatur

Ed Douglas (Hg.): Bergsteiger. Auf den Spuren großer Alpinisten, deutsche Erstausgabe Dorling-Kindersley, 2013.

Hermann Bausinger: Grenzenlos ... Ein Blick auf den modernen Tourismus, in: Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus, München 1991.

Christian Stock (Hg.), Trouble in Paradise – Tourismus in die Dritte Welt, Düsseldorf 1997.

[www.studienkreis.org](http://www.studienkreis.org) – Website des Studienkreises für Tourismus und Entwicklung, Starnberg

Während Kletterer die Boulderfelsen im Hintergrund erkunden, haben diese Kinder in Zimbabwe viel Spaß beim Ballspiel. Wenn Gäste fragen, ob sie mitspielen dürfen, ist das oft ideal, um den ersten Kontakt herzustellen. Wer je in armen Ländern oder in Slums unterwegs war, der weiß, wie fröhlich die Kinder dort meist – trotz allem – sind.

© Reinhard Fichtinger

# Gipfel-Schätze

Die Entdeckung der Berge als Wirtschaftsfaktor

>> **Stephanie Geiger (Text und Bilder)**

*In entlegenen Bergregionen hoffen die Einheimischen auf ein Einkommen durch Bergsteiger und Trekker. Ähnlich wie in den Alpen vor mehr als 150 Jahren. Drei Miniaturen aus Nepal, Georgien und der Türkei*



## Nepal

Eine Twin-Otter-Propeller-Maschine brachte uns in das Dolpo. Vor vielen Jahren war in dem kleinen Ort Juphal eine Landebahn in den Hang gegraben worden. Die Verbindung in die Welt. Eine Schrecksekunde war es, als wir die Piste nach dem gut halbstündigen Flug aus dem nepalesischen Tiefland herauf auf uns zukommen sahen. Dass bei der Landung regelmäßig Reifen platzten, das erfahren wir erst später. Es war eine harte Landung auf dem Dolpo-Airport, wie die Piste hochtrabend genannt wird, die Maschine schwankte und bremste abrupt. Und dann ging alles ganz schnell. Ehe wir's uns versahen, waren wir ausgestiegen und unser Gepäck entladen. Die Maschine hob wieder ab. Ohne uns. Wie Kinder fühlten wir uns, die von ihren Eltern irgendwo vergessen worden waren, verwiesen auf sich selbst, verloren fast.

Das Dolpo versteckt sich nordwestlich des Dhaulagiri (8167 m). Nur selten schaffen es Regenwolken hierher. Deshalb sind vor allem im Inneren Dolpo, wo es Richtung Tibet geht, die Täler karg. Steppenähnliche Gebiete wechseln mit Wüsten. Kein Baum. Kein Busch. Nur die Spitzen der höchsten Berge, die hinter dem Scherenschnitt der Gebirgszüge am Horizont fast 7000 Meter hoch in den Himmel ragen, sind weiß von Schnee. Das Dolpo ist so abgelegen, dass es hier nichts gibt, nicht einmal mehr die einfachen Unterkünfte, die mit Namen wie Lodge oder Hostel prahlen. In dieser Einsamkeit sorgt niemand für Komfort, weil niemand hierher kommt, der danach fragen könnte. Für die paar Dutzend Bergsteiger, die vor und nach dem Monsun nur während weniger Wochen in diese Gegend kommen, lohnt es sich nicht.

Auch wenn das Dolpo seit zwanzig Jahren für Ausländer wieder frei zugänglich ist, sind Touristen mit spiegelverglasten Brillen, bunten Shirts und Wanderstöcken noch immer ein Ereignis wie ein Wanderzirkus. Es ist ein deutlicher Unterschied zur Everest- und zur Annapurna-Region, wo Ausländer längst zur Normalität geworden sind und wo ganze Familien durch den Tourismus ein gutes Auskommen haben. Von der Dreiviertelmillion Menschen, die jedes Jahr nach Nepal reisen, fährt jeder Vierte zum Trekking in den Himalaya, in das Dolpo kommen nur einige hundert.

Geht es nach touristischen Vordenkern wie Ang Tshering Sherpa, dann soll auch das Dolpo in

Zukunft mehr vom Tourismus profitieren. „Der Tourismus ist für Nepal eine sehr wichtige Einnahmequelle. Viele Menschen finden dort Arbeit“, sagt der Präsident des Nepalesischen Bergsteigerverbandes. Er gehört der 2013 von der nepalesischen Regierung eingesetzten Kommission an, die das Bergsteigen und den Trekkingtourismus in Nepal neu regeln soll. Ang Tshering will mit dem, was Nepal zu bieten hat, mehr Touristen anlocken. „In Nepal gibt es insgesamt mehr als 3000 Gipfel, die höher als 5500 Meter sind. Davon dürfen 310 bestiegen werden. Insgesamt sind es aber fast 2000, die sich für das Bergsteigen eignen. Diesen Schatz wollen wir heben. Wir wollen Bergsteigern neue Ziele eröffnen und auch dem Nachwuchs Möglichkeiten für seine bergsteigerischen Ideen geben.“

Bergsteiger und Trekker schaffen Arbeitsplätze für Menschen wie Santaram. Santaram ist ein Hüne von einem Mann. 32 Jahre alt, dunkles Haar, groß gewachsen, kräftig gebaut. Seine Kollegen überragt er um mindestens einen Kopf. Touristinnen, die Flussläufe nicht durchwaten wollen, packt er mit einem beherzten Griff an den Hüften und trägt sie über die natürlichen Barrieren. Stundenlang singt er beim Gehen Lieder, die die Schönheit der Natur preisen. Und immer wieder kickt er kunstvoll Steine vom Weg, wie die Starkicker der Champions-League ihre Bälle, mit dem linken Fuß hinten am rechten vorbei.

Santaram lebt mit Frau und Kind in Juphal, oberhalb von der Landepiste hat er ein kleines Häuschen. Im Frühjahr und im Herbst wandert er mit Trekkinggruppen durch das Dolpo. Seit neun Jahren ist er mit Touristen unterwegs. Richtung Norden nach Dho Tharap und Saldang, von dort Richtung Westen zur Shey Gompa am Fuß des sagenumwobenen Kristallberges und dann, vorbei am türkisblauen Phoksundo-See, wieder zurück nach Juphal. Erst war er Kitchenboy, dann Koch, seit zwei Jahren ist er Sirdar und leitet die Gruppen. In der Schule hat er ein bisschen Englisch gelernt. Aber das meiste von dem wenigen, das er kann, hat er bei den Ausländern aufgeschnappt. Mit den Trekkings verdient er sein Geld. Ein wichtiges Einkommen und seine einzige Chance. Das Dolpo verlassen, um auf einer der Baustellen auf der Arabischen Halbinsel sein Auskommen zu finden, das will er nämlich nicht.

Ein ruhender Vulkan von biblischem Ruf: Der Große Ararat ragt mit 5137 Metern Höhe aus dem ostanatolischen Hochland empor.



Das Dolpo ist eine der letzten Enklaven tibetischer Kultur. Die Menschen dort führen ein abgeschiedenes und einsames Leben.

Noch bevor wir überhaupt richtig darüber nachdenken, ob dieses Trekking weit abseits von jeder touristischen Infrastruktur wirklich die richtige Wahl war, verladen Santaram und seine Kollegen unser Gepäck schon auf Mulis. Von der Landebahn weg wird alles getragen. Was für die Einheimischen beschwerlicher Alltag, ist für die Trekker Urlaub: zu Fuß gehen, den Körper spüren, zur Ruhe kommen. Die „mainroads“, von der die Einheimischen oft sprechen, das sind schmale Pfade, die an manchen Stellen nur einen Fuß breit sind. Eine Straße, die diesen Namen verdient, gibt es im Dolpo nicht. Noch nicht. Unterhalb von Juphal, im Tal des Thuli Bheri, dort wo der Great Himalaya Trail verläuft (siehe Seite 132), ein erst vor wenigen Jahren ausgeschliffener Weitwanderweg, der sich quer durch ganz Nepal erstreckt, wird zwar schon daran gebaut. Doch es werden noch ein paar Jahre ins Land ziehen, bis dort die ersten Autos fahren.

Mit der Hand werden zur Uferverbauung Drahtkörbe mit Steinen gefüllt und mit Hammer und Meißel Felsen abgetragen. Denn ohne Straße können auch keine Baumaschinen hierher transportiert werden. Allerdings lässt sich nur schwer vorstellen, dass es einmal über die 5000 Meter hohen Pässe und durch die steilen Täler einen breiten Weg in das Innere Dolpo geben wird, schließlich findet man nur mit Mühe und Not vereinzelt einen Wiesenstreifen, auf dem sich, eingeklemmt zwischen Fluss und steilen Felswänden, ein paar Zelte aufschlagen lassen. Es sei denn, die Chinesen

bauen eine Straße von Tibet aus, von wo der Zugang leichter ist.

Fast eine Woche sind wir mit Santaram unterwegs, um vom Flugplatz in Juphal hinauf zu wandern nach Dho Tarap. Eine fruchtbare Hochebene, 4000 Meter hoch gelegen, rund 700 Menschen leben dort, meist in zweigeschossigen, kubischen Häusern, die mit lediglich zwei Fenstern im Obergeschoss und einer Eingangstür die Menschen nicht nur vor der Kälte des Winters schützen, sondern den Häusern mit dem Holz und dem Reisig, das auf dem Dach gelagert wird, auch ein menschliches Antlitz geben: die Eingangstür Mund und Nase, das Geäst die Haare, die Fenster, deren Rahmen kunstvoll mit Schnitzereien verziert und mit kräftigen Farben bemalt sind, die geschminkten Augen.

Die Landwirtschaft und der Handel mit dem, was sie dem kargen Boden seit Generationen mühevoll abringen, sichern den Dolpopa, wie sich die Menschen hier nennen, ein Einkommen. Sie holen Salz aus Tibet und bringen Getreide dorthin. Die Gerste hatten die mit Korallen und Türkisen reich geschmückten Frauen schon vor Tagen mit ihren Sichel geerntet und zum Trocknen aufeinandergeschichtet. Mit einem Riffelkamm reißt nun eine die Ähren von den Halmen, andere lösen mit den rhythmischen Schlägen ihrer Dreschflegel das Korn heraus. Eine schwere Arbeit. Eine Herde Tibetschafe zieht vorbei. Die Männer sind schon seit Tagen mit ihren Yaks unterwegs. Was für die Dolpopa bescheidene Lebenswirklichkeit, empfinden wir Besucher als großes Freilichtmuseum.



um. Seit Generationen hat sich im Dolpo nichts verändert. Wir erleben es genau so, wie Peter Matthiessen, der amerikanische Autor, es gesehen haben muss, der sich 1973 auf die Spur des Schneeleoparden machte, und wie es der etwa fünfzig Jahre alte Film zeigt, den wir kurz vor unserer Abreise nach Nepal auf Youtube gefunden hatten. Die Aufnahmen hätten auch aus der vergangenen Woche stammen können.

Auch bei uns springen die Kinder aufgeregt umher, wenn am Rand der Siedlungen – meist nur wenige Häuser – unser Lager aus gelben Kuppelzelten aufgebaut wird. Es dauert nie lange, bis auch die Erwachsenen sich interessiert nähern, um zu schauen, wer in dieser Nacht in ihrer Nachbarschaft campiert. Oft bitten sie um Medikamente gegen Ausschläge, Rachitis, Sodbrennen, Durchfall. Medikamente sind rar, die medizinische Versorgung schlecht und deshalb sind die Trekking-Gruppen immer auch so etwas wie eine mobile Krankenstation. Infektionen, die bei uns eine harmlose Episode sind, sind im Dolpo ein Todesurteil. Die Kindersterblichkeit sei hier, hinter den hohen Bergen, fernab von den Errungenschaften der modernen Zivilisation, sehr hoch, erzählt uns der Lehrer der Chrystal Mountain School. Fast jedes zweite Kind werde tot geboren oder sterbe in den ersten Lebensjahren.

Es gibt gute Gründe, weshalb die Menschen im Dolpo sich den Fortschritt wünschen und auf eine Belebung des Tourismus hoffen. Auch wenn ein Stück moderne Welt hier schon Einzug gehalten

hat, Solarzellen Strom liefern und den Tag verlängern und Mobiltelefone die Kommunikation erleichtern: das Leben ist hart. Ob sie einen Wunsch haben? „Eine verlässliche Verkehrsanbindung“, bekommen wir zur Antwort.

## Georgien

„Nein“, sagt Anano, „auf die Straße habe ich bewusst verzichtet.“ Ein Leichtes wäre es für sie gewesen, in den Wiesenhang mit einer Raupe einen Weg schieben zu lassen, der für Autos befahrbar wäre. Aber die Straße wollte sie bewusst unten im Dorf lassen. Wer zu ihr kommt, um ein paar Tage in der georgischen Einsamkeit des Großen Kaukasus zu verbringen, der muss seine Sachen auf seinem Rücken hinauftragen zu Anano und ihrer Hütte.

Anano, 28 Jahre alt, krauses Haar, strahlende dunkle Augen, immer ein Lächeln auf den Lippen. Als 17-Jährige war sie als Au-pair in Deutschland. Nach dem Studium arbeitete sie in einer Marketingagentur in Tiflis, kümmerte sich um Kino- und Theaterproduktionen. „Ich hatte viel Arbeit. Zu viel Arbeit“, erzählt sie in der Rückschau. Immer wieder gönnte sie sich Auszeiten, besuchte ihren Onkel in Djuta.

Djuta mit seinem Dutzend Häusern, unweit der Georgischen Heerstraße zwei Fahrstunden nördlich von Tiflis gelegen, ist eines dieser abgelegenen Bergnester, die vom Aussterben bedroht sind. Die Alten bleiben dort, weil sie schon immer dort waren und nicht wissen, wohin sie sonst sollen. Die Jungen gehen weg, weil sie dort keine Ar-



Das Christentum wurde im Jahr 327 Staatsreligion in Georgien. Im täglichen Leben ist der Glaube auf Schritt und Tritt präsent. Ob Beten bei der Begegnung mit kaukasischen Hirtenhunden hilft? Besser er liegt an der Kette, wie hier.

beit finden. Es gibt eine Straße nach Djuta. Doch es braucht Geduld, Geschick und Gottvertrauen, den holprigen, in die steilen Grashänge gebauten Weg zu befahren. Je weiter man sich von der Hauptstraße entfernt, umso schlechter wird die Piste, die Schlaglöcher werden größer und die Wassermengen, die sich darin sammeln, mehr. Irgendwann kreuzt sogar ein Bergbach den Fahrweg. Für eine Brücke fehlt das Geld.

In der bescheidenen Ärmlichkeit ist Djuta eine zauberhafte Idylle. Vom Regen aufgeweichte Wege. Eine alte Frau, die vor ihrem bescheidenen einstöckigen Häuschen in der Sonne sitzt. Ein kaukasischer Hirtenhund, der mit seiner Größe und dem lauten Gebell mindestens so furchteinflößend ist wie ein kleiner Bär, vor dem er im Fall der Fälle seine Herde schützen soll. Wir haben Glück: Der Hund war von seinem Herrn an eine massive Kette gelegt worden. Anders hätten wir ihm nicht begegnen wollen.

Es ist ein Zeitsprung, den wir hier erleben. Vent im Ötztal stellen wir uns so vor, vor 150 Jahren, als Franz Senn, einer der Begründer des Alpenvereins, begann, die ersten Bergsteiger in den hintersten Winkel des Tales zu holen, um den Bergbauern eine Einnahmequelle zu eröffnen. Mit seiner Leidenschaft für die Berge veränderte Senn nicht nur Vent und das Ötztal, der ganze Alpenraum wurde von den Bergsteigern entdeckt. Die Bergsteigerdörfer-Initiative des Österreichischen Alpenvereins wandelt auf diesen Spuren, will wieder aufmerksam machen auf die Pioniere des Bergsteigens und Wanderer und Bergsteiger an die Wiegen des Alpinismus holen.

Auch Anano ist von einem besonderen Pioniergeist beseelt. Wo die Natur wild und rau ist, wo im Winter Lawinen alles unter sich begraben, wo die Menschen kaum das Nötigste zum Überleben haben, genau da hat sie ihre Hütte gebaut, um die Ruhe und die Einsamkeit der Berge auch anderen zugänglich zu machen. Dabei ist Anano, wie sie unumwunden zugibt, keine Bergsportlerin. Einmal habe sie sich in Tiflis an einer Kletterwand ausprobiert. Damit endet ihre alpinistische Erfahrung aber auch schon. Dass sie mit ihrer Idee Erfolg haben könnte, glaubten anfangs nur wenige. Viele rieten ihr ab. Doch Anano ließ sich nicht abhalten und verwirklichte schon 2009 mit Unterstützung einer amerikanischen Entwicklungshilfe-Agentur ihr Camp. Sie wurde zum Vorbild. 2013 hat dann auch das Tourismusministerium damit begonnen, bewusst den naturorientierten Tourismus im Südkaukasus zu vermarkten. Die landschaftliche Vielfalt, das milde Klima und die unberührte Natur, das soll Bergsteiger und Wandergruppen locken. Wieder, müsste man sagen. Denn bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren einige Expeditionen in den Kaukasus gefahren, wie zum Beispiel 1903 jene von Willi Rickmer Rickmers. Sie bestiegen auch einen 3860 Meter hohen namenlosen Berg, der heute „Tsentsi Tau“ heißt, benannt nach Cenzi von Ficker, einer Teilnehmerin der Expedition, die für ihren Mut bei einer schwierigen Rettung vom Fürsten von Swanetien die Ushba (4737 Meter) formell geschenkt bekam.

Man muss nicht in einer Expedition unterwegs sein, um zu Ananos Hüttencamp zu gelangen. Es ist ohne größere Schwierigkeiten zu erreichen. Keine hundert Höhenmeter sind es von Djuta hinauf. Es ist später Nachmittag, als wir aufsteigen. Ein Junge kommt mit einer Herde Kälbern von der Hochweide herunter. Den Weg säumen fette Wiesen mit wilden Kräutern und prächtigen Blumen. Gerade als wir in Sichtweite der Hütten kommen, reißen die Wolken auf, die mächtige Wand des Tschauchi-Massivs zeigt sich zwischen dem saftigen Grün der Wiesenhänge. Ein Paradies für Kletterer. Jetzt verstehen wir, warum Anano sich ausgerechnet hier niedergelassen hat.

Eine Hütte aus Holz, drei Zimmer, mit jeweils sechs Betten. Eine Toilettenhütte mit Duschen samt warmem Wasser. Ein Luxus, den selbst in den Alpen nicht alle Hütten bieten. In der Küchenhüt-

te kocht eine Frau aus dem Dorf das Essen. Es gibt Tee von den Kräutern, die auf den Wiesen um das Dorf wachsen, Chatschapuri, eine Art Pizza Calzone, gefüllt mit viel Käse, und natürlich auch Wodka. Das ist das Camp Zeta. Es ist ein Angebot vor allem für Touristen aus dem Ausland. Georgier seien überwiegend der Meinung, überall mit dem Auto hinfahren zu müssen. „Um Orte, wo das nicht möglich ist, machen sie einen großen Bogen“, erklärt uns George Tevdorashvili. Der Georgier betreibt seit vier Jahren mit seiner deutschen Frau eine Reiseagentur in Tiflis. Langsam ändert sich aber auch in Georgien das Lebensgefühl. Das unverfälschte Naturerlebnis findet auch im Kaukasus Anhänger. „Immer mehr entdecken auch meine Landsleute diesen wunderbaren Platz“, sagt Anano, die den Städtern aus Tiflis ein anderes Erleben von Raum und Zeit ermöglicht. Allein gegenüber dem Vorjahr schreibt sie mit dem Camp Zeta ein Plus von 25 Prozent.

Mit ihrem Camp Zeta hat Anano auch Otari eine zusätzliche Möglichkeit für Einnahmen eröffnet. Mit einer Billardbar hatte der 35-Jährige sich in Tiflis versucht. Derzeit arbeitet er im Gastronomie-Großhandel seines Bruders mit. Doch eigentlich ist Otari Bergsteiger aus Leidenschaft, war viel im Kaukasus unterwegs und reiste mit einer Expedition sogar in das Tianshan-Gebirge. Noch kann Otari nicht von der Bergführerei leben. Aber wenn mehr Touristen nach Georgien kommen, dann könnten sich die georgischen Berge für Männer wie ihn zu einer guten Einnahmequelle entwickeln.

Otari brachte uns zu Anano, um uns bei einer Wanderung in Sichtweite des Tschauchi-Massivs an die Höhe zu gewöhnen. Am übernächsten Tag stiegen wir dann wenige Kilometer nordwestlich vom Camp Zeta den Vulkankegel des Kasbek (5046 Meter) hinauf. Vom Kloster Gergeti aus führte der Weg über Moränen und dann auf einen der Kasbek-Gletscher. Unser erstes Ziel: die Bethlemi-Hütte (3653 Meter), einstmals eine meteorologische Station der Russen, benannt nach einem Kloster in der Nähe. Sie gehört keinem Bergsteigerverein, gekauft hat sie der Bruder des Bürgermeisters von Tiflis.

An der Bethlemi-Hütte zeigen sich ganz deutlich die Unterschiede zu den Alpen und auch der Nachholbedarf. Das massive Bauwerk, fast 30 Me-



ter lang, ragt auf der Moräne wie ein mächtiger Dampfer in das Wolkenmeer, Kurs Richtung Kasbek. Doch die Bethlemi-Hütte ist keine Hütte mit Alpenstandard und reicht auch an den Komfort im Camp Zeta bei weitem nicht heran. Sie ist eine windgeschützte Unterkunft. Nicht weniger, aber auch nicht mehr. Das Schmelzwasser tropft uns in der Eingangshalle, einem dunklen schwarzen Loch, auf den Kopf. In den wenigen, notdürftig hergerichteten Zimmern gibt es Pritschen, zwei-stöckig, mit einem abwaschbaren braunen Bezug, wenigen Zentimeter Schaumstoff darunter. Kuscheliger ist das nicht. Aber praktisch.

Dabei hatten wir es noch gut. Die meisten Bergsteiger campierten in ihren Zelten vor der Hütte. Die einen machten das, weil es günstiger ist, die anderen, weil es in der Hütte nur begrenzt viele Schlafplätze gibt. Doch ob sie nun im Zelt übernachteten oder in der Hütte, irgendwann schauen sie alle einmal in der Küche vorbei. Zu kaufen gibt es dort nichts. Doch in der Küche sind sie vor dem Wind geschützt und es gibt fließendes Wasser, wenn es nicht über Nacht wieder einmal eingefroren ist, weil einer meinte, er müsse es abdrehen. Dann sitzen sie da auf den wackligen Bänken, mit ihren Pudelmützen auf dem Kopf, die Ski-brille hochgeschoben, und versuchen mit ihren Kerosin- und Benzinkochern auf den beiden mit Wachsdecken überzogenen Tischen Nudeln zu kochen oder was auch immer sie den Berg hinaufgetragen haben. Die Gerüche ergeben einen exotischen Eintopf.

Ein buntes Völkchen findet sich zusammen. Die Georgier kennen sich meist. Viele von ihnen



Die Bethlemi-Hütte war früher eine meteorologische Station. Heute nutzen Bergsteiger die Gebäude auf ihrem Weg zum Kasbek-Gipfel.



Wer dafür bezahlt, kann sein Gepäck von Pferden bis zur Bethlemi-Hütte bringen lassen.

gehören zu den Stammgästen. Von den wenigen Georgiern, die auf Berge steigen, kommen alle immer wieder an den Kasbek. Die Russen, gegen die Georgien vor wenigen Jahren Krieg geführt hat, werden geduldet. Genauso wie die Bergsteiger aus den ehemaligen sowjetischen Bruderländern. Westeuropäer sind hier Exoten und werden vielleicht deshalb auch besonders freundlich empfangen.

Wenn es dunkel wird, stellt der diensthabende Hüttenwart ein Stromaggregat an, dessen Abgase bis in den hintersten Winkel durch das Haus wabern. Und in seinem Zimmer steigt anschließend eine wilde Party mit lauter Musik. Schon am Nachmittag wurden wir mit Wodka begrüßt, als wir uns dort in die Liste des Grenzbeamten eintrugen. Der Weg zum Kasbek-Gipfel führt nämlich über russisches Territorium. Doch von der Grenze werden wir auf der von Gletschern überzogenen Hochfläche nichts sehen, keinen Markstein, keinen Grenzpolizisten. Bis zur russischen Zivilisation sind es mehrere Tagesmärsche. Wir werden am nächsten Vormittag das Panorama dort oben genießen: Elbrus (5642 m), Dychtau (5204 m), Koschtantau (5152 m), Uschba (4737 m), wird Otari die Namen der Gipfel herunterrattern. Bei ganz gutem Wetter soll man vom Kasbek aus sogar den Ararat sehen.

## Türkei

Der Ararat: Mit 5165 Metern der höchste Berg der Türkei, der Berg, an dem Noah mit seiner Arche gestrandet sein soll. Ausländer dürfen seit dem Jahr 2001 unter Auflagen den Berg besteigen. Weil der Ararat im Grenzgebiet zu Armenien und Iran liegt, braucht jedoch jeder eine offizielle Erlaubnis vom türkischen Verteidigungsministerium. Das kann dauern. Wer sicher sein will, sollte mindestens zehn Wochen einkalkulieren, lesen wir im Reiseführer. Wir hatten gerade einmal 24 Stunden. Von heute auf morgen waren wir in die Türkei geflogen, weil Russland das Baksantal und damit den Zugang zum Elbrus für Ausländer gesperrt hatte. Ob wir die Genehmigung zur Besteigung des Ararat tatsächlich so kurzfristig noch bekommen hatten, das ließ sich bis hinauf zum Gipfel nicht klären. Zurück in Europa war es uns einerlei.

Bergsteiger gibt es in muslimischen Ländern nur wenige. 2013 erreichte die erste Frau aus Saudi-Arabien den Mount Everest. Das war nicht nur ein persönlicher Erfolg. Es war auch ein politisches Statement. Denn Sport wird im Islam oft noch immer als Teufelszeug gesehen. Zu viel Körperlichkeit verberge sich dahinter. Männer, die sich sportlich betätigen, werden kritisch beäugt. Frauen und Sport – zwei Begriffe, die in muslimischen Ländern nur schwer oder sogar überhaupt nicht zusammenpassen. Wenn Frauen schon unbedingt Sport machen wollen, dann bitte schön weit weg von Männern.

Konnten wir im Iran erleben, dass Skisportler – egal ob Mann oder Frau – Kopfschütteln hervorrufen und sich die im Ruf der Unverbesserlichen Stehenden vielleicht sogar deshalb mehr Freiheiten herausnehmen dürfen, als vom Regime eigentlich erlaubt, zogen in der Osttürkei insbesondere die skitourenden Frauen die Blicke auf sich. In den Gassen von Dogubayazit, der 75.000 Einwohner zählenden Stadt am Fuß des Ararat, wo keine einheimische Frau ohne Kopftuch vor die Tür tritt und ein langer Mantel in gedeckten Farben jegliche Weiblichkeit verhüllt, fielen wir in unseren engen Skihosen und den knallbunten Jacken besonders auf.

In der Türkei steckt der Bergsport in den Kinderschuhen. Langsam findet Bergsteigen und Klettern mehr Anhänger und werden die Möglichkei-

ten, die die Türkei bietet, auch im Ausland bekannt. In der Szene haben sich die Klettercamps in Geyikbairi und Aladaglar weit über die Grenzen der Türkei hinaus längst herumgesprochen. Aus der ganzen Welt kommen Kletterer. Der Vorteil der türkischen Klettergebiete: Überlaufene Hotspots wie Arco am Gardasee, Finale Ligure oder die französische Ardèche-Region sind sie längst noch nicht.

Auch der Lykische Weg zwischen Fethiye und Antalya, der erste Fernwanderweg der Türkei, der großteils entlang der Küste des antiken Lykien verläuft, tritt seit wenigen Jahren in das Licht der breiten Öffentlichkeit. Die britische Sunday Times zählte den 509 Kilometer langen Weg schon vor vielen Jahren zu den zehn schönsten Weitwanderwegen weltweit. Heute werden jedes Jahr rund 50.000 Wanderer gezählt. Zum Vergleich: Auf dem Jakobsweg, dem Pilgerweg nach Santiago de Compostela, sind es jedes Jahr rund 200.000.

Beim überwiegenden Teil der Touristen hat die Türkei aber nicht den Ruf als Wander- oder Kletterparadies. Die Türkei steht für Strand und Meer, Bazar und Moscheen. Das könnte sich aber ändern. „In der Türkei bieten mittlerweile viele Agenturen Wandertouren und Bergtouren für inländische und ausländische Interessenten an. Besonders gefragt sind Wandertouren, die in den Großstädten Istanbul, Ankara und Izmir starten“, heißt es beim türkischen Konsulat in Berlin. Noch dazu stehen 2014 Wandern, Trekking, Bergsteigen und Klettern bei den Kommunikationszielen der Werbestrategie, die sich das türkische Ministerium für Kultur und Tourismus für die deutschsprachigen Länder ausgedacht hat, ganz oben. Langsam entsteht auch die nötige bergsteigerische Infrastruktur. Bei den rund 6500 Bergsteigern, die laut offizieller Statistik 2013 am Ararat gezählt wurden, ist das auch dringend notwendig.

Von den Touren auf den Ararat profitieren auch die einheimischen Familien, die seit Generationen die Sommer als Nomaden an den Hängen des Ararat verbringen. Sie trommeln ein paar Leute zusammen, die sich ein paar Lira dazuverdienen wollen, und führen Ausländer auf den Ararat, der im Kurdischen Çiyayê Agirî heißt. Für die Menschen in der Region sind die Einnahmen durch die Bergsteiger ein willkommenes Zubrot. Denn ganz im Osten Anatoliens, in Sichtweite der Grenzen zu Armenien und zum Iran, gibt es kaum Arbeit.

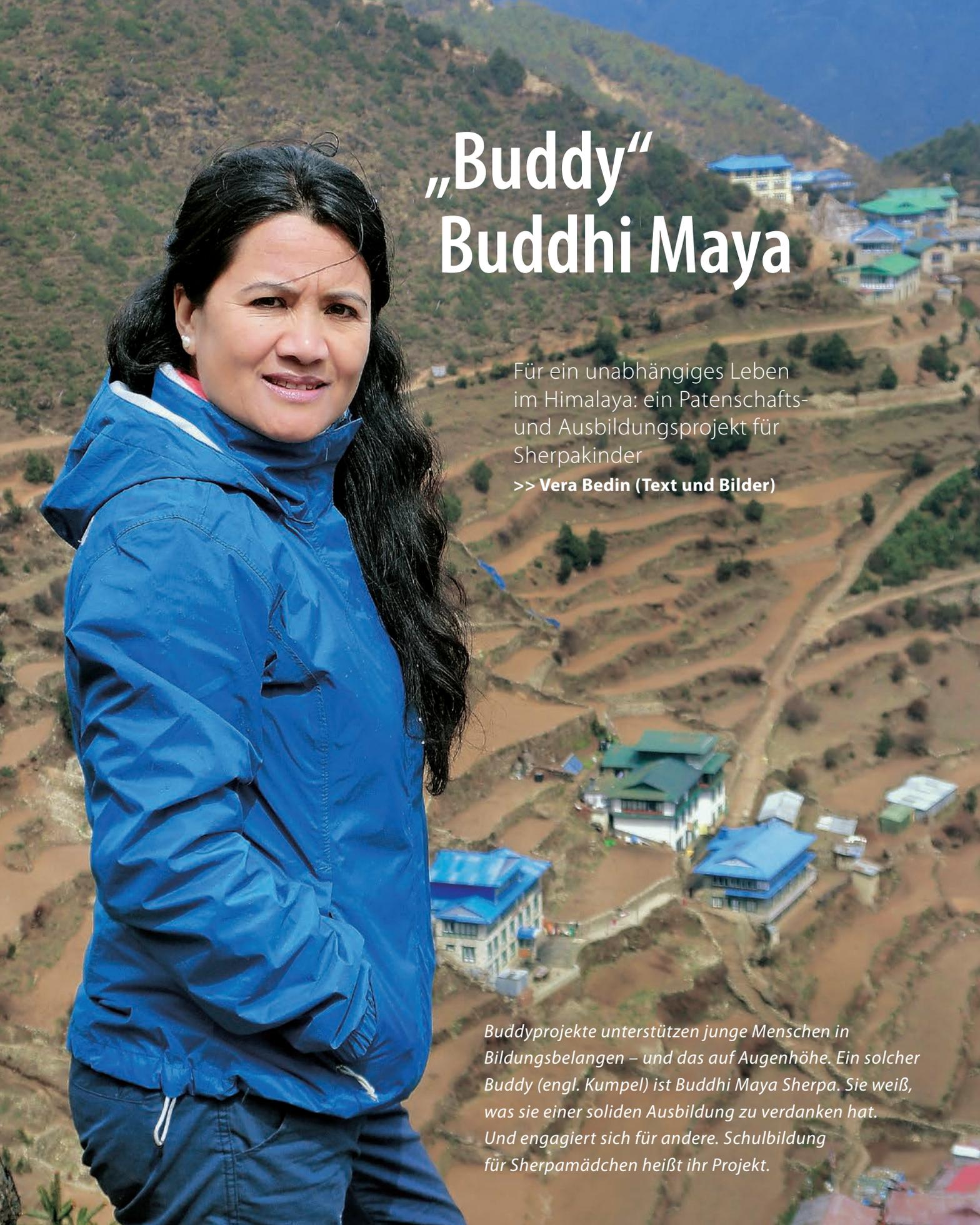
Der bergsteigerische Eifer unserer Begleiter hielt sich aber in Grenzen, als wir mit Skiern den Berg besteigen wollten. Möglicherweise hatte das aber auch mit ihrer dürrtigen Ausrüstung zu tun. In Gummistiefeln wurden sie losgeschickt, alles, was Koch Rassut für Abendessen und Frühstück brauchte, durch tiefen Schnee drei Stunden den Berg hinaufzuschleppen. 200 Höhenmeter unter dem Hochlager traten die jungen Männer in Sitzstreich. Irgendwie konnten wir sie verstehen. Wir fuhren auf den Skiern ab und trugen Rassuts Utensilien selbst hinauf.

Hütten wie beispielsweise die Botschkis am Elbrus gibt es keine am Ararat. Wir schliefen in Zelten. Die Nächte waren, obwohl schon Ende April, eisig kalt. Der Wind fegte ohne Unterlass feine Schneekristalle über die Flanken. Und auf die Frage nach den sanitären Gepflogenheiten antwortete Yussuf, unser einheimischer Führer, die freie Natur sei unsere Toilette. Sein breites Grinsen wurde nur von seinen Ohren gestoppt. Seine Arme breitete er weit aus, so als sei das die normalste Sache der Welt. Ist es aber nicht. Während in Nepal Trekkinggruppen längst mit einem Toilettenzelt ausgestattet sind, um die Lagerplätze einigermaßen sauber zu halten, während am Kilimandscharo Toilettenhäuschen fest installiert wurden und am Mount McKinley in Alaska jeder Bergsteiger seine Hinterlassenschaften feinsäuberlich und peinlichst überwacht in Säckchen verpacken muss (siehe Seite 120), gibt es am Ararat nichts dergleichen. Entsprechend sehen die Lagerplätze aus und entsprechend böse sind die Überraschungen, wenn man im Winter mit der Lawinenschaukel ein Loch gräbt.

Aber auch hier zeigt sich: Nimmt der Tourismus an Fahrt auf, bekommt auch der Umweltschutz mehr Gewicht. Dann können die Fischer in Indonesien den Plastikmüll nicht mehr ins Meer werfen, so wie ihre Vorfahren den Biomüll über die Reling kippten. Und dann wird auch am Ararat genau darüber nachgedacht, wo die Grenzen des Verkraftbaren liegen. Wenn es auch dort zu einem erheblichen Teil die Bergsteiger selbst sind, die – wenn auch aus Mangel an Alternativen – wenig sanft mit der Natur umgehen. Ein Jahr nach unserem Besuch jedenfalls bauten die Nomaden im Sommer 2012 an den Lagerplätzen Toiletten mit Wasserspülung. Ein wichtiger Fortschritt.



Am Ararat unterstützen einheimische Nomadenfamilien die Bergsteiger.

A woman with long dark hair, wearing a blue jacket, stands on a hillside overlooking a village in the Himalayas. The village features several buildings with blue and green roofs. The background shows a steep, brownish hillside under a clear blue sky.

# „Buddy“ Buddhi Maya

Für ein unabhängiges Leben  
im Himalaya: ein Patenschafts-  
und Ausbildungsprojekt für  
Sherpakinder

>> **Vera Bedin (Text und Bilder)**

*Buddyprojekte unterstützen junge Menschen in  
Bildungsbelangen – und das auf Augenhöhe. Ein solcher  
Buddy (engl. Kumpel) ist Buddhi Maya Sherpa. Sie weiß,  
was sie einer soliden Ausbildung zu verdanken hat.  
Und engagiert sich für andere. Schulbildung  
für Sherpamädchen heißt ihr Projekt.*

Himalaya, Mount Everest, Annapurna, Kathmandu, Gebetsfahnen, Sherpas ... sofort entstehen Bilder in unseren Köpfen, und dabei muss man nicht unbedingt zur Gruppe der Hochalpinisten gehören. Nepal zählt mittlerweile zu einer klassischen Tourismusdestination und hat sich einen fixen Platz in der Medienlandschaft gesichert; die Nachrichten sind unterschiedlicher Natur.

Auch der Südtiroler Alpenverein (AVS) kann immer wieder mit Berichten von Sherpas, genauer gesagt von Sherpamädchen aufwarten. Die Berichterstatteerin vor Ort ist Buddhi Maya Sherpa. Sie erzählt über Schulbesuche und -erfolge von Sherpamädchen, über deren berufliche Laufbahnen und Familien, von Müttern, die um Unterstützung für ihre Töchter bitten, und von Töchtern, die freudig ihre Zeugnisse überbringen. Eigentlich betreibt sie eine Trekkingagentur und führt ein „Doppelleben“ zwischen Österreich und Nepal. Aufgewachsen ist Buddhi Maya in Namche Bazar auf etwa 3500 Meter Meereshöhe, dem Hauptort im Sagarmatha National Park, in dem sich „Bergstars“ wie Lhotse oder Mount Everest befinden. Kaum ein Tourist, der sich in dieser Gegend aufhält, verbringt nicht auch einige Tage in diesem Ort. Und es war ein Tourist, der ihre Biografie entscheidend mitgestaltet hat; dank seiner Unterstützung kann sie heute auf einen erfolgreichen und glücklichen Werdegang zurückblicken.

Geprägt von diesen Erfahrungen, sorgt Buddhi Maya heute selbst dafür, dass Sherpanis ähnlich unterstützt werden, wie sie es einst wurde. Wissend, dass eine Ausbildung Welten eröffnen kann, hat sie in den 1990er-Jahren ein Patenschaftsprojekt ins Leben gerufen: Schulausbildung für Sherpas. Seit über zehn Jahren tragen die Mitglieder des Südtiroler Alpenvereins diese Einrichtung mit. Die Geschichte begann aber eigentlich bereits in den 1970ern, als Buddhi Mayas Vater noch als Bergführer tätig war, Trekkingtouristen in Nepal noch als Kuriosität gesehen wurden und ein österreichischer Tourist, namens Rudi Postl, sich noch vor der Zeit des großen Booms des Trekkingtourismus in die abgelegene Berggegend im Himalaya vorwagte ...

1970 bereisten ca. 50.000 Personen Nepal, organisierte Reisen waren selten. Es war ein Land für Abenteuerer und die Reise wurde umso abenteuerlicher, je höher man sich in diesem Land hinauf-

wagte. Es gab weder Pauschalreisen noch Trekkingagenturen und kein Internet. Selbstständig und etwas wagemutig musste man sein, so wie Rudi Postl. Bei seiner ersten Reise vermittelte ihm die Dame, die in Kathmandu für die Permits zuständig war, ihren Bruder als Bergführer: Angbabu Sherpa, den Vater von Buddhi Maya. Es sollte nicht die einzige Reise nach Nepal bleiben.

### Gast, Freund, Pate

Beim nächsten Mal war die Organisation schon einfacher. Sobald Postl seinen Flug gebucht hatte, schrieb er Angbabu einen Brief und teilte ihm seine Ankunftszeit in Kathmandu und die bevorzugten Ziele und Routen mit. Damals waren die Flüge im Verhältnis noch teuer und es gab nur wenige, aufwändige Verbindungen. Die Weiterreise ab Kathmandu in Richtung Berge war mühsam. Dort angelangt, war man ein Exote. Es gab noch keine offiziellen Unterkünfte für Touristen, deshalb wurde der Gast aus Österreich im Haus der Familie untergebracht. Er kehrte immer wieder, und aus einer mehrjährigen Gast-Führer-Beziehung ist im Laufe der Jahre eine Freundschaft entstanden. So war Rudi Postl mit den Lebensumständen vertraut und erklärte sich bereit, eine Patenschaft für Buddhi Maya Sherpa und ihre zwei Schwestern zu übernehmen.

Es waren nicht viele Kinder und nur wenige Mädchen, die sich mit Buddhi Maya und ihren Schwestern die Schulbank teilten. Fragt man Buddhi Maya selbst nach ihrem Werdegang, erklärt sie knapp: „Ich bin für zehn Jahre in die Sir Edmund Hillary-Schule gegangen. Die Schule liegt auf fast 4000 Meter Höhe. Nachdem ich die Schulausbildung abgeschlossen habe, bin ich nach Österreich gekommen und habe dort eine Ausbildung zur Trekkingführerin gemacht und auf Schutzhütten gearbeitet. Später habe ich ein Trekkingbüro in Kathmandu eröffnet und organisiere und führe jetzt Trekkingtouren in Nepal.“ Ist doch alles ganz einfach, oder?

Vielleicht war es dies sogar, zumindest solange sie in den Bergen, bei ihrer Familie gelebt und dort die Schule besucht hat. Ab dem Moment, wo der Aufbruch nach Österreich ins Spiel gekommen ist, wurde die Geschichte schon etwas abenteuerlicher. Für die junge Frau war es nicht nur die erste Auslandsreise, es war überhaupt das erste

**„Role Model“, nicht nur für Sherpamädchen: die erfolgreiche Unternehmerin Buddhi Maya Sherpa vor ihrem Heimatdorf Namche Bazar**

© Archiv Buddhi Maya Sherpa

Mal, dass sie ihre Heimat verlassen hat. Begleitet von ihrem Vater, macht sie sich auf eine mehrtägige Reise in die Metropole Kathmandu, um dann allein ins Flugzeug nach Europa zu steigen. Buddhi Maya hat drei herausragende Eigenschaften: nepalesische Gelassenheit, einen unerschütterlichen Humor, und bei Fremden geht sie prinzipiell davon aus, dass sie gut sind. Dies hält sie für ein

kinggruppe führt, wissen alle, an welchen Stationen sie anzutreffen ist. Manche nehmen gern einen längeren Marsch in Kauf, um sie zu treffen, denn die Gelegenheiten sind rar. Oft kommen die Sherpanis, um ihre Freude und ihren Dank für den von Maya ermöglichten Schulbesuch ihrer Kinder auszusprechen. Manchmal kommen sie auch mit einem Anliegen.

## Die Schulausbildung eines Kindes kommt **dem ganzen Land** zu Gute

Erbe aus ihrer Religion, dem Buddhismus. In den Jahren in einem fremden Land, bei unbekannt Menschen mit einer unbekannt Sprache, waren diese Charakterzüge sicherlich gute Begleiter.

### **Pendlerin zwischen zwei Welten**

Sobald sie deutsch sprechen konnte, waren die Ausbildung zur Wanderführerin und die Mitarbeit auf mehreren Schutzhütten möglich. Die weitere Entwicklung bis hin zur Gründung einer eigenen Trekkingagentur schien naheliegend und kann heute als erfolgreich bezeichnet werden. Für ihren gegenwärtigen Alltag bedeutet dies ein Leben in zwei Welten: Für einige Monate im Jahr lebt sie in Österreich, als Unternehmerin, als Ehefrau und mittlerweile auch Mutter, die restliche Zeit in Nepal. Direkt in Kathmandu ist sie als Unternehmerin tätig oder führt als Tourguide im Sagarmatha National Park. Zwischendurch ist sie immer wieder auf der Sunshine Lodge bei Namche Bazar.

Dort erfüllt sie zusätzliche Rollen, denn dort ist sie auch Tochter und Schwester. Die Sunshine Lodge, erbaut neben dem heimatlichen Bauernhaus, ist Teil des Unternehmens und wird heute von ihrer Schwester geführt. Die untergebrachten Gäste werden von der Mutter mit stoischer Gelassenheit betrachtet, zufrieden und stolz ruht ihr Blick aber auf ihren Töchtern. Buddhi Maya bedeutet für die Menschen in ihrer Heimat aber viel mehr als ein persönliches Erfolgsmodell.

Wandert man mit ihr, fällt etwas besonders auf: Alle kennen sie, man schätzt sie, und es wird viel gescherzt und gelacht. Sobald sie eine Trek-

„In einem Dorf kennt jeder jeden, und im ganzen Tal wohnen arme Familien, die keine größeren Häuser, Geschäfte oder Lodges besitzen. Viele von ihnen wissen, dass ich das Patenkinderprojekt leite. Sie kommen dann direkt zu mir, bringen ihre Kinder mit und fragen nach den Möglichkeiten. Teilweise sind die Kinder Waise, manche haben nur einen Elternteil oder beide Elternteile sind arbeitslos. Wir schauen nach, wo und wie die Familien leben und wie die familiären Verhältnisse sind, und wenn sie wirklich bedürftig sind, dann setze ich sie auf die Warteliste und bei der nächsten Möglichkeit – wenn das Geld vorhanden ist – nehme ich die Kinder in das Projekt auf.“

Bis auf wenige Ausnahmen besuchen alle europäischen Kinder die Pflichtschule, Maturaabschlüsse sind keine Seltenheit mehr und auch Akademiker finden sich in allen sozialen Schichten. Erst der Besuch einer Universität fordert von den Familien einen höheren finanziellen Aufwand. Für viele Sherpanifamilien stellt bereits die erste Klasse Grundschule ein Problem dar.

### **400 Euro für ein unabhängiges Leben**

„Ein Schuljahr kostet zwischen 400 und 500 Euro, je nachdem ob das Kind im Dorf oder in Kathmandu in die Schule geht. In Kathmandu müssen die Kinder im Internat untergebracht werden und das kostet ein wenig mehr. Für die Schule selbst muss eine Anmeldegebühr bezahlt werden. Das Geld bekommen die Eltern und sie können damit diese Gebühr, die Schuluniform, das Schuhwerk, die Bücher, Bleistifte, die Unterkunft und Verpflegung



bezahlen. Das Leben in den Dörfern ist sehr teuer, da durch den weiten Transport der Lebensmittel durch Menschen oder Tiere die Preise enorm hoch sind. Die Touristen und Lodgebesitzer können sich solche Preise leisten, für die restliche Bevölkerung ist dies nicht so einfach“, berichtet Buddhi Maya. Der Schulbesuch ist für die Familien einerseits mit Kosten verbunden, andererseits bedeutet er auch einen Verdienstentgang. Vor allem Mädchen werden oft vom Schulbesuch abgezogen und müssen zum Unterhalt der Familie beitragen. Für diese Mädchen gibt es im Erwachsenenalter kaum Möglichkeiten, ein selbstständiges Leben zu führen, u. a. weil die Basiskompetenzen wie Lesen, Schreiben und Rechnen nur rudimentär oder gar nicht vorhanden sind. Dies ist eine Form der Armut, die sozial vererblich ist, und gerade deshalb bemühen sich die Frauen, dass ihre Kinder in das Projekt aufgenommen werden.

Als Patenkind sind zehn Jahre Grundausbildung vor Ort gesichert und oft führt der Weg weiter nach Kathmandu, wo ein zwei- bis dreijähriges

College besucht werden kann. Buddhi Maya motiviert gern zu weiterführenden Schulbesuchen. „Wenn man es sich leisten kann bzw. eine Patenschaft gefunden wird und das Kind sehr begabt ist, kann man in Kathmandu auch ein Studium aufnehmen. Ansonsten kann nach dem College ein Beruf erlernt oder direkt eine Arbeit gesucht werden.“ Da in den Städten die Dichte an gut ausgebildeten Kräften bereits sehr hoch ist, kehren viele Patenkinder in ihre Dörfer und zu ihren Familien zurück. Dort lebt man hauptsächlich vom Tourismus und der Landwirtschaft, aber es gibt Schulen, Krankenstationen und die öffentliche Verwaltung. Buddhi Mayas Idee scheint zu funktionieren, denn die Kinder kommen als ausgebildete Jugendliche zurück.

„Ich wünsche mir, dass die Kinder eine gute Ausbildung haben und dann aber wieder in die Dörfer zurückkommen können und dort arbeiten, sei es als Lodgebesitzer oder Angestellte in einer Lodge oder einem Hotel, als Lehrerin, Krankenschwester, Ärztin oder Beamtin. Es gibt bereits

**„Was ich gelernt habe, könnt ihr auch lernen“: Buddhi Maya weiß aus eigener Erfahrung, dass eine solide Schulausbildung die Grundlage einer unabhängigen Existenz und wichtig für die Zukunft ihres Landes ist.**

© AVS/Vera Bedin



Sir Edmund Hillary (links) gründete 1961 die erste Schule in Khumjung. Heute werden dort mehr als 300 Schüler und Schülerinnen von der ersten bis zur zehnten Klasse unterrichtet. Auch Buddha Maya hat diese Schule besucht.

© Wolfgang Nairz (links); AVS/ Vera Bedin (rechts)



zwei Mädchen, die eine Krankenschwesterausbildung abgeschlossen haben und in einem Spital in den Dörfern arbeiten. Und das ist genau die Entwicklung, wie ich sie mir wünschen würde.“

### Ein kleiner Beitrag aus Südtirol

Aus den ursprünglich einzeln vermittelten privaten Patenschaften ist heute ein großes Projekt geworden, mit dem über 70 Kindern ein Schulbesuch finanziert werden kann. Fragt man Buddha Maya Sherpa, warum sie dieses Projekt ins Leben gerufen hat, antwortet sie knapp: „Ich habe mir gedacht, auch als Mädchen kann man mit einer Ausbildung, Fleiß und ein wenig Unterstützung etwas erreichen.“ Patenschaft bedeutet normalerweise die Spende einer vorgegebenen Summe über mehrere Jahre hinweg. Der Alpenverein Südtirol hat hierfür eine Lösung gefunden, die dem

**Puhura Yangi** ist zwölf Jahre alt und hat mehrere Geschwister. Ihr Vater war als Expeditions-Sherpa tätig, aber nach einem Unfall bei einer Aichtausender-Expedition konnte er zwei Jahre seinen Beruf nicht mehr ausüben. Die Alternative, als Trekkingguide zu arbeiten, blieb ihm verwehrt, da er weder lesen noch schreiben kann. Seine Frau arbeitet zu Hause auf den Feldern und kümmert sich um ihre beiden Tragtiere. Das Einkommen ist karg. Sie wünscht sich, dass ihre Kinder einmal eine gute Ausbildung bekommen, und hofft, dass diese sie im Alter unterstützen werden. Pensionsvorsorge gibt es in Nepal keine.

Vereinsgedanken entspricht: Der Verein hat ein eigenes Konto eingerichtet, auf das die „Paten“ ihre Einzahlungen tätigen. Es gibt keinerlei Vorgaben bezüglich der Höhe der Summe und der Anzahl der Überweisungen. Grundstock für dieses Konto bildeten die Einnahmen aus einem Lichtbildvortrag von Buddha Maya im Jahre 2003 in Bozen. Seit damals erfolgen regelmäßig Einzahlungen, von manchen Mitgliedern jährlich, von den meisten ein- bzw. mehrmalig. Das Projekt ist mittlerweile bekannt, und die Einzahlungen sind über die Jahre konstant geblieben. Derzeit werden aus diesem Konto neun Patenschaften finanziert, und zwar so, dass die Einlage zehn Jahre Schulausbildung garantiert. 2013 hat das erste Patenkind des AVS, Mingma Choki Sherpa, ihren Collageabschluss in Kathmandu erlangt und arbeitet nun in der örtlichen Verwaltung von Namche Bazar. Eine nicht ganz klassische Biografie für eine junge Frau aus dieser Gegend.

### Ende in Sicht?

Das Ein-Frau-Projekt von Buddha Maya hat, die eigene Existenz betreffend, eine – im positiven Sinne – selbstzerstörerische Idee, denn es soll überflüssig werden. „Die Schulausbildung eines Kindes kommt meist der ganzen Familie zugute. Diese Kinder können wiederum ihrer Familie, ihren Brüdern und Schwestern helfen und haben später selbst viel einfacher die Möglichkeit, ihren eigenen Kindern wiederum eine Ausbildung zu finan-



zieren. So ist das langsam, aber doch ein Weg aus der Armut.“

Das Projekt hat mittlerweile die Ausmaße eines Kleinbetriebes, die Abwicklung bleibt aber unbürokratisch. Aufnahmeformulare gibt es keine. Man kennt sich und deshalb ist die Feststellung des Bedarfes einer Finanzierung einfach. Einfach, aber auch überflüssig gestaltet sich die Überprüfung der Auflagen: regelmäßiger Schulbesuch und positives Bestehen. Die Kontrolle übernimmt Maya selbst vor Ort. „Ich komme zweimal im Jahr nach Namche Bazar und lade alle Kinder und Eltern ein und jede bringt einmal im Jahr die Zeugnisse mit. Das kann man gut kontrollieren. Zudem wollen die Kinder ja in die Schule gehen. Die Eltern schicken die Kinder auch gern in die Schule, da sie meistens selbst nicht die Möglichkeit gehabt haben, eine Schule zu besuchen. Die Eltern können oft selbst nicht schreiben und lesen, deshalb ist es ihnen ein großes Anliegen, dass die Kinder die Schule besuchen.“ Während Mayas Abwesenheit übernimmt ihre Schwester die Aufgabe der Kontrolle und der Bedarfserhebung bei den Familien der zukünftigen Patenkinder. Durch diese unbürokratische Abwicklung fallen keine Verwaltungskosten an und die gespendeten Summen werden 1:1 weitergegeben.

Zweimal im Jahr trifft man sich also auf der Sunshine Lodge. Es kommen die Patenkinder, meist in Begleitung ihrer Mütter. Vorgezeigt werden die Zeugnisse, das Geld für das nächste

halbe Schuljahr wird entgegengenommen und es wird gefeiert. Wie bei jedem guten Fest wird gekocht, gegessen und viel geplaudert. Es wird gesungen, getanzt und gelacht. Befindet man sich gerade als Gast in der Lodge, wird man zum Tanz geladen – und wird auffallen. Denn die Menschen aus den westlichen Ländern bewegen sich etwas steifer, was zum Vergnügen aller Anwesenden beiträgt. „Hauptsache mit Begeisterung!“, kommentiert Buddhi Maya lachend dieses Zusammentreffen.

Dieses Gefühl ist es wohl auch, das sie bei dieser ehrenamtlichen Arbeit antreibt, denn „das Patenschaftsprojekt ist für mich sehr viel Arbeit; die Verwaltung und Kontrolle, die Geldübergabe zweimal jährlich an alle Familien oder direkt an die Schule in Kathmandu, die Berichte mit den Fotos an alle Paten. Jedoch bereitet es mir auch sehr viel Freude, da die Familien sehr froh und dankbar für die Unterstützung sind, und das gibt mir wieder viel Freude und Begeisterung zum Weitermachen. Ich werde das Projekt, so lange es mir möglich ist, weiterführen.“ Auch der Südtiroler Alpenverein hat sich von dieser Begeisterung anstecken lassen, und die Erfolge der letzten Jahre motivieren zum Weitermachen. „Ich weiß, dass Kinder später ein selbstständiges, unabhängiges Leben führen und etwas aus sich machen können, wenn man ihnen die Möglichkeit einer Schulausbildung gibt.“ „Buddy“ Buddhi Maya Sherpa wird in diesem Falle recht behalten.

**Durch das Patenschaftsprojekt des AVS wird mehr als 70 Mädchen der Schulbesuch ermöglicht. Begabten Kindern steht nach dem Erlernen der Grundkompetenzen der Weg zu weiterführenden Schulen offen.**

© Gerda Maria Pauler (links); AVS/Vera Bedin (rechts)

*Wer mehr über das Projekt wissen möchte, kann sich unter [www.alpenverein.it/de/projekte](http://www.alpenverein.it/de/projekte) oder auf Buddhi Mayas Homepage [www.members.aon.at/maya.sherpa/informieren](http://www.members.aon.at/maya.sherpa/informieren).*

# „Die Löwen des Tages“

Die Indien- und Hochasienexpedition der Brüder Schlagintweit 1854–1857

>> **Moritz von Brescius und Stephanie Kleidt**

*Am 20. Juni 1857 berichtete Alexander von Humboldt hocherfreut dem preußischen König Friedrich Wilhelm IV.: „Die Löwen des Tages sind 2/3 der Schlagintweits, Hermann und Robert, die über Aegypten hier angekommen sind.“ Die Rückkehr der beiden Brüder von einer dreijährigen Forschungsreise nach Indien und durch die Hochgebirgsregionen Asiens versetzte den greisen Wissenschaftler in helle Begeisterung. Welche Rolle hatte er bei diesem monumentalen Unternehmen gespielt, und warum sprach er von „zwei Dritteln“ der Schlagintweits?*



Ende September 1854 waren die Brüder Hermann, Adolph und Robert Schlagintweit zu ihrer vielbeachteten Expedition aufgebrochen. Humboldt hatte zwei dieser drei jungen Wissenschaftler 1849 in Berlin kennengelernt. Der Geograph Hermann und der Geologe Adolph waren an die Spree gekommen, um sich dem führenden wissenschaftlichen Kreis um Humboldt und den Geographen Carl Ritter anzuschließen und sich um ihre Habilitationen an der Berliner Universität zu bemühen. Aufgewachsen waren die Brüder in München. Der Vater Joseph August, ein angesehener Augenarzt und Begründer der ersten Augenklinik in München, hatte großen Wert auf die sorgfältige Ausbildung der Söhne gelegt. Früh wurde dabei das Interesse am Zeichnen und Ma-

len geweckt, das sie systematisch erlernten. Drei der Brüder wählten die Geowissenschaften als Studienfach und erprobten ihr Wissen und die Anwendung physikalischer Messinstrumente und Methoden in den Alpen. Schon früh traten sie mit wissenschaftlichen Abhandlungen hervor – unter anderem über die Ötztaler Alpen, deren Gletscher sie noch in ganzer Ausdehnung vorfinden und vermessen konnten. Bereits während dieser ersten Forschungen entstand eine Vielzahl von Aquarellen und Zeichnungen dieser Bergregionen. Nach den Ostalpen wandten sie sich den Westalpen zu und erforschten die Monte-Rosa-Gruppe, wo ihnen die Erstbesteigung einer der Spitzen des Massivs gelang (der später so benannten Dufourspitze). Ihre bergsteigerischen Fähigkeiten standen seitdem außer Zweifel. Ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse fanden unter anderem Eingang in Reliefs der Zugspitz-/Wettersteinregion und des Monte Rosa, die von Hermann und Adolph erarbeitet worden waren.

### Ein unerfüllter Lebenstraum

Humboldt war begeistert von den Brüdern, die wissenschaftliche Weitsicht mit praktischen Fähigkeiten verbanden, und machte sie mit seinem obersten Dienstherrn, dem an Indien interessierten preußischen Monarchen, bekannt. Wohl gemeinsam wurde eine Idee geboren, die einem bisher unerfüllten Lebenstraum Humboldts galt: eine wissenschaftliche Expedition in den bis dahin wenig bekannten Himalaya. Gewissermaßen stellvertretend für den inzwischen achtzigjährigen Naturforscher sollten die beiden jungen Männer reisen; der Alte stand ihnen mit Rat, seinen vielfältigen Verbindungen und auch mit Empfehlungsschreiben zur Seite.

Zu klären blieb die Kostenfrage. Da der preußische Kultusminister vom Nutzen einer solchen Indien-Expedition für Preußen nicht zu überzeugen war und der König das Geld nicht ganz aus der eigenen Tasche nehmen wollte, ersann Humboldt einen genialen Umweg: eine Kooperation mit der finanzstarken britischen East India Company (EIC), die damals große Teile des indischen Kontinents beherrschte und sich auch für nutzbringende wissenschaftliche Forschungen interessierte. In Indien war die Erforschung des terrestrischen Erdmagnetismus bis zum 37. Breitengrad – also nördlich

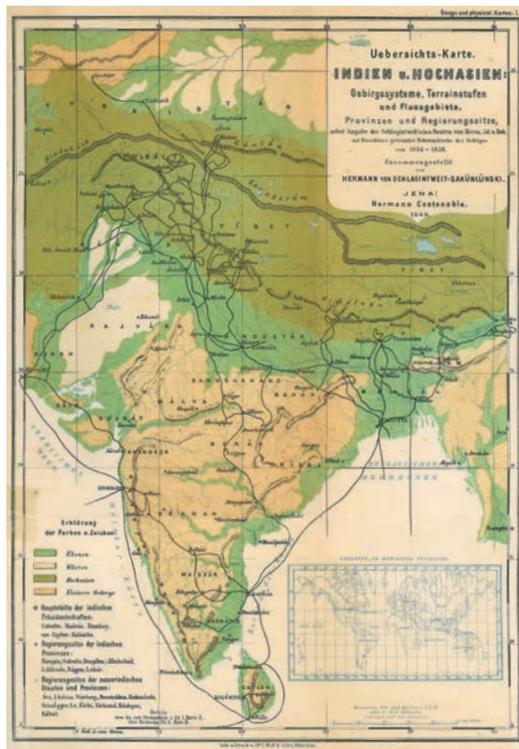


**Das von Adolph Schlagintweit am 22. August 1856 gemalte Aquarell zeigt den Firn des Mustagh-Gletschers im Karakorum vom Mustagh-Pass aus gesehen. Die Vermessung und Beobachtung der großen Hochgebirgsgletscher gehört zu den heute noch aktuellen Forschungsergebnissen der Brüder.**

*© Alpines Museum des DAV München, Foto: Wolfgang Pulfer, München*

Eine Kartenbeilage, zum ersten Band von Hermann Schlagintweits Beschreibungen ihrer „Reisen durch Indien und Hochasien“ 1869–1880 erschien, zeigt den Routenverlauf der gesamten Expedition.

© Bibliothek des DAV im Alpinen Museum München



bis hinter den Himalaya – 1852 durch den vorzeitigen Tod des Forschers Captain Charles M. Elliot zum Stillstand gekommen. Unter finanzieller Beteiligung des preußischen Königs sollte Adolph Schlagintweit, unterstützt von Hermann, diese Arbeit im Dienste der EIC fortführen. Die Direktoren der EIC zeigten sich aufgeschlossen, und kurz vor der Abreise wurde auch der gerade erst voll-

jährig gewordene, frisch promovierte Bruder Robert als Teilnehmer der Expedition akzeptiert.

Vorbereitet in London und ausgerüstet mit einer Vielzahl modernster Messinstrumente, zwei Fotoapparaten sowie Empfehlungsbriefen Humboldts bestiegen die Brüder am 20. September 1854 in Southampton den Dampfer „Indus“ und erreichten am 26. Oktober Bombay. Von dort aus brachen sie auf teilweise getrennten Routen zu ihrer ersten Reise durch den südlichen Teil Indiens nach Madras auf und fuhren dann mit dem Dampfer nach Kalkutta. Hermann wandte sich dem östlichen Himalaya zu, erforschte Bengalen und Assam sowie den Flusslauf des Brahmaputra. Adolph und Robert durchzogen die nordwestlichen Provinzen bis zu den Quellen des Indus, erforschten und vermaßen nicht weniger als 63 Gletscher, darunter den Tonse- und Baltorogletscher. In Tibet stand Hermann am Fuße des Mount Everest. Die Brüder lernten alle großen Gebirgsgruppen der Himalayakette kennen – von Bhutan bis zur westlichsten Gruppe, dem Nanga Parbat. Sie erschlossen sich das Zentrum und den östlichen Teil des Karakorum und das Kuenlungebirge, das Hermann und Robert 1855 als erste europäische Forscher überquerten. Ihre wissenschaftlichen Messungen und Beobachtungen notierten sie in den sogenannten Beobachtungsmanuskripten. In über 750 Aquarellen und Zeichnungen hielten sie Landschaften, Gebirge, Flüsse, Gletscher und Panoramen fest; zahlreiche Karten wurden gezeichnet.

## Indien als britische Kolonie

Indien war zu dieser Zeit die wichtigste britische Übersee-Kolonie. Die Ostindische Handelskompanie hatte ihre Herrschaft seit der Mitte des 18. Jahrhunderts über weite Teile des Subkontinents ausgedehnt. Im Norden des Landes erstreckte sich ihr Einflussgebiet im 19. Jahrhundert bis in das Himalayagebirge hinein. Die sukzessive wissenschaftliche Erschließung indischer Regionen folgte dabei der militärischen Expansion oftmals auf den Fuß – oder bereitete diese sogar vor. Schon seit den 1820er-Jahren hatten britische Kolonialbeamte mit großem Interesse die noch „ungehobenen“ Naturschätze des Himalaya im Blick und erste Forschungsreisen in die Gebirgskette und in Teile Zentralasiens organisiert.

Diese brachten Erkenntnisse über dortige Herrschaftsverhältnisse, Rohstoffvorkommen und sogar über eine mögliche russische Konkurrenz mit sich. Die Schlagintweits wussten um das kommerzielle Interesse ihrer britischen Auftraggeber und sammelten daher eine Vielzahl politischer und kommerzieller Informationen, welche zwei

der Brüder nach ihrer Rückkehr im Londoner Parlament persönlich darlegten. In solchen Erkundungsreisen durch noch weitgehend unbekanntes Regionen waren wissenschaftliches Interesse und Überlegungen zu einer späteren praktischen Nutzbarmachung der gewonnenen Beobachtungen nicht voneinander zu trennen. Doch war die „Eroberung“ keine Einbahnstraße.

Indien spielte eine zentrale Rolle für den sozialen Wandel in England: Importierte Gewürze, Farbstoffe und exotische Textilien hatten seit dem 18. Jahrhundert zu neuen Konsummustern in ganz Europa geführt. Die buntgedruckten Stoffe und Gewänder prägten europäische Kleidungsmoden nachhaltig (etwa die Einführung des „Pyjamas“) und gaben den Anlass zu wichtigen technologischen Innovationen im europäischen Manufakturwesen. So verwundert es nicht, dass auch eine umfangreiche Textilsammlung der Schlagintweits an englische Manufakturen als Muster zur Nachahmung verschickt wurde.

## Eine gewaltige Logistik

Die Expedition forderte erhebliche logistische Anstrengungen. Die Brüder benötigten bis zu 120 indigene Helfer zum Transport des Gepäcks (besonders der empfindlichen Messgeräte, die sorgfältig verpackt an Stangen getragen wurden), als wegekundige Führer und Dolmetscher, wissenschaftliche Assistenten, Köche und Diener. Fast immer begleitete sie ein einheimischer Arzt. Soweit das Gelände es zuließ, benutzten die Brüder Pferde. Aber auch Kamele dienten ihnen als Reittiere, und in den unwegsamen Dschungelgebieten erwies sich der Elefant als sehr brauchbar. Wenn möglich, übernachteten die Brüder in den von der EIC unterhaltenen einfachen Gästehäusern für Europäer – den „Bungelows“. In den Gebirgsregionen des Himalaya und Karakorum wurden Zeltlager errichtet, von denen aus die Brüder mit nur wenigen Begleitern ihre Messungen und Beobachtungen in der Umgebung ausführten. Zur Versorgung wurden kleine Herden von Ziegen und Schafen mitgeführt, die unterwegs geschlachtet wurden. In Regionen jenseits der Vegetationsgrenze kam es immer wieder zu Engpässen in der Versorgung der Tiere. Im Karakorum oder Kuenlun erfror oder verhungerte ein Teil der Pferde. Schwierig war es auch, die indischen Begleiter zum Betreten hochgelegener, unwegsamer Bergregionen zu bewegen: Dort herrschten nach den religiösen Vorstellungen der Hindus Götter und Dämonen, die es durch das Opfer von Tieren oder Speisen zu besänftigen galt.

Aufgrund nicht ganz eindeutiger Absprachen mit den Berliner Mentoren und der EIC in London legten die Brüder unter erheblichem Aufwand von Zeit und Geld ausgedehnte Sammlungen an. Indigene Helfer sammelten Pflanzen für ein Herbarium, Jäger erlegten Tiere für eine zoologische Sammlung, die auch Vögel, Fische, Reptilien, Muscheln, Schneckengehäuse und Schmetterlinge umfasste. Große Mengen von Gesteinsproben und Versteinerungen wurden zusammengetragen, um in Europa geologische Fragen klären zu können. Sehr wichtig waren den Brüdern die ethnographischen Sammlungen, die sie in engem Zusammenhang sahen mit ihren anthropologischen Vermessungen von Personen und der Abformung von Gesichtern. Ihre besondere Aufmerksamkeit richteten sie dabei auf die „Aborigi-

nes“, indigene Volksgruppen, die zum Teil in abgelegenen Regionen lebten.

Nicht alle vorgesehenen Ziele waren ohne Schwierigkeiten zu erreichen. Insbesondere Tibet duldet keine ausländischen Reisenden, und nur mit Mühe erhielten Adolph und Robert einen „Pass“ für eine sehr begrenzte Region; andere Teile des Landes durchzogen sie in Verkleidung. Auch eine Genehmigung zum Besuch des unabhängigen Nepal erhielt Hermann erst gegen Ende der Expedition. Adolphs Vordringen nach Turkestan endete im August 1857 mit einer Katastrophe: Er geriet in Kaschgar (an der Seidenstraße gelegen) in einen Rebellenaufstand gegen die chinesische Herrschaft, fiel in die Hände des Anführers Wali Khan, wurde als Spion verdächtigt und sofort enthauptet. Das „dritte Drittel“ der von Humboldt so freudig begrüßten „Löwen des Tages“ sollte niemals wieder nach Europa zurückkehren. An dem mutmaßlichen Ort seines Todes wurde in den 1880er-Jahren ein Ehrendenkmal errichtet, wofür sogar Kaiser Wilhelm II. persönliche Dankesbriefe aufsetzte; die Brüder wurden in Deutschland als „wissenschaftliche Helden“ glorifiziert.

## Die Ressourcen sind erschöpft

Nach ihrer Rückkehr wurden die überlebenden Reisenden mit Anerkennungen und Ehrungen überhäuft. König Max II. von Bayern erhob sie in den erblichen Adelsstand, Hermann erhielt den Beinamen „Sakünlünski“ – der Übersteiger des Kuenlun. Hinter dem äußeren Ruhm verbarg sich aber ein Scheitern bei der wissenschaftlichen Auswertung. Die Beobachtungen und Messungen sollten, so hatten Hermann und Adolph noch in



Zu den Glanzstücken der ethnographischen Sammlung gehörten sechs Tanzmasken aus dem Lamakloster Hemis in Tibet. Nach ihrer Rückkehr ließen die Brüder in Berlin bemalte Repliken der Masken aus Steinpappe anfertigen. Die Originale der Masken sind nicht mehr nachweisbar.

© Staatliches Museum für Völkerkunde München, Foto: Marianne Franke

Zu den zoologischen Sammlungen der Brüder gehörte eine Vielzahl von kleinen Reptilien, die in mit Spiritus gefüllten Gläsern konserviert wurden.

© Zoologische Staatssammlung München, Foto: Wolfgang Pulfer, München



Milam, den Hauptort des Johartales in Kumaon an der Grenze zu Tibet, erreichten Adolph und Robert Schlagintweit im Juli 1855. Hier gelang es ihnen, eine Erlaubnis zur Einreise in das für Ausländer geschlossene Tibet zu bekommen.

© Alpines Museum des DAV München, Foto: Wolfgang Pulfer, München



Indien zusammen geplant, auf Englisch in einem neunbändigen Werk veröffentlicht werden: den „Results“. Nach dem vierten Band jedoch kam das Projekt aus finanziellen Gründen, aber auch wegen des Schwindens der Aktualität zum Erliegen: Die Betreuung der Sammlungen hatte viel Zeit verschlungen und die Veröffentlichung damit zu lange auf sich warten lassen; die sich ändernden Methoden der Naturwissenschaften und neue Forschungen ließen die Arbeit der Brüder rasch als wissenschaftlich überholt erscheinen. Zudem machte sich Adolphs Tod schmerzlich bemerkbar; Robert wandte sich anderen Interessen zu.

Die Briten stellten 1860 die weitere Finanzierung der „Results“ ein, und die Schlagintweit waren nicht vermögend genug, um die Fortführung langfristig aus der eigenen Tasche zu bezahlen, obgleich sie das Werk als ihre „Lebensaufgabe“ bezeichneten. Immerhin gelang es Hermann, eine vierbändige Beschreibung der Reisen nach Indien und Hochasien herauszugeben. Dazu kam die körperliche und wohl auch geistige Erschöpfung: Die Reisen in den extremen Klimazonen Indiens und des Himalaya hatten an der Gesundheit und den Kräften der Brüder gezehrt. Hermann starb bereits 1882 mit 55, Robert 1885 mit 51 Jahren.

Größeren Zuspruch als ihre Bücher, die streng wissenschaftlich und trocken geschrieben waren, erhielten dagegen Roberts öffentliche Vorträge, die er über mehrere Jahre in allen Winkeln der

deutschen Länder und sogar in Russland und Amerika hielt. Sie popularisierten die Reisen der Brüder und zogen alle Schichten der Gesellschaft an: Er sprach vor Schulklassen und bürgerlichen Vereinen, hochrangigen Militärs und zahlreichen deutschen Fürsten.

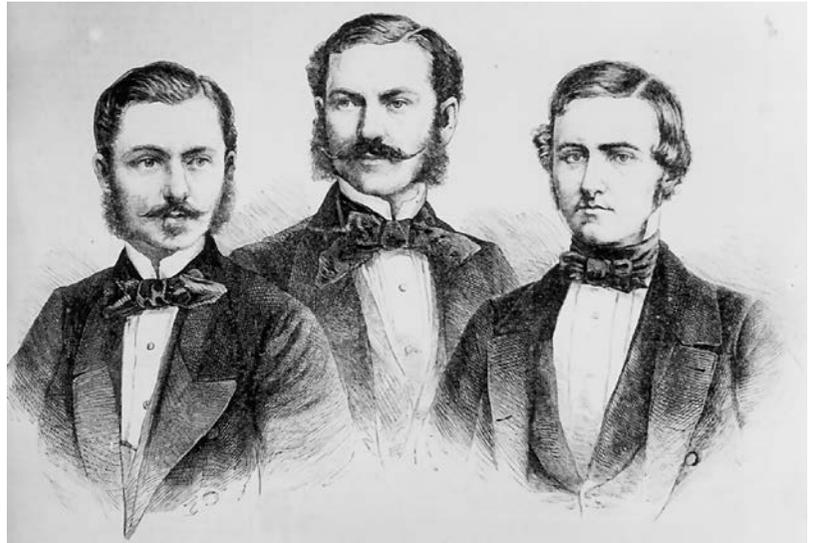
Hermann war sehr bald dem 1869 gegründeten Deutschen Alpenverein beigetreten, der sich in seinen Anfängen eher als eine wissenschaftliche Vereinigung verstand. Bis in die 1920er-Jahre galten dort die Forschungen Hermanns und Adolphs in den Alpen als Pionierleistungen, allem voran ihre glaziologischen Beobachtungen und Messungen. Auch war Hermann Gründungsmitglied der Münchner Geographischen Gesellschaft.

Erneut in den Blick gerieten die Schlagintweit und die wissenschaftlichen Ergebnisse ihrer Asien-Expedition mit den britischen Versuchen, den Mount Everest und die anderen Achttausender im Himalaya zu bezwingen. Als Bergsteiger spielten sie dabei nur eine untergeordnete Rolle, da das Bergsteigen für sie nur eine Voraussetzung, nicht aber das Ziel der Expedition gewesen war. Der Vollständigkeit halber wird meist auf ihren damaligen Höhenrekord von 6785 Metern bei der Besteigung des Kamet hingewiesen. Ein Zusammenhang mit Adolphs frühen Forschungen am Fuße des Nanga Parbat wurde erst mit der 1934 dorthin durchgeführten Expedition hergestellt. Für die Wiederentdeckung der Schlagintweit als Pioniere

kam in den Dreißigerjahren ein anderes Motiv hinzu. 1935 setzte Luis Trenker den Brüdern in seinem Buch „Die Helden der Berge“ ein literarisches Denkmal – zur Mahnung an die Gegenwart. Eingereiht finden sie sich dort unter die Bergsteiger, deren Selbstlosigkeit, gepaart mit den „deutschen Tugenden“ Treue und Kameradschaft, einem angeborenen Sinn für Freiheit und mit temperamentvollem Draufgängertum, sie zu überragenden Leistungen angespornt habe. Trenkers Buch, das zum Mythos der Bergsteiger Schlagintweit wohl maßgeblich beigetragen hat, erschien bis 1981 in vielen Auflagen, freilich unter Zurücknahme der Betonung „deutscher“ Heldentugenden.

### Mythenbildende Rezeption

Im Zusammenhang mit der 1938 vom Deutschen Reich unternommenen Expedition zum Nanga Parbat, dem „Schicksalsberg der Deutschen“, unter der Leitung von Paul Bauer erinnerte man sich in der Staatlichen Graphischen Sammlung in München an ein fast vergessenes Depositum: ein Konvolut jener Aquarelle und Zeichnungen, die die Brüder Schlagintweit während ihrer Expedition geschaffen hatten. Eine vielbeachtete Ausstellung wurde sogleich arrangiert. In einer überschwänglichen Besprechung in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ wurden die Schlagintweit als die ersten wissenschaftlichen Erforscher des Himalaya gefeiert; die Kenntnis dieser Blätter hätte Paul Bauer und seinen Männern damals viel Wissen vermitteln und dabei helfen können, Fehler zu vermeiden. Bereits 1936/37 hatte das Alpine Museum den Auslandsbergfahrten, vor allem zum Nanga Parbat einen eigenen Raum gewidmet. Hier gestand man den Schlagintweit eine Rolle als Himalayapioniere zu, indem man ihre Ansicht des Mount Everest ausstellte. Sie hatten den Berg zwar erkundet und vermessen, aber nicht zu besteigen versucht.



Adolphs 100. Todestag im August 1957 war Anlass für eine Erinnerung an ihn und seine Brüder Hermann und Robert im Jahrbuch des Deutschen Alpenvereins. Emma Felicitas Hofmann, Nichte des Mitbegründers des DAV, beschrieb dort die Leistungen der Brüder als Bergsteiger und Wissenschaftler im Zusammenhang mit den im Himalaya erzielten Erfolgen. 1953 waren die Erstbesteigung sowohl des Nanga Parbat als auch des Mount Everest geglückt. Noch heute berufen sich Fachwissenschaftler bei ihren glaziologischen Forschungen auf die präzisen Vorarbeiten der Brüder Schlagintweit in den eisbedeckten Regionen des Himalaya und des Karakorum.

### Literatur

Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski, Reisen in Indien und Hochasien, 4 Bände, Jena 1869–1880.

Der wissenschaftliche Nachlass der Brüder Schlagintweit wird in der Bayerischen Staatsbibliothek München aufbewahrt.

Der vielfach verwendete Holzstich der Brüder Robert, Hermann und Adolph Schlagintweit entstand vermutlich nach ihrer Rückkehr 1858. Adolph, der von der Expedition nicht mehr zurückkehrte, wurde nach einem sehr jugendlichen Porträt hinzugefügt.

© Alpine Museum des DAV München

## Die Brüder Schlagintweit im Alpinen Museum auf der Münchner Praterinsel

Warum bemüht sich das Alpine Museum im Jahr 2015 mit einer Ausstellung um das Erbe der Brüder Schlagintweit? Neue Forschungen haben ein verändertes Verständnis der Schlagintweit'schen Expedition und deren Rezeption hervorgebracht, das nun einem größeren Publikum zugänglich gemacht werden kann. Die Aquarelle und Zeichnungen gehören heute zum meistbeachteten Teil des Nachlasses der Brüder im Alpinen Museum. Ein weiteres Konvolut

wird von der Staatlichen Graphischen Sammlung München aufbewahrt. Die 2013 erfolgte Schenkung der Erbgemeinschaft Schlagintweit an das Alpine Museum war Anlass, sich dem Lebenswerk der Brüder wieder zuzuwenden, ihre wissenschaftlichen Leistungen neu zu bewerten und nach den Künstlern in ihnen zu suchen. Die Ausstellung „Über den Himalaja. Die Expedition der Brüder Schlagintweit 1854–1857“ wird am 18. März 2015 eröffnet.

# Das Matterhorn ist überall

Betrachtet man die Geschichte des Expeditionsbergsteigens, fällt die Parallelität zur Entwicklung des Alpinismus in den Alpen auf

>> **Ulrich Wörz**

*Im Spannungsfeld zwischen Forschergeist, individueller Abenteuerlust und kollektiven Vereinnahmungstendenzen seitens der Politik und Gesellschaft spiegelt die Entwicklung des Expeditionsbergsteigens immer auch den herrschenden Zeitgeist der europäischen Bergsteigernationen wider. Dazwischen bleibt Raum für visionäre Unternehmungen und überraschende Entdeckungen.*



Als in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gesellschaftlich aufgestiegene Großbürger und wohlhabende Grundbesitzer in die Hochgebirgsregionen vorzudringen begannen, wurde nicht das Bergsteigen an sich erfunden, sondern vielmehr die bis dahin nicht existente Bewegung des Alpinismus ins Leben gerufen. Ausgestattet mit reichlichen Ressourcen an Zeit und Geld schuf eine zunehmend satte, aber vom täglichen Leben mitunter gelangweilte Generation auf ihrer Suche nach neuen Lebensinhalten den elitären Gesellschaftstypus des „Alpinisten“, der sich im Laufe der folgenden rund 150 Jahre zu einem dauerhaften Erfolgsmodell im Spektrum moderner Lebensentwürfe entwickeln sollte.

### Die „Kultur“ des Bergsteigens

Die bürgerlichen Bergsteiger behielten dabei ihre starke Bindung an die Werte des Bildungsbürgertums sowie an ein naturwissenschaftliches Forschungsideal bei und verschmolzen auf dieser Basis individuelle Abenteuerlust mit einer romantischen Betrachtung der Welt und der aufstrebenden Sportbewegung zu einer neuen Kulturercheinung, die sich im Laufe der Geschichte trotz Vereinnahmungen von verschiedenen Seiten als sehr entwicklungsfähig und wandelbar erwies. Immer wieder setzten einzelne herausragende Persönlichkeiten durch visionäre und spektakuläre Touren neue Akzente und trieben damit die Entwicklung dieser Kultur des Bergsteigens in praktischer und geistiger Hinsicht voran. Denn wie kaum eine andere Strömung moderner Gesellschaften kennzeichnet den Alpinismus von Beginn an eine bemerkenswerte und oft skurrile Spannung zwischen einem extremen Individualismus und einer gleichzeitigen Kollektivierung, Institutionalisierung und Instrumentalisierung durch Organisationen und Nationalstaaten. Eine Eigenheit, die sich auch in seiner besonderen Positionierung als öffentliche und zugleich eben gerade nicht öffentliche Tätigkeit widerspiegelt.

Ausgeübt und vollzogen an völlig abgelegenen Räumen und Orten, die zwar in gewissem Sinn durch den Alpinismus erschlossen, jedoch in der Folge weder bezogen noch genutzt werden können, hinterlassen die alpinen Unternehmungen letztlich nicht viel mehr als einen Bericht, ein paar Bilder und eventuell für die Akteure soziale

Anerkennung und einen ökonomischen Vorteil. Gerade dieser Umstand führte im Zusammenspiel mit der gegebenen Bindung der ersten bürgerlichen Wanderer und Bergsteiger an Literatur und Wissenschaft dazu, dass das moderne Bergsteigen immer schon von einer überaus regen und intensiven Tätigkeit des Berichtens und Dokumentierens begleitet wurde.

Und bis heute kann das oft ausufernd wirkende Schreiben, Zeichnen, Fotografieren und Filmen, das aktuell durch die gegebenen technologischen Möglichkeiten eine neue Dimension erreicht, als Versuch gesehen werden, der übermächtigen Materialität des Berges, die das abgeschiedene Handeln des bergsteigenden Menschen mitunter als eine Banalität zurücklässt, eine Materialisierung des Ideellen und damit spezifisch Menschlichen bei- oder gegenüberzustellen. Denn in seiner Dimension als Kulturleistung findet das konkrete alpinistische Geschehen seit jeher weit außerhalb jenes kulturellen Raumes statt, auf den es sich letztlich bezieht. Nicht registrierte, nicht wahrgenommene und nicht dokumentierte Besteigungen von Routen und Bergen existieren schließlich gar nicht im Sinne des diskursiven Raumes „Alpinismus“, und ebenso wie ein Berg selbst umso abstrakter und unwirklicher erscheint, je weiter er entfernt liegt, verhält es sich auch mit allem Geschehen rund um seine Besteigung. Eine Eigenheit, die gerade das Expeditionsbergsteigen seit jeher prägte.

Bereits an diesem Gedanken wird deutlich, wie sehr dem Bergsteigen als Kulturercheinung die Notwendigkeit einer referentiellen Bezugnahme der Akteure untereinander, und vor allem auch einer Bezugnahme zu einem Publikum von Nichtakteuren, innewohnt. Dies stellt einerseits die Basis eines den Alpinismus prägenden Leistungs- und Konkurrenzdenkens dar und bildet andererseits die Grundlage einer Kommerzialisierung, Vermarktung und Instrumentalisierung, die ihn zwar immer schon begleitet hat, aber gerade im Expeditionsbergsteigen oft auf die Spitze getrieben wurde. Einerseits um den oftmals hohen materiellen und finanziellen Aufwand, der für solche Fahrten notwendig ist, zu decken, andererseits, um über Tourismus, Führerwesen und vor allem auch den Verkauf von Ausrüstung und Publikationen tatsächlich Geld zu verdienen, und letztlich auch

**Ein Ziel und eine Gruppe, aber viele Funktionsebenen. Alpinisten, Führer, Hochträger, Lastenträger, Köche und Verbindungs-offiziere unterwegs zu den höchsten Bergen der Welt. Anmarsch der Schweizerischen Dhaulagiri-Himalaya Expedition 1958**

© Detlef Hecker, Stadtarchiv Schwäbisch Hall



Die Besteigung der höchsten Gipfel ist ohne zahlreiche Helfer vorerst undenkbar. Obwohl während der letzten deutschen Vorkriegsexpedition zum Nanga Parbat im Jahr 1939 nur vier Bergsteiger unterwegs waren, benötigten sie das Zehnfache an Lastenträgern. Trägerkolonne und Bezahlung der „Kulis“ am Nanga Parbat während der letzten deutschen Vorkriegsexpedition im Jahr 1939.

© Archiv des DAV, München,  
Foto (Bild oben): Peter  
Aufschnaiter

um den Alpinismus politischen Zielen dienstbar zu machen. Erst im Spannungsfeld dieser Faktoren konnte sich schließlich auch der Beruf des Profibergsteigers etablieren, der die Entwicklung des Höhenbergsteigens in den Gebirgen der Welt während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wesentlich mitbestimmte.

Lange jedoch bevor diese neue Ebene bergsteigerischer Tätigkeiten Kontur anzunehmen begann, brachte der Alpinismus den Beruf des Bergführers hervor und mit ihm eine fundamentale Diskussion über die Notwendigkeit und ethische Berechtigung desselben, die die Bergsteigergemeinschaft bis heute beschäftigt.

Dabei muss das „Führerbergsteigen“ unbestritten als die Wiege des Alpinismus bezeichnet werden, einfach weil sich die städtischen Bürgerbergsteiger von Anfang an überwiegend der Hilfe ortskundiger und im Gelände versierter Helfer bedienten, um gangbare Wege auf die von ihnen angestrebten Gipfel zu suchen und überhaupt bewältigen zu können. Und dies sowohl in den Alpen selbst als auch an den hohen Weltbergen. Obwohl die Führer selbst aus heutiger Sicht oft die erfahreneren Bergsteiger waren, behielten sie erstaunlicherweise ihrem Selbstverständnis nach über Jahrzehnte hinweg und konsequent ihre Position als Führer und Träger bei und nahmen selbst die Position des „Alpinisten“ kaum in Anspruch. Das herrschende Verhältnis von Alpinist und Führer fand nicht zuletzt in allen Phasen der Geschich-

te der Erschließung der Gebirge in den Berichten nachhaltigen Niederschlag, indem Erstbesteigungen überwiegend oder allein den geführten Herren zugeschrieben wurden und die oft vorangehenden Führer unerwähnt blieben.

Und mehr noch als beim Bergsteigen in den Alpen, durchzieht diese bemerkenswerte Zuordnung verschiedener Funktionen an die Gruppenmitglieder einer großen Bergfahrt, zu denen neben den Alpinisten und Führern auch noch Träger, Köche und weitere Gehilfen zählen, das Expeditionsbergsteigen bis heute. Die bereits um die Jahrhundertwende so lebhaft geführten Debatten rund um die grundsätzliche Legitimität des „führerlosen Bergsteigens“ einerseits und über die ethischen und moralischen Einwände gegen den Führer-Alpinismus andererseits erfahren dabei gerade durch den jüngsten Boom rund um das Bergsteigen in den höchsten Gebirgen der Welt eine Renaissance. Die Argumentationslinien von damals und heute liegen überraschend nahe beieinander.

### Neue Ziele für Herren und Führer

Schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts führte aber die vorerst als unlösbar angesehene Bindung der Alpinisten an ihre Führer dazu, dass nahezu mittellose und nach Bildungsstand und sozialem Hintergrund sehr einfache Bewohner von Bergbauerndörfern der Alpen zu Weltreisenden wurden und als Bergführer und Träger mit ihren Herren zu den großen Gebirgen der Welt aufbrachen. Denn nachdem die höchsten Gipfel im Alpenbogen erreicht waren, suchte die Gilde der Alpinisten konsequent nach neuen Zielen, die einerseits in der Begehung schwierigerer Routen gefunden wurden, andererseits aber in der Erreichung höherer Gipfel auf anderen Kontinenten. Viele der Entwicklungen des Alpenbergsteigens und des Expeditionsbergsteigens weisen dabei bemerkenswerte Parallelen auf.

Zu den ersten Zielen der bereits zum Ende des 19. Jahrhunderts überwiegend in den zahlreich gegründeten Alpenvereinen organisierten Bergsteiger zählte naheliegenderweise der Kaukasus, der sich in der Folge zu einem Kerngebiet englischer, aber auch schweizerischer und deutscher Bergsteiger entwickelte und bis in die Dreißigerjahre des 20. Jahrhunderts den Status eines Trai-

ningsgebietes für die noch höheren Berge erhalten sollte. Im Jahr 1936 bereits waren alle Fünftausender und rund 150 Viertausender des Gebirgszuges erstiegen und mit der Eröffnung einer Route durch die 2000 Meter hohe Nordwestwand des Ushba im selben Jahr war auch der Schwierigkeitsalpinismus dort angekommen. Die Kaukasusunternehmungen wurden bald zu Bergfahrten relativ kleiner autonomer Gruppen, die sich in dem verhältnismäßig leicht zu erreichenden Gebirge ohne allzu großen logistischen Aufwand bewegen konnten.

Anders war die Situation an den weiter entfernten und unzugänglicheren Weltbergen. Vor allem die hohen Vulkane Südamerikas waren durch die frühen Besteigungsversuche des Wissenschaftlers und Forschungsreisenden Alexander von Humboldt aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bekannt und wurden daher zum Ziel alpinistisch ausgerichteter Auslandsfahrten. 1880 erreichte der englische Bergsteiger und erfolgreiche Erstersteiger vieler der hohen Alpengipfel Eduard Whymper zusammen mit seinem ehemaligen Konkurrenten am Matterhorn, dem Führer J. A. Carrel, den 6310 Meter hohen Chimborazo und eine ganze Reihe weiterer hoher Berge, wie den Cotopaxi, der aber bereits 1872 vom Geologen Wilhelm Reiß erstiegen worden war. Der notwendige logistische Aufwand dieser Unternehmungen war jedoch noch vergleichsweise gering.

Nicht zuletzt der schwierige Zugang zu vielen hohen Bergen sorgte dafür, dass bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts generell überwiegend wissenschaftliche Aspekte das treibende Motiv für größere Expeditionen in den fernen Gebirgen bleiben sollten und rein bergsteigerische Unternehmungen kaum unternommen wurden. Oft waren es erst die von den Wissenschaftlern mitgebrachten Bilder und Berichte, die das bergsteigerische Interesse auf bestimmte Gebiete und Berge lenkten und nach und nach Versuche motivierten, die immer wieder auf dem bereits Bekannten aufbauten, weshalb manche Gebiete und Berge häufig versucht und besucht wurden und andere, die vermutlich leichter zu besteigen waren, gar nicht in Erwägung gezogen wurden. Eine Dynamik, die das alpine Expeditionsgeschehen entscheidend lenken sollte.



So war es beispielsweise die erfolgreiche Expedition des Forschungsreisenden Willi Rickmer Rickmers im Jahr 1912 – es war die erste offiziell vom DuOeAV finanzierte Auslandsfahrt –, die das Pamir- und das Tianschan-Gebirge in den Fokus der westlichen Bergsteiger rückte. Wiederholt schlossen sich daraufhin bis in die Dreißigerjahre Alpinisten wie etwa der Schweizer Fotograf und Bergsteiger Lorenz Saladin mit russischen Alpinisten rund um die äußerst leistungsfähigen und erfolgreichen Brüder Abalakow zusammen und vollführten in diesen Gebirgen zahlreiche Erstbesteigungen im Rahmen von wissenschaftlichen Erkundungsexpeditionen.

Im Jahr 1928 läuteten schließlich auch die bemerkenswerten bergsteigerischen Erfolge der Deutschen Eugen Allwein, Philipp Borchers sowie der Österreicher Erwin Schneider und Karl Wien den Beginn einer regen deutsch-österreichischen Expeditionstätigkeit in den Dreißigerjahren ein und initiierten die Wiederaufnahme der Organisation von Auslandsbergfahrten durch den DuOeAV. Als Allwein, Schneider und Wien am 25. Juli 1928 im Rahmen einer neuerlichen Forschungsreise unter Willi Rickmer Rickmers als erste Menschen den 7134 Meter hohen Pik Lenin erreichten, standen sie überdies auf dem höchsten bis dahin erreichten Gipfelpunkt, obwohl zu diesem Zeitpunkt im Himalaya an höheren Bergen bereits Höhen weit über der 8000-Meter-Marke erreicht worden waren.



**In den 1930er-Jahren noch eine Seltenheit: Kleinstexpeditionen ohne Hochträger und mit einem mehr als überschaubaren „Haufen“ an Ausrüstung, wie jene des Schweizer Lorenz Saladin und seiner russischen Begleiter mit den Brüdern Abalakow (unten) zum Khan Tengri im Jahr 1936. Die fünf Teilnehmer der Unternehmung sind allein am Berg und steigen ohne Unterstützung durch ein besetztes Basislager gemeinsam zum Gipfel und zurück.**

© Fotoarchiv Lorenz Saladin/  
Alpines Museum Bern



Zu den bedeutendsten Pionieren des Expeditionsbergsteigens gehört William Martin Conway.

© Archiv des DAV, München

Gerade im Himalaya und dem Karakorumgebiet gestaltete sich das Vordringen zu den Bergen aber mitunter als sehr schwierig, und die ersten Erkundungen, die zwar bereits ab der Mitte des 19. Jahrhunderts durch Forschungsreisende wie die Brüder Schlagintweit oder Vermessungstrupps des British India Survey erfolgt waren, hatten fast nur wissenschaftliche oder strategische Ziele. Vor allem die britische Kolonialmacht in Indien wollte aus militärischen Gründen die Nordgrenze ihrer Einflussgebiete kartografisch erfassen, deren Vermessungen der höchsten Berge der Erde lockten aber bald auch die ersten Bergsteiger nach Asien.

Wie in den Alpen waren es auch hier letztlich hauptsächlich englische Bergsteiger, die alpinistische und damit, dem Geist und der Auffassung vieler Vertreter des berühmten englischen Alpine Clubs entsprechend, rein sportliche Ziele anstelle der wissenschaftlichen ins Auge fassten. Obwohl die Achttausender zu Beginn der Zwanzigerjahre überwiegend erst aus der Ferne gesichtet worden waren und allein die Zugänge zu ihren Flanken und Graten erst erschlossen werden mussten, gelangten durch die guten Kontakte der im Alpine Club vertretenen Alpinisten zu den wissenschaftlichen Kreisen der Royal Geographical Society und der Verwaltung des British Empire bald bemerkenswerte Vorstöße in große Höhen.

Anders als in Europa, Nordamerika und auch Südamerika war die Entwicklung des Bergsteigens im Himalaya und Karakorum allerdings stark von den herrschenden politischen Verhältnissen bestimmt, da durch die Isolationspolitik mancher Länder immer wieder der Zutritt zu ganzen Gebirgsgruppen über Jahrzehnte hinweg den Alpinisten versperrt blieb. Die logistischen Probleme waren überdies ohne Unterstützung regionaler und überregionaler Behörden und vor allem ohne eine große Anzahl vor Ort angeworbener Lastenträger kaum zu bewältigen. Dennoch waren vor allem in dem aufgrund der gegebenen politischen Verhältnisse leichter zugänglichen Baltorogebiet ab der Mitte des 19. Jahrhunderts durchaus alpinistische Expeditionen unternommen worden.

Im Jahr 1861 hatte der Engländer Godwin Austen im Dienste des Survey of India das Baltorogebiet erforscht, welches zuvor bereits 1856 durch Adolph von Schlagintweit besucht worden

war. 1892 folgte der englische Bergsteiger Martin Conway diesen Spuren und konnte mit seinen Begleitern bemerkenswerte bergsteigerische Erfolge verbuchen. Und schließlich bereiste das Ehepaar Workman allein in den Jahren 1898 bis 1912 sieben Mal den Karakorum, beging mehrere schwierige Pässe und erreichte einige Gipfel über der 6500-Meter-Marke.

Bei fast allen diesen Unternehmungen wurde die bergsteigerische Verantwortung bewährten Alpenführern überlassen. So waren es auch diese, die in kurzer Zeit viel Erfahrung mit den spezifischen Schwierigkeiten des Höhenbergsteigens sammeln konnten. Eine Entwicklung, die sich in ähnlicher Form im Laufe des 20. Jahrhunderts mit den Hochträgern und den Sherpas wiederholte. Auch diese zählten am Berg selbst bald zu den Leistungsfähigsten und Erfahrensten, standen jedoch mit wenigen Ausnahmen kaum im Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit.

## Höhenmedizinische Erkundungen

Ein interessantes Beispiel einer solchen Persönlichkeit ist der Alpenführer Mathias Zurbriggen aus Saas im schweizerischen Wallis, der bereits Ende des 19. Jahrhunderts innerhalb eines knappen Jahrzehnts an mehreren Expeditionen auf drei Kontinenten teilnahm.

Seine Bekanntschaft mit dem Engländer Martin Conway und dessen Landsmann Oscar Eckenstein brachte ihm bereits im Jahr 1892 die Einladung zu der bereits erwähnten großen Erkundungsfahrt in das Karakorumgebiet ein, wobei erstmals der weitere Zugang zum Fuße des K2 und zu einigen der diesen umlagernden Achttausender erschlossen wurde. Es war eine in Relation zu nachfolgenden Unternehmungen kleine Expedition, die neben Conway, Eckenstein und Zurbriggen nur noch den Engländer C. G. Bruce – der genau dreißig Jahre später Leiter einer der ersten englischen Expeditionen der Zwanzigerjahre zum Everest sein sollte – sowie in Summe etwa 80 Träger und Begleiter umfasste.

Conway, der im Laufe seines Lebens auch in den Bergen Nord- und Südamerikas unterwegs war, verfolgte im Baltorogebiet bereits konkret bergsteigerische Ziele, und es gelang ihm mit Zurbriggen und Begleitern einen Vorgipfel des 7300 Meter hohen Baltoro Kangri zu ersteigen und da-

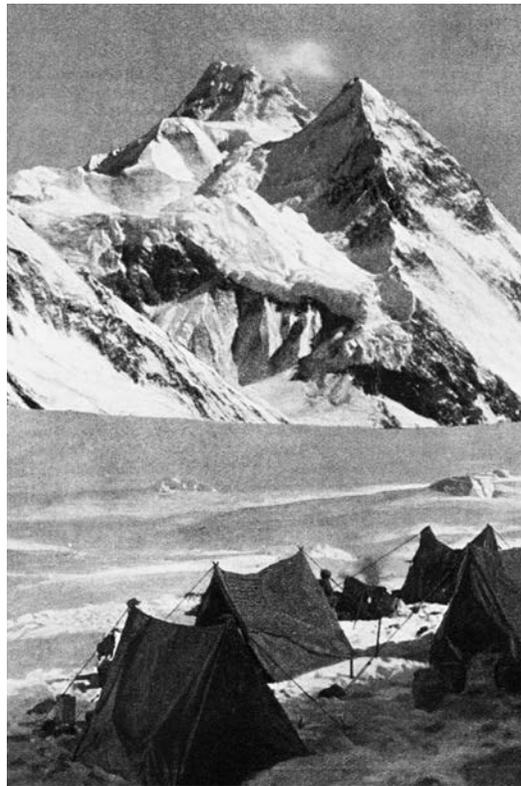
mit nach Whympers Erfolgen in den Anden einen neuen Höhenrekord aufzustellen.

Kurz nach dieser gelungenen Unternehmung unternahm Zurbriggen mit dem amerikanischen Alpinisten Edward FitzGerald in den Jahren 1894/95 zahlreiche Besteigungen in Neuseeland sowie 1896/97 eine Andenexpedition, im Zuge derer er allein den 6958 Meter hohen Aconcagua erstbestieg und kurz darauf den 6550 Meter hohen Tupungato.

Zurbriggen wurde damit zu einem der erfolgreichsten Höhenbergsteiger seiner Zeit, der bereits mit den Schwierigkeiten der dünnen Luft gut zurechtzukommen schien, auch wenn manche seiner Prinzipien nicht unbedingt der heutigen Auffassung entsprachen, wie seinen Berichten zu entnehmen ist. Knapp unter dem Gipfel des Tupungato, als er sich schon gezwungen sah, seinen Aufstieg wegen Erschöpfung und schmerzenden Beinen abbrechen, suchte er „Trost bei Pfeife und Wein“, was rasch eine derartige Stärkung nach sich zog, dass er seinem vorausgegangenen Partner doch noch auf den Gipfel folgen konnte.

Positive Erfahrungen, die manche der Hochgebirgsexpeditionen in den folgenden Jahrzehnten nicht unbedingt teilen sollten. Wochenlang verbrachten beispielsweise die Bergsteiger einer weiteren Expedition Oscar Eckensteins zum K2 im Jahre 1902 am Fuße des Berges in den weiten und öden Firnbecken des Godwin-Austen-Gletschers in Höhen zwischen 5000 und 6000 Metern, ohne erfolgversprechende Vorstöße auf den Berg unternehmen zu können. Der mitgereiste englische Exzentriker Aleister Crowley hält zunächst als Beschwerde fest, dass in erster Linie der Abbrand der Pfeifen und Zigarren durch den geringen Sauerstoffgehalt gestört war.

Die wahren Gefahren des langen Aufenthaltes in den oberen Lagern wurden jedoch bald auf dramatische Weise deutlich. Nachdem der Österreicher Heinrich Pfannl in einem Hochlager auf 6300 Metern an einem akuten Lungenödem erkrankt war, verblieb er noch ganze fünf Tage fantasierend und krank in seinem Zelt, ehe sein Abtransport auf einem Schlitten durch wundersame Weise sein Leben rettete. Wengleich der mitgereiste Arzt und Bergsteiger Jules Jacot-Guillarmod im Nachhinein den Fehler des zu langen Aufenthaltes in großer Höhe erkannte und folgenden Expeditionen emp-



**Erste Erfahrungen mit der extremen Höhe im Jahr 1902: Nach wochenlangem Aufenthalt in Hochlagern am Fuße des K2 (links Lager XI auf dem oberen Godwin-Austen-Gletscher, im Hintergrund der Broad Peak) erkrankt der Österreicher Heinrich Pfannl (rechts) an einem Lungenödem. Erst nach Tagen wird er mit einem Schlitten abtransportiert und überlebt nur knapp.**

*Quellen: Zeitschrift des DuOeAV 35, 1904 (Abb. links); Porträt aus: „Was bist du mir, Berg?“. Schriften und Reden von Heinrich Pfannl, 1929 (Abb. oben)*

fahl, das Basislager wesentlich tiefer aufzuschlagen, bringt der Verlauf dieser Expedition Eckensteins deutlich zum Ausdruck, wie sehr die frühen Versuche an den höchsten Bergen letztlich doch von der Vorstellung geprägt waren, dass sich das Bergsteigen aus den Alpen ohne weiteres auf den Himalaya übertragen ließe. Auch die von Guillardmod in seinem Tagebuch festgehaltene Vermutung, dass der an ihrem Weg zum Berg liegende Ort Askole mit seinen heißen Quellen bald eine ähnliche Entwicklung durchlaufen werde wie Zermatt oder Chamonix, gibt davon Zeugnis.

### Versuch an einem Achttausender

Es mögen ähnliche Berichte vorangegangener Expeditionen gewesen sein, die Albert Frederick Mummery, einen überzeugten Vertreter der Fraktion der „Führerlosen“ im Alpine Club, bereits sieben Jahre vor der Unternehmung Eckensteins dazu bewogen hatten, unter Begleitung des schon erwähnten expeditionserfahrenen C. G. Bruce sowie der Engländer Geoffrey Hastings und Norman Collie nach Indien zu reisen, um den 8125 Meter hohen Nanga Parbat zu besteigen.



Zwei Expeditionsleiter verschiedener Epochen: Albert Frederick Mummery (Mitte, um 1880), der sich bereits im Jahr 1895 im „Alpinstil“ am Nanga Parbat versuchte, und Karl Maria Herrligkoffer (unten, 1953). Im Rahmen seiner ersten Großexpedition wurde der Nanga Parbat (oben eine Aufnahme von 1937) endlich erstbestiegen.

© Archiv des DAV, München

Aus heutiger Sicht erscheint es dabei fast ironisch, dass Mummery – es war immerhin der erste konkrete Versuch, einen Achttausender zu besteigen – mit der Rupalfanke vorerst ausgerechnet jene Wand des Berges rekognoszierte, die bis heute als eine der größten Herausforderungen des Himalayabergsteigens gilt. Dennoch waren die Überlegungen, die er der Wahl seines Zieles zugrunde legte und die Mummery konsequent auf den Erfahrungen seiner revolutionären Touren in den Alpen aufbaute, durchaus folgerichtig; sie entsprangen zudem seiner typisch englischen sportlichen Auffassung des Bergsteigens. Es waren der generell verhältnismäßig kurze Zugang zum Berg und dessen steil und unmittelbar aufstrebende Flanken, die den Nanga Parbat als erfolgversprechendes Ziel erscheinen ließen. Der Aufstieg Mummerys an der technisch schwierigen Diamirflanke des Berges bis zu einer Höhe von rund 6500 Metern in Begleitung des Trägers Rago-bir stellt bis heute einen Meilenstein in der Geschichte des Expeditionsbergsteigens dar, wobei das ungeklärt gebliebene Verschwinden Mummerys und seiner Begleiter bei der anschließenden Überschreitung eines hohen Passes in das benachbarte Rakhiottal die allgemeine Aufmerksamkeit für seine visionäre Unternehmung zusätzlich steigerte. Dennoch blieb seine Herangehensweise an die großen Berge so etwas wie ein alpinistischer Denkanstoß, auf den sich Bergsteigergenerationen noch Jahrzehnte beziehen sollten.

Letztlich war es der Ausbruch des Ersten Weltkriegs, der die am Anfang des 20. Jahrhunderts gerade in Schwung kommende Entwicklung des Expeditionsbergsteigens vorerst zum Erliegen brachte. Dessen Wiederaufnahme in den Zwanzigerjahren brachte dafür die Nationalstaaten als neue Akteure ins Spiel, denn bisher war die Besteigung der hohen Weltberge noch kaum als Angelegenheit nationaler Interessen betrachtet worden. Durch die veränderte politische Situation nach dem Krieg änderte sich dies jedoch schrittweise und führte in den Dreißigerjahren vor allem im deutschsprachigen Raum zu einer weitgehenden politischen Instrumentalisierung des Expeditionswesens. Der individuelle Alpinist und sein Führer traten als Akteure in den Hintergrund und stattdessen belagerten in nationalen Unternehmungen versammelte Bergsteigergruppen unter Einsatz von viel Material und Technik die Berge. Ein Umstand, der die meisten Expeditionen bis in die Fünfzigerjahre und damit auch während der Phase der Erstersteigungen der höchsten Gipfel charakterisieren sollte.

### Neue Strategien und neue Akteure

Eingeleitet wurde diese Entwicklung indirekt durch die militärische Intervention des englischen Offiziers und Forschungsreisenden Francis Edward Younghusband in Tibet, die den Engländern den Einfluss über die Gebiete des nördlichen Himalaya für einige Zeit sicherte. Dadurch wurde der Mount Everest, der bisher weder von Süden noch von Norden zugänglich gewesen war, für zumindest zwei Jahrzehnte zum „englischen Berg“, und das Ziel, seinen Gipfel – den „dritten Pol“ – zu erreichen, zu einer nationalen Angelegenheit der großen Entdeckernation, die vor dem Krieg sowohl am Südpol als auch am Nordpol gegenüber anderen Nationen den Kürzeren gezogen hatte.

Unter der Schirmherrschaft der Royal Geographical Society und der britischen Regierung wurde ein eigenes Everest-Komitee gegründet, das in generalstabsmäßiger und strategischer Planung die Besteigung des Berges organisieren sollte und letztlich zu einem Vorbild für die Gründung zahlreicher ähnlicher größerer und kleinerer Einrichtungen in anderen Ländern, wie beispielsweise der 1936 gegründeten „Deutschen Himalaya Stiftung“, werden sollte. Viele dieser Einrichtungen

wurden später aber auch lediglich auf der Ebene privater Vereine gegründet, wie etwa die auf Initiative des in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts besonders aktiven deutschen Expeditionsleiters Karl Maria Herrligkoffer ins Leben gerufene „Gesellschaft zur Förderung deutscher Forschung im Ausland“ (ab 1953 hieß diese „Deutsches Institut für Auslandsforschung“) oder die 1953 gegründete „Österreichische Himalaya Gesellschaft“.

## Die „englische Luft“ oder die Geburt eines alpinistischen Dogmas

Die Briten waren in den Zwanzigerjahren auch die Ersten, die aufgrund der Erfahrungen der bisherigen Expeditionen generelle Kriterien eines tauglichen Höhenbergsteigers, geeigneten Materials und erfolgversprechender Strategien zu erstellen versuchten, wobei vor allem die Diskussion über die grundsätzliche Legitimität des Einsatzes von künstlichem Sauerstoff retrospektiv bemerkenswert ist. Angesichts der Tatsache, dass im Jahre 1921 noch nicht einmal der Weg zum Fuße des Mount Everest bekannt war, von einer gangbaren Route auf den Gipfel ganz zu schweigen, waren die bergsteigerischen Leistungen der drei Expeditionen der Zwanzigerjahre revolutionär.

Sie sind bis dahin nur mit den Unternehmungen des Herzogs der Abruzzen Luigi Amedeo di Savoia zu vergleichen, der zwischen 1897 und 1909 große Expeditionen in der Arktis, Alaska, Zentralafrika und dem Karakorum unternahm, die allesamt hervorragende wissenschaftliche, aber eben auch bergsteigerische Ergebnisse erbrachten und zudem weitgehend ohne Katastrophen und Unglücke verliefen. Der am Bride Peak, dem später als Chogolisa bezeichneten hohen Siebentausender im Baltorogebiet, im Jahre 1909 aufgestellte Höhenrekord von 7498 Metern wurde bezeichnenderweise auch erst von den Briten am Everest gebrochen, wenngleich mit der Besteigung des 7120 Meter hohen Trisul durch die Briten unter der Leitung von Tom George Longstaff bereits im Jahr 1907 der erste Gipfel jenseits der 7000 Meter erreicht worden war.

Am Everest wurden im Zuge der Expeditionen der Zwanzigerjahre erstmals in Höhen über 8000 Metern übernachtet und weitere Erfahrungen mit der Verwendung von künstlichem Sauerstoff gesammelt, der bei der Trisul-Besteigung 1907 be-



reits erprobt worden war. Angesichts der ohne Verwendung von Flaschensauerstoff erreichten Höhe von rund 8600 Metern ist es aus heutiger Sicht umso erstaunlicher, dass bis zum Jahr 1950 trotz intensiver Bemühungen keiner der Gipfel knapp über der 8000-Meter-Marke erreicht werden konnte und sich zudem das bergsteigerische Dogma etablieren konnte, dass die hohen Achttausender ohne Zuhilfenahme der „englischen Luft“ überhaupt nicht erreichbar wären. Eine Festsetzung, die erst im Zuge der Besteigung des Everest ohne Sauerstoff im Jahr 1978 durch Reinhold Messner und Peter Habeler tatsächlich ihre Gültigkeit verlor.

Vor allem im Rahmen der Himalaya-Expeditionen der Dreißigerjahre wurden wiederholt ohne Zuhilfenahme von künstlichem Sauerstoff große Höhen an Siebentausendern und den Achttausendern selbst erreicht. In erster Linie ist hier der deutsch-amerikanische Bergsteiger Fritz Wiessner zu nennen, der im Rahmen einer sensationellen amerikanischen Expedition zum K2 im Jahr 1939 beinahe schon den Gipfel erreicht hätte, aber auch die deutschen Expeditionen zum Kangchendzönga 1929 und 1931, jene von Günter Oskar Dyhrenfurth ins gleiche Gebiet im Jahre 1930 sowie die deutsche Expedition zum Nanga Parbat 1934. Auch am Everest gab es im Zuge von drei weiteren englischen Expeditionen in den Jahren



Schon ein Jahr vor dem durch den Briten Edward F. Norton 1922 ohne künstlichen Sauerstoff am Everest aufgestellten Höhenrekord von fast 8600 Metern (oben links) hatte Alexander Kellas errechnet, dass dieser Gipfel „by fair means“ möglich wäre. Eine Vermutung, die nicht nur der sensationelle Aufstieg von Fritz Wiessner (Mitte, 1932, hier am Nanga Parbat) 1939 am K2 bestätigte. Dennoch erbrachten erst Reinhold Messner und Peter Habeler 1978 den Beweis für die Richtigkeit.

Quellen: H. Sommervell, aus P. Gillman: Everest. Abenteuer und Tragödien am Berg der Berge, München 2000 (links); © Archiv des DAV, München (oben); © Peter Habeler (unten)



Auch das Höhenbergsteigen nahm die logische Entwicklung: Auf die „Eroberungsphase“ folgte der „Schwierigkeitsalpinismus“. Die Briten setzten mit der Erschließung einer Route durch die Südwand der Annapurna 1970 neue Maßstäbe.

© Chris Bonnington Picture Library

1933, 1936 und 1938 bemerkenswerte Vorstöße „by fair means“, wobei hier, nicht zuletzt infolge der Ereignisse rund um die tragisch verlaufende letzte englische Expedition im Jahre 1924, die Verwendung von Sauerstoff bereits überwiegend als obligat und allein Erfolg bringend galt. Neben den Himalaya-Bergfahrten waren in dieser Zeit vor allem auch Expeditionen in den Anden und wiederum im Pamir und Tianschan-Gebirge erfolgreich.

Die meisten Expeditionen der Dreißigerjahre waren national ausgerichtet und wurden auch offiziell als beispielsweise „deutsche“ oder „amerikanische“ Expeditionen geführt. Eine Gegebenheit, die bis zum Ende der Fünfzigerjahre bestimmend bleiben sollte und in dieser Zeit eher selten aufgebrochen wurde, wie etwa im Rahmen der internationalen Expeditionen von Günter Oskar Dyhrenfurth

der Jahre 1930 zum Kangchendzönga und 1934 ins Baltorogebiet. Diese waren nicht nur mit Bergsteigern aus verschiedenen Ländern besetzt, sondern es wurden durch die Produktion von Expeditionsfilmen und Publikationen sowie dem bereits allgemein praktizierten Sponsoring durch Firmen auch ganz gezielt vornehmlich privatwirtschaftliche Finanzierungskonzepte forciert, welche sich erst in den Jahrzehnten nach dem Krieg im Expeditionsbergsteigen richtig etablieren sollten.

Dyhrenfurth blieb eine Ausnahme, denn die später zunehmend erfolgte Abkehr von nationalen und damit von staatlichen Stellen mitfinanzierten Großexpeditionen begann sich erst in den Fünfzigerjahren, im „Goldenen Jahrzehnt“ des Himalaya-Bergsteigens, vorsichtig anzukündigen.

### Nationaler Militärgeist und individuelle Querdenker

Vorerst unterbrach jedoch der Zweite Weltkrieg die intensiven Bemühungen um die Ersteigung der Achttausender, und erst fünf Jahre nach dem Ende des Krieges, der Expeditionen fast völlig verunmöglicht hatte, rückten die hohen Berge für die Alpinisten wieder in den Bereich des Möglichen und Erreichbaren. Franzosen, Schweizer, Engländer, Italiener und Österreicher und schließlich auch Chinesen mischten bei der Erschließung und Bewältigung erster gangbarer Wege auf die Gipfel der Achttausender mit. In vielen Fällen waren es große, generalstabmäßig organisierte Expeditionen, auf deren Anmarschrouten endlose Trägerkolonnen Tonnen von Material zum Fuße der Berge brachten, wie jene der Franzosen an der Annapurna, der Engländer und Schweizer am Everest oder eine deutsche Expedition am Nanga Parbat und eine italienische Unternehmung am K2, die die ersten Gipfelerfolge mit sich brachten.

Daneben gab es aber auch, wie schon erwähnt, erste Kleinexpeditionen, wie jene des Österreichers Herbert Tichy zum Cho Oyu oder die von Fritz Wintersteller, Markus Schmuck, Kurt Diemberger und Hermann Buhl zum Broad Peak, wobei die vier Letztgenannten völlig auf sich allein gestellt am Berg operierten und sämtliche Lasten selbst trugen.

Wie viele individuelle Bergsteigerpersönlichkeiten vor und nach ihm hatte gerade auch Hermann Buhl im Rahmen der vom deutschen Expe-

ditionsleiter Karl Maria Herrligkoffer geleiteten Nanga-Parbat-Expedition bereits leidvolle Erfahrungen mit der oft nahezu militärischen und hierarchischen Organisationsstruktur von Großexpeditionen hinter sich und wandte sich daher ganz bewusst einem neuen, dem individuellen Bergsteigen in den Alpen ähnlichen Stil des Himalaya-Bergsteigens zu.

Auch wenn aufgrund der großen finanziellen Belastung, die Expeditionen immer mit sich brachten, dem Zwang zur Vermarktung und Veröffentlichung nicht ganz ausgewichen werden konnte, wollte die neue Generation an Höhenbergsteigern zumindest jene individuelle Entscheidungsfreiheit in bergsteigerischen Fragen zurückgewinnen, die sie vom Alpenbergsteigen gewohnt war und die individuelle Bergsteigerpersönlichkeiten wie beispielsweise der Österreicher Erwin Schneider oder der Engländer Frank Smythe auf den Expeditionen der Dreißigerjahre mitunter schmerzlich vermisst hatten.

### Trägerstreiks und Streitigkeiten

Zudem waren sowohl der Alpinismus generell als auch das Expeditionswesen im Besonderen nicht nur seit den Zeiten der schon erwähnten ideologischen und politischen Überladung in den Zwanziger- und Dreißigerjahren von einem gleichsam heldischen wie militärischen Geist durchzogen, der nun zusehends in Frage gestellt wurde. Schon bei den ersten bergsteigerischen Expeditionen im 19. Jahrhundert waren mit den Führern und Bergsteigern Verträge geschlossen worden, die einerseits die Entscheidungskompetenz während der Expedition regelten und andererseits die Rechte an Publikationen und Vermarktung festlegten. Darin liegt auch die Ursache für das Phänomen der häufigen Streitigkeiten unter den Teilnehmern während und nach Expeditionen begründet. Es ist damit ebenso alt wie der obligat vorkommende Trägerstreik auf den Anmarschrouten zu den Bergen, der sich im Laufe der Jahrzehnte zu einem wahren Topos der Expeditionsliteratur entwickelt hat und in kaum einem Expeditionsbericht fehlt.

Schon auf der K2-Expedition im Jahre 1902 beschwerten sich die Österreicher Wessely und Pfannl sowie Jules Jacot-Guillarmod über vertragsbedingte Aufstiegs- und Erkundungsverbote

des unentschlossen agierenden Expeditionsleiters Eckenstein. Drei Jahre später führte der Bruch der Bergsteigergruppe mit dem Expeditionsleiter Aleister Crowley am Kangchendzönga indirekt zu einer Katastrophe am Berg. Noch unvergleichlich tragischer verlief die deutsche Himalaya-Expedition zum Nanga Parbat im Jahre 1934, bei der ebenso Fehler der Expeditionsleitung und ein autoritärer Führungsstil zum Unglück führten. Neun Menschen starben in einem Schneesturm, da sich aufgrund von logistischer Fehlplanung der Expeditionsleitung eine viel zu große Mannschaft im letzten Hochlager knapp unterhalb des Gipfels befand, die unteren Lager jedoch unbesetzt geblieben waren. Und am selben Berg schieden 19 Jahre später Hermann Buhl und Hans Ertl ebenso im Streit aus der Expeditions Mannschaft der zwar erfolgreichen Nanga-Parbat-Expedition, wie weitere 18 Jahre später Reinhold Messner aus jener zur Rupalflanke unter demselben Expeditionsleiter Karl Maria Herrligkoffer.

Aber auch aus bergsteigerischen oder kameradschaftlichen Gründen zerfielen viele der oft inhomogenen und von Individualisten und Stars gespickten Expeditions Mannschaften noch am Berg, wie beispielsweise im Falle der großen internationalen Everest-Expedition unter Norman Dyhrenfurth im Jahr 1972 oder der tragisch verlaufenden amerikanischen K2-Expedition 1939 unter Fritz Wiessner, der aus unverständlichen Gründen nur mehr geräumte oder zerstörte Lager auf seinem Abstieg nach dem beinahe gelungenen Sensationsaufstieg bis knapp unter den Gipfel vorfand und infolgedessen seinen Partner Dudley Woolf und zwei Träger hilflos am Berg dem Tod überlassen musste. Fast aus jeder Epoche bis in unsere Zeit lassen sich Beispiele von Expeditionen finden, die letztlich in langdauernden Streitigkeiten endeten, die mitunter auch vor Gericht ausgetragen wurden.

Nicht zuletzt durch diese Erfahrungen war auch im Expeditionsbergsteigen eine logische Entwicklung vorgezeichnet, die sehr ähnlich verlief wie rund hundert Jahre zuvor jene des Alpinismus in den Alpen. Durch die fortschreitenden Möglichkeiten der Technik, durch die verkürzten Zugangswege, die es grundsätzlich möglich werden ließen, in kleinen Gruppen oder gar allein die hohen Berge zu erreichen und zu besteigen, lös-



**Publikationen als Medium zum Austragen von Streitigkeiten:** Fritz Bechtold berichtet über die umstrittene Katastrophe 1934 am Nanga Parbat (oben), Hans Ertl filmt Hermann Buhls eigenmächtigen Alleingang zum Gipfel 1953, Reinhold Messner legt seine Version der Ereignisse 1971 an der Rupalflanke dar.

© Archiv des DAV, München

Der reine Alpinstil im Himalaya:  
Alex McIntyre 1982 in Beglei-  
tung von René Ghilini in der  
Südwand der Annapurna. Beim  
Rückzug aus der Wand kam  
McIntyre ums Leben.

© R. Ghilini



ten sich die Alpinisten späterer Generationen zu-  
sehends aus den großen Mannschaften und ließen  
die vorgegebenen Denkmuster und Dogmen ihrer  
Vorgänger oder übergeordneter Strukturen und  
Verbände hinter sich. Bereits hundert Jahre zuvor  
waren Individualisten und Revolutionäre mit dem  
mächtigen und den alpinen Diskurs lange domi-  
nierenden Alpine Club sowie vielen der nach ihm  
gegründeten großen Alpinvereine ähnlich verfahren  
und konsequent neue Wege gegangen.

Gerade das Expeditionsbergsteigen war immer  
schon zentraler Teil des alpinistischen Diskurses  
gewesen und differenzierte sich durch diese  
Entwicklungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahr-  
hunderts rapide in verschiedene Strömungen und  
Spielarten. Auch hier entwickelte sich eine Abtei-  
lung der „Führerlosen“, die die zunehmend ambi-  
valenten Erfahrungen mit der Angewiesenheit auf  
die Dienste von Trägern dazu bewog, ganz auf  
sich allein gestellt zu agieren.

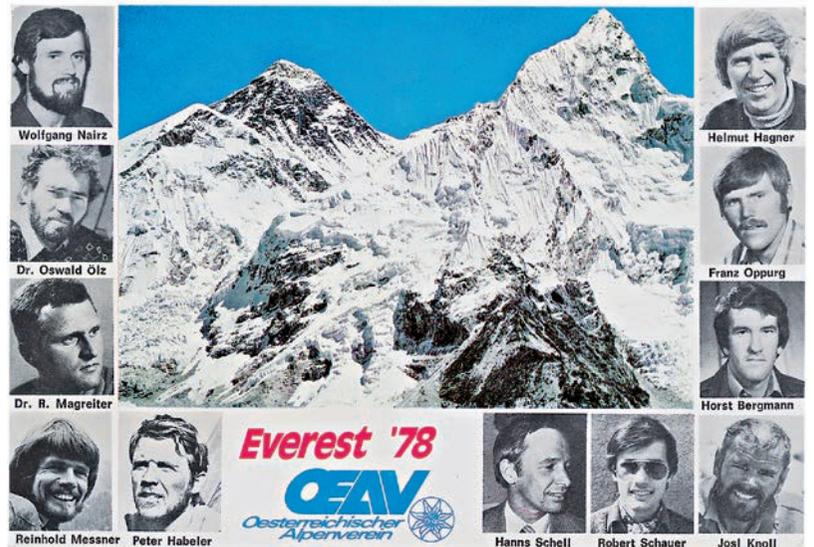
### **Schwerer, länger, schneller, einsamer – und dann?**

Ähnlich wie beim Bergsteigen in den Alpen folgte  
auf die Phase des Eroberungsalpinismus jene des  
Schwierigkeitsalpinismus, die an den Achttausen-  
dern endgültig mit der erstmaligen Durchstei-  
gung der Annapurna-Südwand durch die Englän-  
der Dougal Haston und Don Whillans im Jahr 1970  
eingeleitet wurde. Bald kam es im Himalaya und  
an anderen Bergen der Welt zu einer vorerst eben-  
so undenkbar radikalen Umsetzung des puristi-  
schen Solobergsteigens durch Bergsteiger wie  
Reinhold Messner, wie dies bereits um die Jahr-  
hundertwende in den Alpen durch Vertreter wie  
Eugen Guido Lammer oder Paul Preuss gesche-  
hen war. Nicht umsonst zählt Reinhold Messner,  
der mit seinen Solo-Besteigungen des Nanga Par-  
bat im Jahr 1978 und des Mount Everest im Jahr  
1980 als einer der Ersten diese puristische Form  
des Höhenbergsteigens verwirklichte, den kom-  
promisslosen Solokletterer Paul Preuss zu seinen  
großen Vorbildern.

Und wie in den Alpen folgten auch an den ho-  
hen Bergen bald in nahezu gesetzesmäßiger Par-  
allelität Rekordanstiege, die Überschreitung mehr-  
erer Gipfel und konsequenterweise die Bestei-  
gung aller Achttausender, die 1986 als Erstem  
ebenfalls Reinhold Messner gelang – so wie dies



bereits im Jahr 1911, zumindest seiner eigenen Zählweise nach, der Wiener Arzt und Bergsteiger Karl Blodig an den Viertausendern der Alpen vollführt hatte. Und ebenso wie es dem Alpenbergsteigen bereits um die Jahrhundertwende ergangen war, wurde auch das Höhen- und Expeditionsbergsteigen angesichts der sich rasch ausbreitenden kommerziellen Expeditionen und der damit einhergehenden Fragen nach Verantwortlichkeit, Ethik und Moral des Führerbergsteigens, das kommerzielle Expeditionen in gleicher Weise verkörpern wie die zwischen 1865 und 1880 bereits vollführten 197 Führungstouren auf das Matterhorn, mehrfach totgesagt. Durch die unübersehbare Vielzahl an Unternehmungen und angesichts der Größe der Gebirge, in denen das Expeditionsbergsteigen betrieben wird, ist es vielleicht ebenso auf dem Weg, zu einer sportlichen Betätigung einer leistungsdifferenzierten Masse zu werden, wie es das Alpenbergsteigen schon seit über hundert Jahren ist. Auf der Diskursebene und als Kulturphänomen moderner Gesellschaften hat es sich ebenso wie der Alpinismus generell selbst Hunderte Mal neu erfunden und wird dies auch in Zukunft tun.



## Literatur und Ausstellungstipp

DAV/OeAV/AVS (Hg.): Berg Heil! Alpenverein und Bergsteigen 1918–1945, Wien 2011.

Dyhrenfurth, Günter Oskar: Der Dritte Pol, München 1960.

Frison-Roche, Roger: A history of Mountain Climbing, Paris, New York 1996.

Mason, Kenneth: Abode of Snow. A History of Himalayan Exploration and Mountaineering, London 1987.

Zurbriggen, Matthias: Von den Alpen zu den Anden. Lebenserinnerungen eines Bergführers, Roth 1959.

Im Alpinen Museum in Bern läuft bis zum 15. Juli 2015 die sehenswerte Ausstellung „Himalaya Report“. Mehr unter [www.alpinesmuseum.ch](http://www.alpinesmuseum.ch)

Drei Dokumentationen alpinistischer Unternehmungen: 1901 stellt Karl Blodigs Grußkarte den Berg in den Mittelpunkt. 1934 bringt das Mannschaftsbild der deutschen Nanga-Parbat-Expedition die politische Instrumentalisierung klar zum Ausdruck. 1978 stehen auf einem der für die Zeit typischen Expeditionsgrußkarten nicht nur der Berg, sondern auch die individuellen Alpinisten im Vordergrund.

© Archiv des DAV, München; Archiv Wolfgang Nairz



# BergSteigen

Zwei Menschen nähern sich der Annapurna-Südwand. Keine Träger, keine Fixseile, keine Hochlager: alpiner Sportsgeist in Reinkultur. Die erste Begehung dieser Wand der Wände durch die Briten Haston und Whillans im Jahr 1970 bildet einen der ganz großen Meilensteine in der Geschichte des Himalayabergsteigens. Ebenso epochal die Solo-Erstbegehung von Ueli Steck im Herbst 2013 – wenn er sie denn tatsächlich vollendet hat. Mehr dazu und zu dem, was sonst noch los war in den Bergen der Welt, erfahren Sie im folgenden Kapitel.





# Alpinismus im Rampenlicht – Alpinismus im Zwielight

Die Chronik 2013/2014 des internationalen Geschehens

>> **Max Bolland**

*Denn die einen sind im Dunkeln  
und die andern sind im Licht  
und man siehet die im Lichte,  
die im Dunkeln sieht man nicht.*

Bert Brecht, Dreigroschenoper

Der gute alte Brecht wird bei diesen Worten sicher nicht an das extreme Bergsteigen und an sportliche Großtaten diverser Alpinisten gedacht haben, und dennoch passt dieses Zitat ganz wunderbar für den zeitgenössischen Alpinismus unserer Tage. Das Los des Alpinisten ist es, selbst für Rampenlicht zu sorgen: Wer seine Großtaten nicht in die Welt posaunt oder besser gesagt *blogged*, der wird auch nicht weiter wahrgenommen. Das Los des Chronisten ist es, eben diesen Alpinisten Aufmerksamkeit zukommen zu lassen und dabei genau zu wissen, dass eine ganze Reihe von herausragenden Alpintaten ungewürdigt bleiben muss, aus dem simplen Grunde, dass die jeweiligen Akteure kein Interesse am Rampenlicht medialer Aufmerksamkeit haben. So kann auch dieser Überblick über die alpinistischen Höhepunkte von Mai 2013 bis Mai 2014 nur ein Fragment aller vollbrachter Leistungen sein. All die namenlosen Helden, die nicht das Scheinwerferlicht suchen, seien an dieser Stelle gewürdigt: Macht weiter so! Umgekehrt hat das Jahr eine Kuriosität zu bieten: Da sucht ein Profi-Alpinist über Jahre das Rampenlicht, um im entscheidenden Augenblick seine größte Tat im Dunkeln zu vollbringen. Kein Wunder, dass ihn dabei keiner sieht. Was hätte nur

Brecht dazu gesagt, dass gerade diese Tat besonders ins Rampenlicht gehoben wird? Wie schnell man vom Rampenlicht ins Zwielflicht rücken kann, steht dabei auf einem anderen Blatt. Mehr davon später.

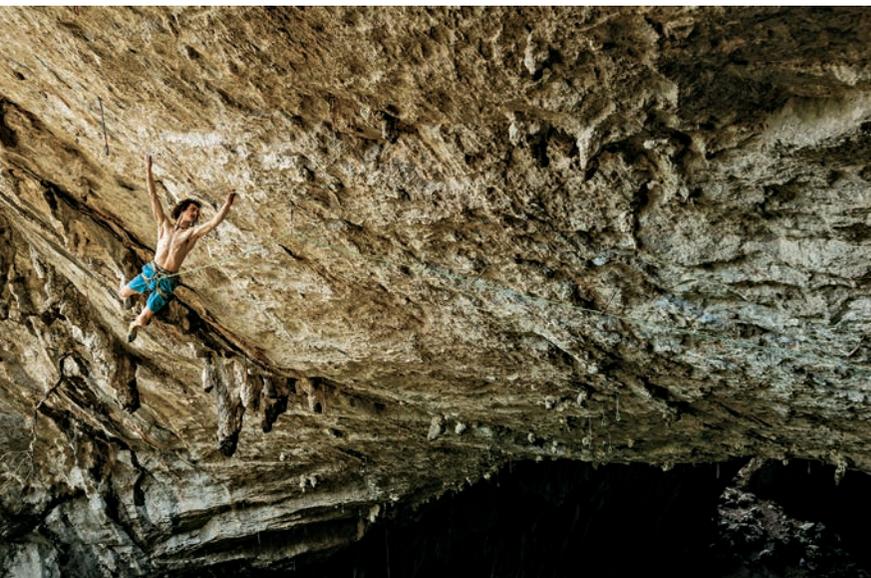
### Sportklettern: Alles Ondra oder was?

Für den Bergsport insgesamt hat das Sportklettern an Bedeutung immer mehr gewonnen. Die Topalpinisten dieser Tage sind durch die Bank weg alle starke Kletterer. Die Karrierewege haben sich verändert: Viele Alpinisten haben in Kletterhallen ihre Laufbahn begonnen, haben Wettkämpfe bestritten und sind mit den dort erworbenen Fähigkeiten hinausgezogen, um in den Bergen für Furore zu sorgen. Im Gegensatz zum Alpinismus besteht beim Sportklettern und Bouldern in der Regel keine Bedrohung für Leib und Leben. Die Routen sind bestens abgesichert, und die Akteure können sich voll und ganz auf die Bewältigung schwerster Kletterzüge konzentrieren, bei einem Sturz wird ihr Fall von Seil und Sicherungspartner sanft abgefangen. Daraus hat sich ein Kletterstil entwickelt, der im Vergleich zu früher wesentlich flüssiger, dynamischer und schwungvoller ist. Vielleicht kein anderer hat diesen Kletterstil so perfektioniert wie der Tscheche **Adam Ondra**: seit Jahren führender Kopf des Sportkletterns, herausragender Sportler und *die* dominierende Figur an den Felsen der Welt. Auch dieses Jahr überstrahlt sein Glanz alle anderen Sterne und Sternchen am Sportkletterhimmel, zumal der Amerikaner Chris Sharma – über mehr als ein Jahrzehnt der vielleicht stärkste Sportkletterer –

Mal eben abtauchen, und dann marsch, marsch zurück „Into the light“. So lautet die extraterrestrisch anmutende Erstbegehung von Chris Sharma und Stefan Glowacz: 13 Seillängen mit Schwierigkeiten bis 8b+ bringen die beiden Altmeister durch das Dunkel der zweitgrößten Höhle der Welt (Hadschahgebirge/Oman) zurück ins Rampenlicht.

© Klaus Fengler/Red Bull Content Pool





Wie von einem anderen Planeten: Was Serhij Bubka im Stabhochsprung und Michael Jordan im Basketball waren, ist Adam Ondra im Sportklettern. Hier bei der Onsight-Begehung von „Il Domani“, 9a.

© Bernardo Gimenez

seine Zukunft vermehrt in langen und extrem schweren Routen durch große Wände sieht. Doch wollen wir uns nicht nur mit den Heldentaten des Herrn Ondra beschäftigen, sondern auch einen Blick auf andere hoffnungsvolle Talente werfen, die irgendwann in die zugegeben großen Fußstapfen des jungen Tschechen treten könnten. Durchaus Hoffnung bereitet der Deutsche **Alexander Megos**, der in Australien die erste 9a („Retired Extremely Dangerous“) des Landes eröffnet. Mit der weltweit ersten Onsight-Begehung einer Route im Schwierigkeitsgrad 9a („Estado Critico“, Siurana) im vergangenen Jahr sorgte Megos weltweit für gehörig Aufsehen und schnappte Adam Ondra eine der begehrtesten „Früchte“ des Sportkletterns weg – so ziemlich jeder dürfte Ondra für diesen Clou auf der Rechnung gehabt haben! Kein Wunder also, dass dieser schnell nachzog. Mit „Cabane au Canada“ im Klettergebiet Rawyl (Schweiz) knipst nun auch Ondra eine 9a-Route onsight ab. Dieser Erfolg dürfte ihn besonders gefreut haben, war es doch ein Ziel, das ihn schon drei Jahre lang bewegt hat. Drei Jahre, in denen er einige Male knapp gescheitert ist und nebenbei 15 (!) Routen im Grad 8c+ – also nur unwesentlich leichter – onsight klettern konnte. Schön ist, dass Megos und Ondra sich nicht als verbitterte Kontrahenten sehen, sondern ganz normal – wie du und ich – zusammen klettern gehen. Der kleine Unterschied zur Normalbevölkerung liegt allerdings im Ergeb-

nis des gemeinsamen Klettertags: Alex zeigt Adam die Schönheiten seines Hausgebiets, des Frankenjuras, Adam fackelt nicht lang und knipst dort schnell mal drei 9a's an einem Tag ab – und die Sportkletterwelt hat eine neue Superlative mehr. Kurz und knapp: „Adam Superstar“ klettert „The Elder Statesman“ und „The House of Shock“ nach gescheitertem Flashversuch bzw. kurzem Auschecken jeweils im ersten „go“, danach gelingt noch „Sever the Wicked Hand“, die er ein paar Tage vorher schon probiert hat. Für Ondra, der über 85 Routen im Schwierigkeitsgrad 9a oder schwerer auf seinem Konto verbuchen kann, ist der einst magische 11. Grad (= 9a) nichts mehr Besonderes. Ganz aktuell: Adam Ondra zieht ein weiteres Mal 9a onsight. Im spanischen Baltzola klettert er die lange und komplette überhängende Route „Il Domani“ im besten aller Stile und belegt ein weiteres Mal seine Ausnahmestellung.

Anders für die Belgierin **Muriel Sarkany**: Ihr gelingt mit „Punt X“ in der Gorges d’Loup erstmals der Sprung in diesen Schwierigkeitsgrad und die Aufnahme in den erlauchten und äußerst kleinen Kreis der „9a-Frauen“ – nur vier Damen gelangen bislang Routen in diesem Schwierigkeitsgrad! Doch zurück zu Ondra, der, wenn er von „schwer“ spricht, nicht den 11. Grad, sondern den 12. Grad (9b+ = 12-) meint: In seinem Heimatgebiet Sloup (Tschechien) lässt er es nochmals krachen: „Vasil, Vasil“ – nur 12 Meter lang, aber sauschwer! Bewertung: 9b+. Somit gehen die drei schwersten Routen der Welt allesamt auf Ondras Konto, nur eine davon konnte bislang wiederholt werden („La Dura Dura“ von Chris Sharma).

Bei all diesen Superlativen geht die Meldung über eine weitere Erstbegehung von Adam Ondra schon fast unter: In der Flatanger Cave in Norwegen – Heimat der weltweit ersten 9b+-Route – klettert er „Iron Curtain“, 9b! Weitere superschwere Projekte durch das gewaltige Höhlendach im hohen Norden sind laut Ondra in Arbeit und könnten in Sachen Schwierigkeit nochmals in einer neuen Dimension liegen. Man kann also weiterhin gespannt sein und auch mal schauen, wer außer Ondra das Sportklettergeschehen in Zukunft prägen könnte.

In Italien gehören momentan **Jacopo Larcher** und **Gabriele Moroni** zu den leistungsstärksten Vertretern ihrer Zunft. In steter Regelmäßigkeit

verbuchen sie Routen bis zum oberen 11. Grad für sich. So kann Moroni im Frankenjura nach seiner Wiederholung der legendären „Action Direct“ (9a) im Jahr 2010 mit „Classified! (9a+)“ sogar noch eine Schippe drauflegen. Der Tiroler **Markus Bandler** kann am „Schleierwasserfall“ (Tirol) ein altes Projekt von Alexander Huber knacken. Der „Seitensprung“ checkt bei 9a ein und ist beileibe nicht der erste Ausflug des „Eisprinzen“ Bandler in diesen Grad. Als ehemaliger Eissweltmeister, starker Sportkletterer und Topalpinist gehört Bandler zu den besten Allroundern der Welt. Ein hoffnungsvolles Talent ist **Roland Hemetzberger** aus Oberbayern. Mit seiner Route „Lichtblick“ (9a) in Achleiten (Tirol) klettert er eine superschwere Erstbegehung und kann mit „Wagnis Orange“ (8c) an der Geisterschmiedwand bei Kufstein ein klassisches Testpiece des Sportkletterns abwickeln. Konsequenter überträgt er sein Freikletterkönnen in die alpinen Wände der Umgebung (siehe Abschnitt „Große Wände“).

Auch auf die weitere Entwicklung der Brüder **David** und **Ruben Firnenburg** darf man gespannt sein. Gleichwohl ihnen in der niedersächsischen Heimat in Sachen Naturfels nicht die besten Trainingsmöglichkeiten zur Verfügung stehen, konnten sie schon Routen bis zum 11. Grad punkten. Beim Blick auf die ganz jungen Talente sind **Ashima Shiraishi** und **Angelina Scarth-Johnson** zu nennen. Die Amerikanerin Shiraishi gehört mit zwölf Jahren und zwei weiteren Routen im Grad 8c+ bereits zu den stärksten „Frauen“ im Sportklettern. Scarth-Johnson ist gerade erst neun Jahre jung und kann bereits die erste 8b für sich verbuchen.

## Tradclimbing: der Exportschlager aus dem United Kingdom

Man darf Großbritannien getrost als Mutterland des Cleanclimbing bezeichnen, hier wurden erstmals Schraubenmuttern als Vorgänger der heutigen Klemmkeile in Rissen versenkt und als Zwischensicherungen verwendet. Eine neue, „saubere“ Möglichkeit der Absicherung war gefunden, wurde über Jahrzehnte immer weiter entwickelt und verbessert, sodass dem Tradclimber von heute ein ganzes Arsenal unterschiedlicher Klemmkeile und -geräte zur Verfügung steht. Nichtsdestotrotz bleibt die Angelegenheit spannend, denn

auch der tollste Klemmkeil hilft nichts, wenn die Natur nicht mitspielt und einfach keine Möglichkeit bietet, eine Sicherung anzubringen. Für die verrückten Briten ist das noch lange kein Grund, die sportlichen Grundsätze über Bord zu werfen und eine nette Sportkletterroute einzubohren – das kann schließlich jeder. Unter dem Dogma von Cleanclimbing entstanden über die Jahre hinweg eine ganze Reihe haarsträubend gefährlicher Routen. Eine davon – „Appointment with Death“ (E9; 6c, Wimberry Rocks) – konnte der starke **Tom Randall** wiederholen. Der Name ist Programm: Über eine senkrechte Platte führt die Route, deren einzige Zwischensicherung sich am Beginn auf einer geneigten Rampe befindet, auf die man im Falle eines Sturzes unweigerlich einschlägt – Fliegenklatsche nichts dagegen!

Direkt neben dieser Route eröffnet der junge **Nathan Lee** mit „Unknown Stones“ eine ebenso schwere und gefährliche Route. Nachdem bei einem Wiederholungsversuch von „The Parthian Shot“ (Peak District) sich nicht nur der Kletterer beschädigte, sondern gleich noch eine essenzielle Felsschuppe mit ausbrach, galt die Route einige Jahre lang als nicht mehr kletterbar. Ungeachtet der Tatsache, dass ihm ohne diese Schuppe sowohl ein guter Griff als auch eine wichtige Möglichkeit für eine Sicherung fehlen, klettert **Ben Bransby** die Route und bewertet sie mit E10. Gleich zwei legendäre Routen der britischen Insel kann der nervenstarke **James McHaffie** für sich verbuchen: Er holt sich die fünfte Begehung von „Indian Face“ (E9) in North Wales, das Testpiece schlechthin des legendären Johnny Dawes. „The Long Hope Route“ am St John's Head auf der Insel Hoy ist im Gegensatz zu den genannten Routen nicht nach einer Seillänge vorbei, mit insgesamt neun Längen gehört sie zu den längsten und gefährlichsten Routen Großbritanniens. Zusammen mit Ben Bransby schafft McHaffie die zweite freie Begehung der Route (E10/11). Ein Kenner von „The Long Hope Route“ beschrieb sie folgendermaßen: „Sie ist brüchig, sie ist sandig, sie hat alles, was du beim Klettern hasst – sie ist einfach fantastisch!“ Da bleibt nur jener berühmte Gallier zu zitieren: „Die spinnen, die Briten!“

Doch ist das Tradclimbing britischer Machart längst zum Exportschlager avanciert und erfreut sich zunehmender Beliebtheit in der Kletter-Com-



„Im Prinzip sollt's schon halten ...“  
hofft Barbara Zangerl beim  
Klemmkeiltest in „Prinzip Hoff-  
nung“. Im Frühsommer 2014  
gelingt ihr die Wiederholung dieses  
gefürchteten Tradklassikers von  
Beat Kammerlander.

© Beat Kammerlander

munity. Nordamerika – seit jeher eine Hochburg des Cleanclimbing – hat mit dem „Cobra Crack“ (8b+, Squamish) ein besonderes Schmankerl für die Elite des Sports zu bieten. Kein Wunder also, dass der bereits genannte Randall zusammen mit Kletterpartner **Pete Whittaker** sich den steilen Fingerriss einverleibt. Nach ihrer beeindruckenden Performance in den Offwidth- (Körper-) Rissen Nordamerikas vor zwei Jahren, stellen sie unter Beweis, dass sie auch am anderen Ende der Rissbreitenskala stark unterwegs sind. Auch in seiner Erstbegehung „Anna Kournikova“ (8b+) im italienischen Valle dell'Orco hat Tom Randall einen stark überhängenden Fingerriss zu bezwingen. Den Abschluss bildet ein Offwidth, den wohl nur er als „nice“ bezeichnen dürfte. „Anna Kournikova“ reiht sich jedenfalls unter die schwersten Tradclimbs Europas ein.

Dort ist auch Beat Kammerlanders Kreation „Prinzip Hoffnung“ (8b/8b+ oder E9/10) an der Bürser Platte in Vorarlberg zu finden. Dem jungen Jacopo Larcher gelingt genauso eine Wiederholung dieser atemberaubend glatten Route wie der Österreicherin **Barbara Zangerl**. Zangerl, die über Jahre eine der stärksten Boulderfrauen war, scheint endgültig ihre Begeisterung fürs Abenteuer gefunden zu haben – mit beeindruckendem Ergebnis!

### Große Wände und lange Grate: starke Frauen und schnelle Jungs

■ **Alpen.** Bleiben wir gleich bei **Barbara Zangerl** und ihrer neu entdeckten Leidenschaft fürs Abenteuer. Sie steht gleichsam für den Prototyp des Kletterers der neuen Generation. Ihr Weg zu den Bergen und großen Wänden führte übers Bouldern und Sportklettern. Ihre außerordentlichen Fähigkeiten in diesen Disziplinen überträgt sie mittlerweile erfolgreich in die großen Wände. Zangerl kann sowohl den „Silbergeier“ (240 m; 8b+) im Rätikon als auch – als erste Frau – „Des Kaisers neue Kleider“ (250 m; 8b+) im Wilden Kaiser wiederholen. Sie ist damit die erste Frau, die die legendäre Trilogie aus eben diesen beiden Routen und der Route „End of Silence“ klettert. Alle drei Routen stammen aus dem Jahr 1994 und gelten als Paradigma für die Übertragung des Sportklettergedankens in die großen Wände. Gleichsam sind ihre Erstbegeher Beat Kammerlander („Sil-



bergeier“), Stefan Glowacz („Des Kaisers neue Kleider“) und Thomas Huber („End of Silence“) bedeutende Protagonisten dieser Ära. Gleiches gilt für Thomas' Bruder Alexander Huber, der mit seiner „Bellavista“ (8c) in der Westlichen Zinne (Dolomiten) noch einen Schritt weitergegangen ist und auf Bohrhaken als Zwischensicherung komplett verzichtet hat. Dass seine Route dennoch öfters wiederholt wird, kann als Beleg für das enorm gestiegene Kletterniveau der neuen Generation gesehen werden.

**Sasha DiGiulian** schnappt sich mit Kletterpartner Edu Marin die erste Damenbegehung dieser Route, ungeachtet der Tatsache, dass ihre Erfahrung mit Mehrseillängenrouten im Allgemeinen und Dolomitenklettereien im Speziellen gleich null ist. Diese Unbekümmertheit angesichts alpiner Herausforderungen ist wohl Teil des Erfolgs der jungen Sportkletterriege, langsames Rantasten an große Wände scheint für die Youngsters nicht nötig zu sein. Trotz eines epischen Abstiegs vom Gipfel der Westlichen Zinne mitsamt nasskaltem Biwak scheint die junge Amerikanerin auf den Geschmack gekommen zu sein, jedenfalls lässt sie mit der Onsight-Begehung der „Camilotto Pellisier“ (je nach Wiederholer 7c oder 8a+) an der Großen Zinne gleich noch mal von sich hören. Im Vergleich zu DiGiulian ist der Schotte **Dave McLeod** ein alter Hase, was psychisch anspruchsvolle Klettereien betrifft, über Jahre hinweg hat er die

schwersten und gefährlichsten Klettereien in Großbritannien eröffnet und wiederholt. Dermaßen gestählt dürfte sein Nervenkostüm selbst in der „Bellavista“ nicht überstrapaziert worden sein. Die erfolgreiche Rotpunktbegehung gelingt ihm zusammen mit **Alan Cassidy**.

Doch bieten die Dolomiten auch noch genügend Neuland alle jenen, die das Auge für Neutouren, nötiges Kletterkönnen und eine gute Portion Mut besitzen. **Simon Gietl** und **Patrick Seiwald** können ihre Route „Orakel“ (320 m, 9) durch die Lagazuoi-Nordwand freiklettern, nachdem ihnen die Erstbegehung zwei Jahre vorher zwar ohne Bohrhaken, aber in teilweise technischer Kletterei geglückt ist. Ebenfalls nur mit Normalhaken und Keilen bewaffnet, legen **Joseph Hilpold** und **Ulrich Viertle** eine neue Linie durch die Westwand des Heiligkreuzkofels: „Wüstenblume“ (400 m, 8+).

„Vint ani do“, eine Kreation von Stefan Complot und Ivo Rabanser aus dem Jahr 2004, konnte 2008 durch die Brüder Riegler erstmals freigeklettert werden. **Jacobo Larcher** wiederholt nun dieses Kunststück und klettert die physisch wie psychisch fordernde Route frei (320 m, 8a+). Auch im glatten Kalk des Wilden Kaisers ist Larcher erfolgreich und holt sich eine Wiederholung von „Des Kaisers neue Kleider“. Im Gegensatz zu dem jungen Italiener kann **Roland Hemetzberger** den Wilden Kaiser als sein „Wohnzimmer“ bezeichnen. Die „Scheffler/Siegert-Führe“ an der Fleischbank

Jung, wild und doch traditionsbewusst haben **Simon Gietl** und **Patrick Seiwald** zwei gute Gründe, wieso man in der Lagazuoi-Nordwand (im Hintergrund) keine Bohrhaken braucht: Mut und Können!

© Frank Kretschmann

Links: Wenn die Haken mehr Jahrzehnte auf dem Buckel haben als der Akteur, ist der Generationenwechsel vollzogen: **Roland Hemetzberger** gelingt mit viel Chuzpe die freie Begehung der „Scheffler/Siegert“ an der Fleischbank im Wilden Kaiser.

© Markus Stadler

ist ein eher in Vergessenheit geratenes Relikt aus der Direttissima-Ära. Mit großem hakentechnischem Aufwand haben sich die Erstbegeher 1960 durch die überhängende Wand genagelt, seitdem rosten diese Haken vor sich hin. Dies hindert Hemetzberger zusammen mit **Fabian Hagenauer** nicht daran, das alte Material für sein Husarenstück als wenig vertrauenswürdige Zwischensicherungen zu nutzen: Die „Scheffler/Siegert“ geht frei und ohne Bohrhaken (380 m, ca. 8b)!

Auch **Robert Jasper** und **Roger Scháli** haben es sich in den letzten Jahren zur Aufgabe gemacht, alte Technoklassiker frei zu klettern. Die „Piola-Ghilini“ aus dem Jahr 1986 ist eine der ganz großen, ja legendären Routen durch die Eiger-Nordwand, dennoch hat sie in all den Jahren wohl nicht mehr als zehn Wiederholungen erhalten. Brüchiger Fels und heikle Absicherung haben die meisten Aspiranten schon von vornherein abgeschreckt. Jasper und Scháli klettern die Wand in 14-Stunden-Nonstop-Kletterei frei: Statt 6/A4 steht nun 7c für die 1400-Meter-Wand zu Buche.

**Ueli Steck** testete seine Form für die anstehende Annapurna-Expedition und kletterte in sagenhaften 16h10min vom Tal aus über den gesamten Peutereygrat auf den Gipfel des Mont Blanc und stieg auf der anderen Seite ins Tal ab. Der „Peuterey Integrale“ ist der längste Gratanstieg der Alpen: Über 4500 Meter Kletterlänge bietet der Grat schwere Felskletterei bis 6a.

Normalerweise geben sich Alpinisten auch mit der Bewältigung *eines* Grates an *einem* Berg zufrieden. Nicht so **Hervé Barmasse**! Der Italiener klettert allein an seinem Hausberg, dem Matterhorn, in 17 Stunden alle vier Grate und das Ganze im Winter: morgendlicher Aufbruch und erste Winter-Solobegehung des Furggengrats – technisch der schwerste der vier Grate –, mühsamer Abstieg über den tückisch verschneiten Hörnligrat, Wiederaufstieg über den Zmuttgrat und abschließender Abstieg über den letzten verbleibenden Grat, den Liongrat.

Eine Hommage an seine Wahlheimat, das Zillertal, macht der Niederländer **Jorg Verhoeven** – Weltcupsieger im Sportklettern 2008 – und klettert und wandert in fünf Tagen über den gesamten Hauptkamm des Zillertals. Eine 50 Kilometer lange, alpine Reise immer am Grat entlang, für die man kein Weltcupsieger sein muss!

Heimatverbundenheit zeigt auch der Weltenbummler **Hansjörg Auer**. Im Hochwinter klettert er in zwei Tagen den 10 Kilometer langen Grat vom Gamskogel bis zur Wilden Leck in den Stubai Alpen. Auch wenn der Grat technisch einfach (UIAA 4) ist, bleibt er im Winter ein ernstes Unterfangen, wenn Schnee, Eis und Wechten Schwierigkeit und Gefahr deutlich steigern. Aber die Nervenstärke eines Hansjörg Auer zu loben, hieße nun wirklich Eulen nach Athen tragen. Zusammen mit **Michael „Much“ Mayr** bildet er seit Jahren eine der stärksten Alpinseilschaften. Die beiden suchen auch abseits der höchsten Kletterschwierigkeit nach Herausforderung und Abenteuer. In der sogenannten Kastenwand der Illspitze werden sie wieder fündig. Der Fels ist so schlecht wie der Ruf dieser Wand: brüchig, grausig, für die meisten ein Selbstmordkommando! Klassisches Andi-Orgler-Land! Der leider verstorbene Spitzenalpinist konnte 1990 als bisher Einziger eine Route durch diese Gruselwand eröffnen. Auer/Mayr sind nun die Zweiten: In drei Tagen legen sie eine neue, nach ihnen benannte Route (frei: 8-/8) durch die Wand, ein paar wenige (sieben!) Normalhaken ist alles, was sie in der Wand hinterlassen.

Den Winter nützt **Michi Wohlleben** in Seilschaft mit **Ueli Steck** für ein Enchaînement der besonderen Art. In weniger als 16 Stunden klettern die beiden die drei Nordwände der Drei Zinnen: „Cassin“ (630 m, 8-) an der Westlichen, „Comici“ (550 m, 7) an der Großen und „Innerkofler mit Direkteinstieg“ (400 m, 4) an der Kleinen Zinne.

■ **Asien, Afrika, Amerika:** Weiten wir nun unseren Fokus über das Geschehen in den Alpen hinaus und werfen einen Blick auf die großen Wände aller Herren Länder. Warum in der Nähe bleiben, wenn das Gute in der Ferne liegt? Das haben sich wohl auch **Stefan Glowacz** und **Chris Sharma** gedacht. Ob sie dabei auch erwartet haben, dass das Gute nicht nur in der Ferne, sondern auch noch unter dem Erdboden liegt? Als wäre es nicht schon Sensation genug, dass der „Grandseigneur“ der deutschen Kletterszene sich mit dem Amerikaner Sharma – neben Ondra der stärkste Sportkletterer des Globus – zusammenschließen, wählen die beiden als Ziel ihrer Mission eine Wand, für die nur ein Wort passend erscheint: extraterrestrisch spektakulär! Die gewaltige Wand ist nicht nur auf ihre gesamte Länge stark überhängend, sie befindet sich unter



der Erde, zugänglich nur durch einige gigantische Krater im Erdboden, irgendwo in dem wüsten Hadschargebirge des Oman. Die zweitgrößte Höhle der Welt fordert den beiden alles ab, letztendlich gelingt aber die Erstbegehung von „Into the light“ (13 SL zwischen 7c und 8b+). Die freie Begehung bleibt Sharma vorbehalten, da sich Glowacz bei einem Sturz am Ellenbogen verletzt.

Ein ebenso extravagantes Ziel hat sich ein internationales Team von Kletterern gesucht: Auf der Vulkaninsel La Réunion machen sich **Yuji Hirayama** (Japan), **Caroline Ciavaldini**, **Jacopo Larcher** (beide Italien), **Sam Elias** (USA) und **James Pearson** (Großbritannien) auf die Suche nach großen, steilen Wänden. Das Highlight ihrer Suche ist die Route „Zembrocal“ (140 m, 8c+). Das Team konnte zwar jede Seillänge der Route einzeln freiklettern, eine durchgängige Rotpunktbegehung vom Boden weg steht aber noch aus. Ein lohnendes Ziel für starke Jungs und Mädels, schließlich gehört „Zembrocal“ von der Bewertung her zu den schwersten Mehrseillängenrouten der Welt! Vom rein sportlichen Wert dieser Ausfahrt in den Indischen Ozean abgesehen, ist die Unternehmung ein wunderbarer Beleg der Internationalität des Klettersports, der sich längst über eine Denke in nationalen Grenzen erhoben hat: Klettern verbindet!

Im Gegensatz zu den letztgenannten Zielen ist das Yosemite Valley mit dem El Capitan schon fast das Pauschalreise-Ziel des Bigwall-Tourismus. Die Elite des Bigwallkletterns gibt sich aber längst

nicht mehr mit einer normalen Begehung zufrieden: entweder schnell oder frei muss es sein. **Mayan Smith-Gobat** ist in beiden Disziplinen mit von der Partie. Neben einer freien Begehung der Salathé hält sie auch noch die schnellste Zeit für eine Damenbegehung an der „Nose“. Zusammen mit **Libby Sauter** verbessert sie nun ihren eigenen Rekord, die Uhr bleibt bei 5h39min stehen. Eine freie Begehung von „Freerider“ (30 SL, 512.d/5.13a) gelingt der Britin **Hazel Findlay** zusammen mit **James Lucas**. Nach „Golden Gate“ (2011) und „PreMuir Wall“ ist das bereits die dritte El-Cap-Route, die die starke junge Frau für sich verbuchen kann.

Auch **Madeleine Sorkin** gehört zu den wenigen Frauen, die sich freie Begehungen am El Capitan ins Tourenbuch schreiben können („El Corazon“ und „Freerider“). Als eher stille Vertreterin ihrer Zunft hört man vergleichsweise wenig von der nervenstarken Amerikanerin, gleichwohl ihre Erfolge bemerkenswert sind: Auch die „Hallucino-gen Wall“ im düsteren Black Canyon of the Gunnison konnte Sorkin freiklettern. Ihre Suche nach Freikletterlinien in großen Wänden führt sie nun nach British Columbia, Kanada, an den Mount Bute. Zusammen mit **Blake Herrington** klettert sie an einem Tag die 50 Seillängen des Westpfiebers bis zum unteren 9. Grad frei.

Freier als frei heißt beim Klettern free solo: allein und ohne Sicherung freiklettern, ein Fehler bedeutet den Tod! Nur wenige wagen sich an diese Disziplin, noch weniger übertragen sie auf gro-

Sympathisch und nervenstark: Madeleine Sorkin (links) gehört zu den eher unbekannteren Größen des Klettersports. Zusammen mit Blake Herrington gelingt ihr die freie Begehung der Westwand des Mount Bute in British Columbia: „certainly one of the finest pure rock features in the Coast Range“.

© Blake Herrington



**Extrembergsteigen pur:**  
Für die beiden slowenischen Hardcore-Alpinisten Luka Lindic und Luka Krajnc geht es in der „Rolling Stones“ an der Grandes Jorasses um alles.

© Luka Krajnc

ße, lange Wände. Zu groß ist die Anforderung an Konzentration und Anspannung! Die Gefahr, irgendwann einen einzigen, aber definitiv letzten Fehler zu machen, steigt, je länger man sich der Gefahr exponiert. **Alex Honnold** ist mittlerweile der bekannteste Vertreter des erlauchten Kreises der Free-solo-Kletterer. Ein weiteres Mal lässt er unser aller Atem stocken und klettert mal eben die 500 Meter Route „El Sendero Luminoso“ in Portero Chicco (Mexiko) seilfrei. 10 der insgesamt 15 Seillängen befinden sich im Bereich zwischen 8. und 9. Grad! Doch nicht allein die Schwierigkeit der Route lässt erstaunen: Honnolds bisherige Solos waren zumeist im Granit oder Sandstein und erforderten die von ihm bevorzugte Rissklettere. „Sendero Luminoso“ ist eine Kalkroute mit der für Kalk typischen technisch anspruchsvollen, oft unsicheren Kletterei. „Es ist eine ganz andere Art der Kletterei, technisch wirklich schwer und richtig lang. Aber es war echt eine coole, neue Herausforderung für mich.“ Beruhigend, dass dem jungen Mann die Aufgaben nicht ausgehen.

### Mixedklettern: große und kleine Linien in Fels und Eis

Das gestiegene Niveau im modernen Eis- und Mixedklettern macht sich nicht nur in superharten, aber meist gut gesicherten Mixedrouten bemerkbar, sondern auch darin, dass immer mehr Akteure ihr Können in große, wilde Wände übertragen. Technisch und psychisch anspruchsvolle Linien werden mit einer Nonchalance angegan-

gen, die schon erstaunlich ist. Einen der schönsten Erfolge des Jahres – manche sprechen gar von der Alpinbesteigung des Jahres – heimsen die beiden Slowenen **Luka Krajnc** und **Luka Lindic** ein. Beide gehören zur absoluten Weltelite des Alpinismus. An der Nordwand der Grandes Jorasses (Mont Blanc) klettern sie frei durch die äußerst anspruchsvolle und lange Route „Rolling Stones“, knapp links des Walkerpfeilers. Zweimal müssen die hartgesottenen Alpinisten in der Wand biwakieren, können aber alle Seillängen onsight klettern. Ungeachtet schlechter Felsqualität und dubioser Sicherungen bewältigen sie Schwierigkeiten bis M8. Wie bei allen großen Unternehmungen können die reinen Zahlen nur einen Bruchteil des Gesamterlebnisses widerspiegeln. Respekt und Anerkennung gebührt den beiden für ihr Können und Durchhaltevermögen wie für ihren sauberen Stil!

Eine andere legendäre Chamonix-Route nehmen sich **Matt Helliker** und **Jon Bracey** unter die Eisen. Amerikas Hardcore-Alpinist Mark Twight hinterließ 1993 mit Partner Scott Backes an der Grand Charmoz ein Testpiece der Sonderklasse: „Birthright“. Weder Twights Originalbewertung von 5.9/A2 noch Hellikers freie Bewertung – „irgendwas um M5“ – dürfte auch nur annähernd Ernsthaftigkeit und Anspruch der Route wiedergeben: Ein Sturz in der Schlüssellänge endet mit hoher Wahrscheinlichkeit tödlich!

Dass Stürzen nicht erlaubt ist, dürfte auch **Daniel Arnold** klar gewesen sein, als er sich mit

nichts außer Steigeisen und Eisgeräten bewaffnet am Einstieg des Extremklassikers „Crack Baby“ (300 m, WI6) wiederfand. In etwas über 27 Minuten spurtet der starke Schweizer über den senkrechten Eisfall. Unweit von „Crack Baby“ findet Altmeister **Robert Jasper** in Kandersteg eine noch unbegangene Linie durch die Nordostwand des Gällihorns. Prekäre Absicherung, dünne Eisspuren und gefährlich brüchiger Fels können den Großmeister des Mixedkletterns nicht weiter erschüttern: Zusammen mit **Wolfram Liebich** eröffnet er „The Black Death“ (250 m, WI7/M8) – noch eine Todesroute!

**David Lama** hat sich in den letzten Jahren vom Wettkampfkletterer zu einem Allroundalpinisten von Weltformat entwickelt. Mittlerweile macht er nicht mehr mit Wettkampfsiegen oder harten Sportkletterrouten Schlagzeilen, sondern mit Winterbegehungen durch große Wände. Allein (!) klettert er den Mittelpfeiler der Sagwand (800 m, M5) im Tuxer Teil der Zillertaler Alpen. Das abgelegene Valsler Tal scheint einer der bevorzugten Spielplätze des jungen Tirolers zu sein. Eine ganze Reihe von Erstbegehungen und Wiederholungen schwieriger Routen gelangen Lama in diesem Gebiet, das spannende kombinierte Wände und Winterklettereien bietet. Auch **Simon Gietl** und **Gerry Fiegl** sind in diesem Teil der Zillertaler Alpen erfolgreich. Sie legen eine tolle Linie durch die Nordwand der Hohen Warte: die „Schwarze Witwe“ (WI6 M5, 800 m).

Die Eislinie des Jahres geht jedoch auf das Konto der Seilschaft **Corrado Pesce** und **Jeff Mercier**. Sie finden eine Linie durch die Westwand der Pordoispitze in den Dolomiten, die sich wohl auch nicht jedes Jahr bilden dürfte. „Ghost Dog“ ist 800 m lang und bietet anspruchsvolle Mixedklettereian steilen Eisschläuchen und senkrechten Eiskerzen, die Absicherung erfolgt traditionell mittels Keilen, Normalhaken und Schlingen (WI6 XR/M5/6a). In zwei Tagen steigen die beiden durch die riesige Wand und schnappen ganz nebenbei den Locals eine der besten Mixedlinien der Dolomiten weg. Auch **Angelika Rainer** kann auf einen erfolgreichen Winter zurückblicken: Mit der Wiederholung der Mixedroute „Steel Koan“ (M13+) in der Cineplex Cave in Kanada sackt sie eine der weltweit schwersten Mixedrouten ein. Dermaßen gestärkt findet sie sich an den Hemcken Falls ein.



Wer so viel Adrenalin hat,  
braucht keine Drogen:  
Dani Arnold beim Solospurt  
durch „Crack Baby“ an der  
Breitwangflue im Berner  
Oberland.

© visualimpact.ch/Thomas Senf

Das Gebiet hat in den letzten Jahren einiges an Aufmerksamkeit erfahren, denn auf Grund des nahen Helmcken Fall bilden sich in einer 150 Meter hohen, stark überhängenden Höhle die bizarrsten Eisformationen. Ein Spielplatz der Sonderklasse für die Besten der Zunft! Rainer gelingt die Wiederholung von „Clash of the Titans“ (WI10+), eine Route die erst wenige Tage zuvor von **Tim Emmett** und **Klem Preml** erstbegangen wurde. Auch **Will Gadd**, der Entdecker der spektakulären Höhle, legt noch mal nach und klettert eine weitere neue Linie durch die komplette Höhle: „Overhead Hazard“ (200 m, M13+). Der Name dürfte Programm sein: Der Großteil der Kletterei spielt sich in extrem überhängendem Gelände ab! Tim Emmett und Klem Preml gelingt gleich noch die erste Wiederholung der Route. Auch **Nick Bullock** und **Greg Boswell** aus Großbritannien räumen in Kanada ordentlich ab. Den beiden glückt die Wiederholung einer ganzen Reihe großer, harter und selten wiederholter Mixedlinien in den kanadischen Rockies. Unter anderem klettern sie „Rocket Man“, eine fordernde Linie über brüchigen Fels und senkrechttes Eis (350 m, M7+ WI5+).

### Expeditionsbergsteigen: große Routen fernab der Zivilisation

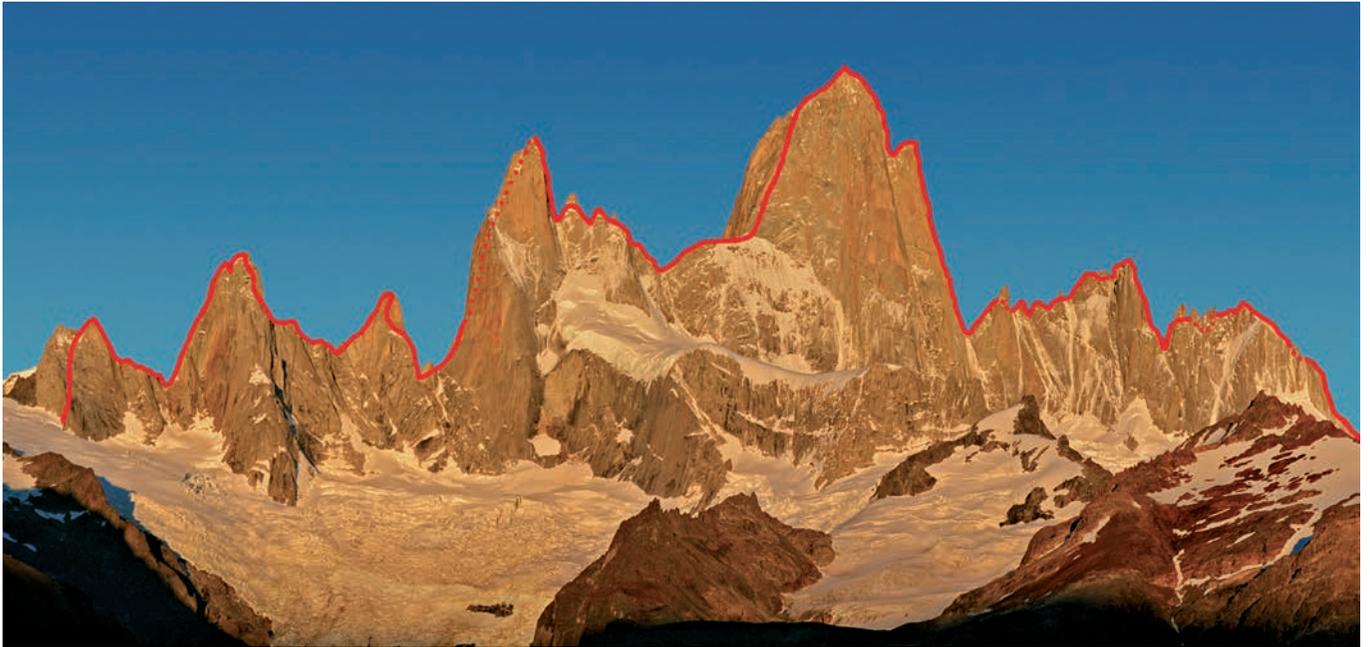
Ein weiteres sensationelles Jahr im Expeditionsbergsteigen liegt hinter uns, großartige Leistungen wurden vollbracht, fantastische Erstbegehungen in minimalistischem Stil durchgezogen und die Fachwelt in Staunen versetzt. Eine ganze Reihe „letzter Probleme“ an den Bergen der Welt gehört der Vergangenheit an.

■ **Patagonien.** Alle Meldungen aus dieser gleichermaßen schönen wie windigen Ecke unseres Planeten werden durch eine Nachricht in den Schatten gestellt: Die große Fitz-Roy-Traversal ist vollbracht! Die Überschreitung der Skyline Patagoniens – von der Aguja Guillaumet beginnend über Aguja Mermoz, Fitz Roy, Aguja Poincenot, Rafael Juárez und Saint-Exupéry bis zur Aguja del'S war das Projekt schlechthin in Patagonien. Zahlreiche erstklassige Seilschaften haben sich vergeblich die Zähne daran ausgebissen. Das verwundert nicht, denn die Traverse ist fünf Kilometer lang. Fünf Kilometer, die schwerste Kletterei bis zum achten Grad erfordern, die mit ständigem Auf und Ab entlang eines ausgesetzten Grates an

den Nerven zehren und mit tückisch vereisten Passagen die Alpinisten vor große Probleme stellen. Ein Unterfangen, das selbst den Besten nur glücken kann, wenn Wetter, Verhältnisse und eigene Form perfekt stimmen. Zu den besten Granit- und Bigwalkkletterern des Planeten gehören **Tommy Caldwell** und **Alex Honnold**, das steht außer Frage, jedoch sind ihre Erfahrungen in Eis und kombiniertem Gelände minimal bzw. im Falle Honnolds gleich null. Nach einem kurzen Crashkurs in Steigeisentechnik fühlt sich Honnold gerüstet – zu seiner Premiere in Patagonien! Fast den gesamten Grat klettern sie trotz schwerer Rucksäcke simultan und in ihren Zustiegsschuhen. In unter zwei Stunden preschen sie durch die 20 Seillängen des „Casarotto-Pfeilers“ am Fitz Roy – eine große alpine Route für sich, mit der selbst gute Seilschaften zwei Tage beschäftigt sind. Trotz ihrer Schnelligkeit benötigen die beiden fünf Tage für den gesamten Grat, denn die Bedingungen sind alles andere als optimal. Die lange Schlechtwetterperiode hat viel Schnee, Eis und Anraum auf dem Grat abgelagert, viele Risse sind vereist, was das Klettern zusätzlich erschwert. „Wir mussten mit einem Haufen vereister Risse zurechtkommen, und die Headwall nach dem Nordpfeiler am Fitz Roy fühlte sich schon ziemlich alpin an – ein bisschen außerhalb meiner Komfortzone“ (Tommy Caldwell). Im Honnold-typischen Understatement hört sich das schon etwas entspannter an: „Wir haben das immer als landschaftlich extrem reizvolle Rucksacktour bezeichnet. Im Prinzip ist es Campen in den fantastischsten Bergen der Welt.“

Wer diese wahrlich reizvolle Bergwelt allein genießen will, kommt am besten im Winter, denn die Schönheit Patagoniens hat sich unter Alpinisten mittlerweile herumgesprochen, und entsprechend groß ist der Andrang zur Hauptsaison. Das international stark besetzte Team aus **Dani Arnold**, **Thomas Huber**, **Stephan Siegrist** und **Mattias Villavicencio** nimmt die Herausforderung Winterbergsteigen in Patagonien an und steigt über die „Ferrari-Route“ auf den Cerro Torre. Die dritte Winterbesteigung des Cerro Torre!

Trotz eines typisch patagonischen Sommers voll Wind und Niederschlägen gelingt **Neil** und **Joe Kaufmann** zusammen mit **Mickey Schaefer** die Erstbegehung einer tollen Eis- und Mixedlinie am Cerro Domo Blanco. „Super Domo“ (600 m,



WI5 M6) hat laut Hausmeister Rolo Garibotti das Zeug dazu, ein absoluter Klassiker zu werden.

Ein weiterer „Klassiker“, **Ermanno Salvaterra** – der große, alte Mann des Patagonien-Kletterns –, ist nach mehrjähriger Abstinenz wieder zurück. Kaum einer dürfte die Berge rund um Cerro Fitz Roy und Cerro Torre so gut kennen wie er. Ungeachtet widrigster Umstände versuchen sich seine Kameraden **Tomas Francini, Paolo Grisa** und er an einer neuen Route durch die abgeschiedene Westwand des Torre Egger. Nach zwei Dritteln Wandhöhe haben selbst die hartgesottenen Italiener genug und werden zur Umkehr gezwungen – nächstes Jahr wieder!

Das einzige brauchbare Schönwetterfenster nützen nicht nur Caldwell und Honnold (s. o.), auch **Joulian Poush, Kevin Prince** und **Austin Sidiak** sind erfolgreich. In vier Tagen steigen sie über den sogenannten „North Pillar Sitstart“ dem Fitz Roy aufs Haupt, die zweite Begehung dieses exklusiven Link-ups. Mittels einer neuen Variante steigen sie vom allertiefsten Punkt des Nordostpfeilers auf die Aguja Mermoz und traversieren zum „Casarotto-Pfeiler“, über den sie auf den Fitz Roy klettern: 1900 Meter bester Granit bis zum unteren achten Schwierigkeitsgrad!

Deutlich weniger Publikumsverkehr als Fitz Roy und Konsorten sehen die Berge Feuerlands.

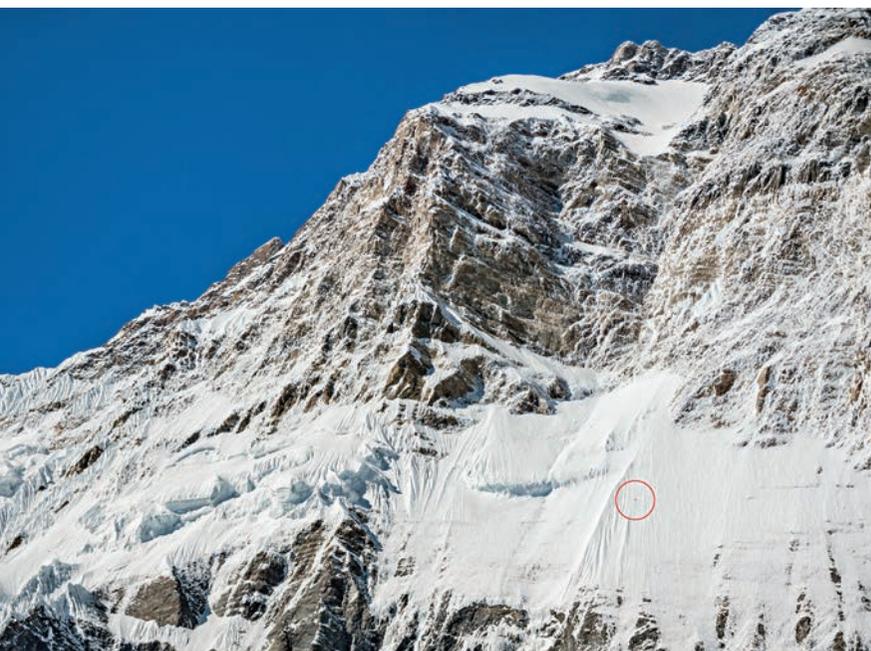
Prominentester Vertreter ist der Monte Sarmiento, dessen Ostgipfel bislang nur einmal bestiegen werden konnte. im Jahr 1956 waren Clemente Maffei und Carlo Mauri erfolgreich, wobei erwähnt sein soll, dass diese Besteigung mitunter angezweifelt wird. **Camilo Rada** und **Natalia Martinez** dürfte das nur am Rande interessieren. Mit „Suerte de Sarmiento“ (400 m, D+) legen sie ein neue Route durch die Nordwand des Berges und stehen als zweite – oder erste? – Seilschaft auf dem exklusiven Gipfel.

- **Alaska und Antarktis.** Allein durch seine Lage und die damit verbundenen extremen äußeren Bedingungen ist der Ulvetanna Peak in der Antarktis einer der schwersten Berge der Welt. Nur 2931 Meter hoch ist der Gipfel, der sich wie ein Zahn aus Granit aus dem ewigen Eis seiner Umgebung erhebt. Alle Anstiege sind technisch anspruchsvoll, die Normaltemperaturen liegen bei –20 bis –30°Celsius. Entsprechend prominent besetzt ist die kleine Riege derer, die dem Ulvetanna bislang aufs Haupt gestiegen sind: Alex und Thomas Huber, Stephan Siegrist, Leo Houlding, um nur ein paar zu nennen. Die vermutlich fünfte Besteigung auf einer neuen Route glückt dem Briten **Andy Kirkpatrick** zusammen mit seinen norwegischen Freunden **Kjersti Eide, Espen Fadnes, Aleksander Gamme, Ingeborg Jakobsen** und



In den Bergsteiger-Olymp, wer diese Skyline klettert! Tommy Caldwell und Alex Honnold gelingt erstmals die große Fitz-Roy-Traverse: einmal von rechts nach links in schlappen fünf Tagen.

© Rolando Garibotti (großes Bild), Honnold/Caldwell (kleines Bild)



■ **Himalaya und Karakorum.** „Visionär“, „epochal“, „Wahnsinn“, „großartig“, „der nächste Schritt“: Die Lobeshymnen überschlagen sich, als die Nachricht vom Erfolg **Ueli Steck** an der Südwand der Annapurna (8091 m) durch den Äther dringt. In 28 Stunden steigt der Profibergersteiger aus der Schweiz vom vorgeschobenen Basislager (= ABC) allein in zentraler und direkter Linie durch die Wand zum Gipfel und wieder zurück zum ABC. Die Linie wurde erstmals 1992 von Pierre Beghin und Jean-Christophe Lafaille versucht. Jedoch endete diese Expedition in einer Tragödie: Beghin stürzte tödlich ab, Lafaille konnte sich in einem epischen Abstieg nur mit allergrößter Mühe retten. 2007 versucht sich Steck zum ersten Mal an der Wand, von Steinschlag wurde er aus der Wand geschleudert und überlebte mit viel Glück und leichten Blessuren einen 200-Meter-Sturz.

Auch 2008 blieben ihm und Simon Anthamatten der Gipfel versagt: Mit dem Versuch, einen verunglückten Bergsteiger zu retten, verbrauchten die beiden selbstlos ihre physischen und psychischen Ressourcen.

2013 steht Steck erneut unter der schicksalhaften Wand, als Seilpartner ist diesmal Don Bowie von der Partie, der aber am Bergschrund die Segel streicht. Bowie fühlt sich nicht in der Verfassung, den Großteil der Wand seilfrei zu durchsteigen. So entschließt sich Steck, allein loszuziehen. Er überwindet einen Höhenunterschied von fast 2700 Metern, klettert über steile und anstrengende Eisfelder im unteren und über anspruchsvolles Mixedgelände im oberen Teil der Wand bis auf ein Felsband in ca. 7500 Metern Höhe. Dort behindern starker Wind und die damit verbundene Spindrift den weiteren Aufstieg. Bei einem Beinahe-Unfall durch eine kleine Lawine verliert er Kamera und einen Daunenhandschuh. Daraufhin steigt er etwa 200 Höhenmeter ab, rastet in einer Gletscherspalte (wo er schließlich auch Material deponiert) und entschließt sich, die anspruchsvolle Headwall nachts zu durchsteigen, wenn der Wind sich gelegt hat. Im Dunkel der Nacht bringt er den schwersten Teil der Wand hinter sich, steht auf seinem Gipfel der Träume, doch noch ist nichts gewonnen, noch ist er nicht in Sicherheit. Sich dessen bewusst, macht sich Steck unverzüglich an den Abstieg. Größtenteils klettert er seilfrei hinab, an einigen Stellen seilt er mit seinem ultradünnen



**Jonas Langseth.** Im „Capsule-Style“, einer Mischung aus Bigwall- und Expeditionsstil, arbeiten sich Kirkpatrick und seine Mitstreiter in zwölf Tagen über den schattigen Südgrat nach oben, der bereits mehrmals vergeblich von anderen Expeditionen versucht wurde. „Die Route besteht aus einer 300-Meter-Wand gefolgt von einem langen, technischen Felsgrat, der entweder brüchig oder BRÜCHIG ist“, so beschreibt Kirkpatrick die Route. Die Bewertung (27 SL, 5.10/A1+) dürfte nur sehr vage den wahren Anspruch einer solchen Unternehmung wiedergeben.



Im Vergleich zur Antarktis ist ein Trip nach Alaska schon fast wie Pauschalurlaub. Doch auch die Berge Alaskas sind groß, wild und abgeschieden. So sind Mark Allen und Graham Zimmermann (beide USA) trotz Gletscherflugzeug zwei volle Tage unterwegs, um überhaupt an den Fuß ihres Berges zu gelangen. Der Mount Laurens ist ein einsamer Gigant aus Fels und Eis südlich des markanten Mount Foraker. Für ihre Neuroute entlang des fantastischen Nordostpfeilers (1400 m; V, A1 WI4 M7) biwakieren die beiden zwei Mal in der Wand, bevor ihnen via eines tückisch überwechelten Grats die vermutlich zweite Besteigung des Berges glückt. Ein tolles Abenteuer, das von großem Mut und Forschergeist sowie hohem Kletterkönnen zeugt! Für ihre Unternehmung werden sie für den Piolet d’Or nominiert.

Wo steckt der Steck? Den schwersten Teil der Annapurna-Südwand hat der Schweizer auf diesem Bild noch vor sich. Im Schutze der Nacht bewältigt er – oder doch nicht? – die Headwall: „doch die im Dunkeln sieht man nicht.“ Trotz Spurensicherung im Basecamp und bei Liz Hawley in Kathmandu bleibt die Beweislage unklar.

© PatitucciPhoto

Seil an Eissanduhren ab. Er überwindet die Headwall erneut im Schutz der Nacht und erreicht sein Materialdepot auf nicht ganz 7000 Metern im Morgengrauen. Von hier sendet er via Satellitentelefon eine Kurznachricht ans Basecamp: „Steige jetzt ab“. Einige Stunden später kann ihn sein Team bereits beglückwünschen.

Die Resonanz auf die Begehung des Schweizer ist überwältigend, alle sind sich einig: Dies ist eine der größten Leistungen in der Geschichte des Bergsteigens. Mit der Verleihung des Piolet d'Or wird Stecks Leistung auch offiziell geadelt. Zu diesem Zeitpunkt sind in der Bergsteigerszene bereits Zweifel am Wahrheitsgehalt von Stecks Aussagen aufgekeimt (siehe Factbox). Doch noch lange bevor die ersten Zweifel geäußert sind, da er-

folgt schon die zweite Begehung der Wand: **Stéphane Benoist** und **Yannick Graziani** glückt zwei Wochen nach Ueli Steck der Husarenstreich. Die beiden Franzosen gehören zu den renommiertesten Himalayabergsteigern, nichtsdestotrotz fordert ihnen die Südwand der Annapurna alles ab. Sieben Tage brauchen die beiden für den Aufstieg und berichten von heiklen Bedingungen und sehr schwerer Kletterei in der Headwall. Im Vergleich dazu klingen Stecks Beschreibungen eher wie ein Stadtbummel. Inwieweit diese Diskrepanz in den Schilderungen die Zweifel an Stecks Aussage mehrt oder nur ein weiterer Beweis für die Wandelbarkeit der Bedingungen an hohen Bergen ist, sei dahingestellt. Der Leistung von Benoist und Graziani tut dies keinen Abbruch, ihre Durchstei-

## Wenn das Erzählte nicht reicht – Ueli Steck und die Annapurna-Südwand

Eines vorneweg: Wenn man einem Alpinisten zutrauen kann, eine der schwersten und höchsten Wände der Erde in 28 Stunden allein und ungesichert zu bewältigen, dann Ueli Steck. Mit überragenden Spitzenleistungen hat sich der sympathische Schweizer über Jahre hinweg einen ausgezeichneten Ruf erworben.

Trotzdem ist es Fakt, dass Steck keinerlei Beweise für seine Solobegehung der Annapurna-Südwand liefern kann: Die Kamera fürs Gipelfoto hat er bei einem Beinahe-Unfall ebenso verloren wie einen Daunen-Überhandschuh; die GPS-Funktion seines Höhenmessers vergaß er zu aktivieren; sein Satellitentelefon deponierte er in einer Spalte unterhalb der Gipfelwand, in der er rastete; er benachrichtigte sein Team nicht, bevor er in die Headwall einstieg; es gibt keine Fotos oder Zeitraffer, die Steck respektive seine Stirnlampe in der Wand zeigen. All diese heute gängigen Möglichkeiten der Dokumentation unterlässt der wahrscheinlich professionellste Bergsteiger unserer Tage.

Kurios genug, mag dies seiner außergewöhnlichen Anspannung geschuldet sein. Und doch bleiben die Fragen: Wie ist es möglich, dass man nach dem Verlust eines so wichtigen Ausrüstungsgegenstands wie eines Überhandschuhs in der Kälte der Nacht auf 8000 Metern Höhe einfach weiter klettert? Kann ein Mensch so viel psychische Stärke aufbringen, nach einem Beinahe-Abgang in einer Lawine den schwersten und unbekanntesten Teil der Wand im Auf- und Abstieg im Dunkeln zu durchsteigen? Wie groß muss das Können sein, um in mondloser Nacht durch diese komplexe Gipfelwand zu manövrieren? Ist Ueli Steck so viel besser als alle anderen? So viel besser als die beiden Franzosen, die zwei Wochen später bei Tageslicht zweieinhalb Tage allein für die Headwall benötigen und von richtig schwerer Kletterei berichten? Können sich die Verhältnisse in einer Wand so gravierend ändern? Kann ein Steck in schwierigerem Klettergelände auf dieser Höhe so viel schneller sein als alle anderen Spitzenleute im leichteren Gelände?

Einige renommierte Alpinisten, die sowohl Steck und seine Leistungsfähigkeit als auch die Anforderungen der Höhe kennen, beantworten

diese Fragen mit einem klaren Nein. Steck selbst beantwortet all diese Fragen eher lapidar bzw. nicht (siehe u. a. <http://www.bergsteigen.com/news/interview-mit-ueli-steck-zu-annapurna-ungereimtheiten>). Man könne ihm glauben oder eben nicht, das mache für ihn keinen Unterschied, da er nur für sich bergsteigen gehe, und nicht für andere! Dass die öffentliche Wahrnehmung den Marktwert eines Profibergsteigers wie ihn bestimmt, übergeht er dabei geflissentlich. Oder sind gerade diese Marktmechanismen Veranlassung genug, seinen guten Ruf als Alpinist aufs Spiel zu setzen? Der Erste und Einzige wäre Steck dabei beileibe nicht. Man denke nur an Cesare Maestri, Tomo Česen oder Christian Stangl.

Wie auch immer: Die Jury des Piolet d'Or hat sich fürs Glauben entschieden und damit für den Mythos vom Bergsteiger-Ehrenwort. Folgerichtig wurde Stecks Leistung prämiert. Dass Stecks Biografin und Ghostwriterin Teil der Jury war, kann man gelinde ausgedrückt als unglücklich bezeichnen.

Nun kann man die grundsätzliche Frage stellen, ob und wie eine Besteigung überhaupt ausreichend zu belegen ist. Setzt man die Maßstäbe hoch genug an, kann man fast jede Begehung anzweifeln. Letztendlich wird immer die Summe einzelner „Beweise“ und die Glaubwürdigkeit des Alpinisten überzeugen müssen. Sind aber keinerlei Beweise vorhanden und stimmen Routenbeschreibung, Begehungszeiten und Schwierigkeiten nicht mit den Beurteilungen der Wiederholer überein, dann muss es gestattet sein, Zweifel zu äußern. Das Festhalten an der romantischen Wunschvorstellung vom Alpinisten als einem über alle Zweifel erhabenen Menschen ist so weltfremd und rückständig wie das Negieren eines Videobeweises im Fußballweltverband. Von diesem ideologischen Ballast sollten wir uns und die Protagonisten endlich entlasten. Licht ins Dunkel jener Nacht vom 8. Oktober 2013 wird jedoch auch das nicht bringen. Ueli Stecks Annapurna-Erstbegehung wird wohl nie eindeutig bewiesen noch widerlegt werden können. Die Fragen bleiben. Und mit ihnen der Grundsatz: in dubio pro reo.



2x Auer + 1x Anthamatten = Kunyang Chhish East. Wenn Expeditionsbergsteigen doch so einfach wäre!

© Auer/Anthamatten

gung ist zweifelsfrei eine der größten Taten an einem Achttausender– vergleichbar mit der Erstbesteigung in der Rupalwand des Nanga Parbat durch Vince Anderson und Steve House.

Diese beiden kamen 2006 bis auf 300 Meter dem Gipfel des Kunyang Chhish East nahe. Letztendlich scheiterten aber auch sie wie sämtliche andere Expeditionen, die sich an dem jungfräulichen Gipfel versuchten.

Die Erstbesteigung des 7400 Meter hohen Berges im Karakorum sahen nun **Simon Anthamatten** und die Gebrüder **Hansjörg** und **Mathias Auer** ab. Die drei folgen einer logischen Linie durch die gewaltige Südwestwand, die den dreien alles abverlangt. „Als ich die Wand das erste Mal sah, hab ich mich richtig gefürchtet und ganz klein gefühlt“ (Auer). Nach zwei gescheiterten Versuchen steigen sie zu dritt ein letztes Mal in die 2600 Meter hohe Wand ein, auf 6700 Metern müssen sie zwei Tage bei stürmischem Wetter in ihrem kleinen Zelt ausharren, doch diesmal ist das Glück mit ihnen: Das Wetter verbessert sich, und am nächsten Tag finden sie sich erschöpft, aber glücklich auf dem Gipfel wieder.

Auch ihre Besteigung des Kunyang Chhish East, eines der letzten großen Probleme im Karakorum, wird mit der Nominierung für den Piolet d'Or gewürdigt.

Nicht nur nominiert, sondern auch prämiert wird jedoch eine andere Heldentat im Karakorum. Die Kanadier **Raphael Slawinski** und **Ian Welsted** erhalten diese Auszeichnung für ihre Erstbesteigung des K6-Westgipfels (7100 m) über die schwierige und vor allem gefährliche Nordwestwand. Insbesondere der Zustieg zur Wand über einen sehr aktiven Eisbruch und ein enges, eis- und steinschlaggefährdetes Tal dürfte die Nerven der beiden Alpinisten ordentlich strapaziert haben. Die Wand selbst erfordert von den beiden vor allem starke Waden: Scheinbar endlos ziehen steile Eisrinnen zum Gipfelgrat (2700 m, M4 WI4+). Auch am K6 West hatten sich schon einige namhafte Bergsteiger vergeblich bemüht. Dass Slawinski und Welsted die Besteigung im puristischen Alpinstil gelingt, ist besondere Anerkennung wert. Welche der beiden genannten Unternehmungen die größere Leistung darstellt, darüber lässt sich trefflich diskutieren. Ein weiteres Mal zeigt sich die Fragwürdigkeit von Auszeichnungen und Preisen im Alpinismus, die eine objektive Vergleichbarkeit suggerieren, die einfach nicht gegeben ist.

Die Polen **Marek Raganowicz** und **Marcin Tomaszewski** suchen sich ihre Herausforderung in der Nordostwand des Großen Trangoturms, einem der höchsten Monolithen der Erde. Es ist nur logisch, dass die beiden Alpinisten die Wand im

Bigwallstil angehen. In extremer technischer Kletterei eröffnen sie „Bushido“ (47SLI, A4 VII+), können zwar die Wand durchsteigen, der Gipfel selbst bleibt ihnen aber verwehrt.

Ebenfalls im Bigwallstil unterwegs sind **Sean Villanueva, Nicolas Favresse, Stéphane Hannsens** und **Evrard Wendenbaum** im Rahmen ihrer China-Expedition. Dem gut gelaunten Team gelingt eine Erstbegehung am Südpfeiler des Kyzyl Asker (5480 m). Während der 15 Tage in der Wand klettern sie frei über steiles Fels- und Mixedgelände (1400 m, 7b M7+).

Der Gauri Shankar ist nicht nur einer der form schönsten Berg Nepals, mit 7234 Metern überragt er auch so manchen seiner Nachbarn. Eine Besteigung des Giganten ist äußerst anspruchsvoll, und nur drei Expeditionen konnten bislang auf dem spektakulären Gipfel stehen. **Mathieu Détrie, Mathieu Maynadier, Pierre Labbre** und **Jérôme Parar** gelingt die vierte Besteigung des Berges und die erste über die imposante Südwand. Die Wand wurde 2011 bereits von Stefan Glowacz und David Göttler versucht, die aber an schlechtem Wetter und miserablen Bedingungen scheiterten. Dem Schlechtwetter müssen auch die vier Franzosen lange trotzen, bis sich an den buchstäblich letzten Tagen ihrer Expedition ein geeignetes Wetterfenster auftut. In drei Tagen klettern die vier durch die Wand (1900 m, ED, WI5+, M5, A1), einen weiteren Tag nimmt der Abstieg ins Basislager in Anspruch, von dem es mehr oder weniger nahtlos nach Kathmandu weitergeht.

Wie die vier Franzosen am Gauri Shankar machen auch **Marek Holecek** und **Zdenek Hruby** im Alpinstil eine gleichsam wenig beachtete wie beeindruckende Erstbegehung. Mit drei Biwaks steigen sie durch die Nordwand des Talung (7439 m) in Nepal. Knapp 2000 vertikale Meter und Schwierigkeiten bis M6+ und WI6 müssen die beiden überwinden, bis sie auf dem selten besuchten Gipfel stehen. Ein weiteres Biwak und viel alpiner Spürsinn sind nötig, um über die Westseite des Berges sicher zum Basecamp zurückzukehren. Eine der schönsten und wagemutigsten Unternehmungen der letzten Himalayasaison und ein Denkmal für den mittlerweile tödlich verunglückten Zdenek Hruby.

**Mick Fowler** und **Paul Ramsden** sind so etwas wie die Duracell-Hasen des Himalayabergstei-



gens. Sie klettern und klettern und klettern ... Kein Jahr vergeht, in dem der findige Finanzbeamte Fowler und sein kongenialer Partner nicht einen unbestiegenen Berg auf tun, den sie in bewährter Manier – Alpinstil – angehen und meist auch bezwingen. Ohne die beiden gäbe es wohl einige weiße Flecken mehr auf der Landkarte des Alpinismus. Den Jahresurlaub 2013 verbringen die beiden mal wieder in Indien, präziser ausgedrückt im East-Kishtwar-Distrikt. Dort hat Fowler bereits 1993 eine imposante Berggestalt ausgemacht: den Kishtwar Kailash (6451 m). Die Erstbesteigung des Berges gelingt ihm und Ramsden nun lächerliche zwanzig Jahre später. Unnötig zu erwähnen, dass die beiden dem Berg im Alpinstil zu Leibe rücken. In sieben Tagen klettern sie durch die 1700 Meter hohe Südwestwand (schottisch 6 ~ M6) auf den Gipfel und zurück ins Camp.

Gleich zwei Erstbesteigungen im minimalistischen Alpinstil à la Fowler legen Scott Adamson und Christopher Wright in der Khumbu-Region in Nepal hin. Die beiden Amerikaner besteigen den Lunag West über ihre Route „Open Fire“ (1000 m, WI5, M3) und den Pangbuk North über „Purgation“ (1000 m, WI6+, M6). Beide Gipfel sind etwa 6500 Meter hoch. Die nächste Generation ist also bereit, sollten Meister Fowler (Jahrgang 1956) und Konsorten doch mal an den Ruhestand im Extrempalpinismus denken.

„And the winner is“:  
Mit der ersten Besteigung des K6 West über die Nordwestwand verdienen sich die beiden Kanadier Raphael Slawinski und Ian Welsted auch einen Piolet d’Or.

© Ian Welsted

# Auf und nieder immer wieder

Highlead-Bergsteigen in Alaska

>> **Andi Dick (Text und Bilder)**

*Mit der „Cassin Ridge“ am Denali und dem „Moonflower Buttress“ am Mount Hunter hatten sich Toni Gutsch und Andi Dick zwei der bekanntesten Extremrouten Alaskas vorgenommen. Die Expedition wurde zu einem Wechselbad der Gefühle – und einer Forschungsreise nach Motivationen.*



Der Sturm weht Schnee auf den Biwaksack. Das Zittern wird allmählich unkontrollierbar. Noch enger drücke ich mich an Toni, um ein bisschen gemeinsame Körperwärme zu spüren. Wir liegen auf 3800 Metern am Nordgrat des Mount Hunter. Nur mit Daunenjacke und Überhose als Außenschicht. Ohne Schlafsack im Biwaksack auf dem im Schnee ausgelegten Seil. Und ich habe Angst. Unter uns bricht der „Moonflower Buttress“ ab, eine 1400-Meter-Steilwand aus Eis und Fels, eine der berühmtesten und schwersten Wände von ganz Alaska, die größte Tour meines Lebens – die letzte? Wenn es so weiterschneit, stecken wir in der Klemme: Ein Rückzug durch die Wand ist aufwändig und lawinengefährlich, der Weg über den Gipfel und den langen, langen Westgrat wohl noch gefährlicher und mühsamer. Wie konnte es dazu kommen?

Was treibt Menschen auf Berge? Und auf die Berge der Welt? George Mallorys auf den Everest gemünzte Antwort „Weil er da ist“ wird gerne zitiert, beantwortet aber gar nichts. Denn was genau an diesem Da-Sein reizt, ist höchstpersönlich. Bergsteiger, zumindest die getriebenen, die nicht nur Natur und Geselligkeit erleben wollen, suchen Herausforderungen. Das Wort ist durch wahllosen Missbrauch im Marketing-Kommerz hoffnungslos ausgelautet; am Gefühl ist was dran. Wenn auch „Ziel“, „Aufgabe“, „Problem“ direkter zu den Motivationen führen, die sich bei jedem Akteur aus unterschiedlichen Facetten zusammensetzen.

Manche mag allein die Höhe reizen: Verträge ich die vier-, sechs-, achttausend Meter? Zudem sind von hohen Gipfeln andere Ausblicke zu haben als von den Vorbergen: Man meint, aus dem Flugzeug über eine endlose Weite zu blicken. Fragen und Erlebnisse, die mich als jungen Alpinisten bewegt haben, genauso wie die Exotik fremder Länder und die menschliche Begegnung mit ganz anderen Lebenskonzepten. Doch dieser Reiz verblasste bei mir nach zwei Expeditionen mit Mitte zwanzig so schnell wie der des freien Flugs im Gleitschirm. Andere treibt er ein Leben lang, wie etwa Gerlinde Kaltenbrunner und Ralf Dujmovits, für die die Menschen und Höhen des Himalaya zweite Heimat sind.

Andere lockt der Superlativ: Immerhin ist der Denali mit 6168 Metern der höchste Gipfel Nordamerikas, einer der „Seven Summits“, und sein Ruf als kältester Berg der Erde verspricht Extra-Re-

nommee. Auch das fasziniert mich wenig: Mit knapp fünfzig hält sich der Angebe-Bedarf in Grenzen, und was ich raufkomme, war schon vor Jahren nichts Besonderes mehr.

Was mich zieht, ist die Ästhetik. Schöne Berge, große Linien, die komplexe Anforderungen und gute Bewegungsaufgaben stellen. Für die ich, um sie elegant und souverän zu bewältigen, meine Lebens-Summe an Können und Erfahrung in die Waagschale werfen muss. „Itchi go, itchi e – nur hier, nur jetzt“ heißt das Motto der Giri-Giri-Boys, einer Gruppe japanischer Spitzenalpinisten. Wenn dich die Route voll fordert und du alles geben musst, wenn du im Augenblick aufgehst, vollkommen im Jetzt bist, im Flow und in Harmonie: Daran bestehen meine Goldenen Tage.

### Du hast keine Chance – nutze sie

Und damit hat mich Toni geködert. Toni Gutsch, Freund aus den DAV-Lehrteams, Partner auf vielen großen Touren, rief eines Abends plötzlich an, ob ich Lust hätte auf etwas Außeralpines. Die „Cassin Ridge“ am Denali, eine fantastisch reine Linie über 2500 steile Meter Eis und Fels. Und der Nordpfeiler am Mount Hunter (4442 m), der „Moonflower Buttress“! Meine blaue Blume? Eine Märchenprinzessin. Nie hätte ich eine solche Linie für mich ins Auge gefasst, sie war eine akzeptiert unerreichbare Großartigkeit; so wie ich nie einen Nobelpreis bekommen werde. Die Routen und Leistungen an dieser monolithischen, eisdurchsetzten Felswand hatte ich immer mit großen Augen verfolgt – ist es nicht vermessen, mich da reinzutrauen? Jedenfalls weckten die Ziele in mir eine nie für möglich gehaltene Begeisterung, und irgendwann habe ich mich auch an den Gedanken gewöhnt, den Moonflower zu versuchen, falls alles passt. Du hast keine Chance – nutze sie!

Alaska bedeutet Organisieren. Wie für eine Expedition in den Himalaya müssen Ausrüstung und Essen geplant und besorgt, Flüge und Transfers gebucht werden. Dank Tonis Erfahrung stehen wir ein halbes Jahr nach seinem Anruf in Talkeetna, dem letzten Kaff vor der Wildnis. Walter Welsch, dem fünfzig Jahre vor uns die Erstbesteigung des Moose's Tooth und ein Aufstieg zum Denali gelangen, war damals noch vom Bürgermeister abgeholt worden. Heute ist Talkeetna ein Touristenort, eine Hälfte Kneipen, die andere Hälfte Souvenirlä-

**Wieso tun die das?**  
Über 1300 Bergsteiger versuchen sich in guten Jahren am Denali, dem höchsten Berg Nordamerikas. Während Toni Gutsch nach gescheitertem Akklimatisations-Gipfelversuch vollbepackt nach unten taumelt, steigt ihm ein Schwall hoffnungsfroher Neuankömmlinge entgegen.



Wenn es tagelang schneit, ist die einzige Hoffnung der Anruf per Satellitentelefon beim Wetterguru Charly Gabl. Bei schönem Wetter dagegen lädt der Gletscher zum Sonnenbad – oder zum Aufbruch; aber jedes Gramm zählt ...

den. Ein gutes halbes Dutzend Fluggesellschaften konkurrieren um die Bergsteiger, aber vor allem um die Touristen, die in der Saison zwischen April und September in die Alaska Range fliegen möchten. 300 Personen täglich fliegen an einem schönen Sommertag allein mit unserer Firma Talkeetna Air Taxi per Propellermaschine zum Denali-Basislager, für 350 Dollar.

Der Andrang will gebändigt sein, schließlich liegt der Denali in einem nach ihm benannten Nationalpark. Allein 1000 bis 1300 Bergsteiger versuchen sich jährlich am Gipfel. Dafür zahlen sie eine Gebühr von 350 Dollar (seit 2014 sind es 360). In der Rangerstation in Talkeetna wird man beim „Briefing“ über die Verhaltensregeln im Schutzgebiet informiert und bekommt die CMC, die „Clean Mountain Can“. Der verschließbare Eimer dient, mit einer Plastiktüte ausgekleidet, als Toilette; die gefüllten Tüten darf man bei den Lagern in bestimmte, markierte Gletscherspalten werfen. Heile Welt im Nationalpark, Fracking zur Versorgung der Riesen-Geländewagen und 17 Tonnen CO<sub>2</sub>-Ausstoß pro Kopf – die USA waren schon immer ein Land unlogischer Kontraste.

Nach dem Motto „fly an hour or walk a week“ landen wir nach einer begeisternden Stunde Flug über wilde Tundra im Basislager, dem „Kahiltna International Airport“ auf dem Kahiltna-Gletscher, mit rund 70 Kilometern einer der längsten der Welt. Auch hier ist alles bestens durchorganisiert. Lisa, die Basecamp-Managerin, bewohnt monatelang ein beheiztes Zelt, begrüßt jeden Neuankömmling und verteilt das vorbestellte Benzin zum Kochen und leichte Plastikschlitten zum Ziehen des Gepäcks. Hinter ihrem Zelt ist ein Areal abgesteckt, wo man während des Gipfelgangs überschüssiges Gepäck als „Cache“ im Schnee vergraben kann; gelbe Stangen markieren die erlaubten Pinkelplätze.

Direkt über dem Basislager, kaum zwei Gehstunden entfernt, klotzt der Mount Hunter. Der kurze Zustieg war ein Grund für Tonis Zielwahl: Nach einem schweren Arbeitsunfall ist er mit Hüftprothese erstmals wieder auf großer Tour. So liegt auch die Taktik auf der Hand: ein, zwei Eingehetouren, bald ein Versuch am Moonflower, und wenn das klappt, sollte die Akklimatisation passen für einen Versuch an der „Cassin Ridge“. Doch gleich die erste Tour am nächsten Tag ändert das

Programm. Das Eis im „Mini Moonflower Gully“ ist betonhart gefroren und erschreckend anstrengend zu klettern, und als uns ein Schneesturm zum Umkehren zwingt, stellen wir fest, dass die vorhandenen Abseilstellen für unsere Seillänge zu weit auseinanderliegen; selber Eissanduhren drehen kostet Zeit und Nerven und bedeutet langsamere Rückzugsmöglichkeit. Der „Moonflower Buttress“ sieht zwar gut vereist aus – aber wenn das Eis dort genauso hart ist, ist uns das eine Nummer zu schwer. Wir setzen darauf, dass er ein paar Wochen später besser zu klettern ist, und verlegen die Akklimatisation auf den Denali-Normalweg.

2013 ist das hundertste Jubiläumsjahr der Erstbesteigung: Am 7. Juni 1913 standen Hudson Stuck, Harry Karstens, Walter Harper und Robert Tatum erstmals auf Amerikas Gipfel, nach wochenlangem Marsch durch Sümpfe, Gestrüpp und über Gletscher. Den heutigen Normalweg mit Flug zum Kahiltnagletscher und Aufstieg über die West Buttress eröffnete erst 1951 der berühmte Bergfotograf und -pionier Bradford Washburn. Im Jubiläumsjahr haben wir einen Riesen-Ansturm erwartet, aber es hält sich in Grenzen. 1151 Aspiranten sind so wenig wie seit 2006 nicht mehr, dafür kommen 2013 dank stabiler warmer Wetterlagen 783 Bergsteiger auf den Gipfel – eine Erfolgsrate von 68 %, das gab es seit 1969 nicht mehr.

## Gedränge und Gruppendisziplin

Und ein paar Bekannte sind unterwegs: Mein Jugendfreund Ralf Dujmovits und Gerlinde Kaltenbrunner möchten sich auch an der „Cassin Ridge“ versuchen; ihr Aufwärmziel Moose's Tooth geben sie wegen Gedränge bald auf, dann begegnen wir uns immer wieder. Und Chris Semmel ist mit einer internationalen Bergführergruppe am Berg, um mit den amerikanischen Kollegen, die am Berg eine Monopolstellung ausleben, über gute Führungstechnik zu diskutieren. Als wir ihn und ein paar Kollegen später treffen, erzählen sie mit gestäubten Haaren von Nutellagläsern und Konservendosen, die ihre amerikanischen Bergführerkollegen für die Gruppe eingepackt haben. Effizienz und Gewichtsparsnis scheinen hier nicht angesagt zu sein. Und die geführten Gruppen, die den Hauptteil der Besucher stellen, stehen oft stundenlang fertig gerüstet, den fetten Rucksack auf dem Rücken, angeseilt in der Aufbruchspur, wäh-



rend der Führer doziert, wie der Gletscher zu be-  
gehen ist.

Zum Glück sind wir selbstständig unterwegs. Die Realität einer Alaska-Expedition ist hart genug. Essen für drei Wochen, dazu Zelt- und Kletterausrüstung ergeben für jeden einen 15-kg-Rucksack und gut 20 Kilo auf dem Schlitten, der nicht gerade durch Spurtreue brilliert und an Windgangeln gerne umkippt. Schleppen, Schnaufen, Schwitzen, die teuflische Dreieinigkei bei Expeditionen. In der Sonne auf dem Gletscher wird's tagsüber sogar im Hemd zu heiß, nachts verwandelt sich das Zelt durch die feuchte Atemluft in einen Raureifdom – ein Freund hatte erzählt, dass dadurch ihre Schlafsäcke durchfeuchtet worden wären und dann so steif gefroren, dass man sie hätte aufstellen können. Eine Horrorvision, die sich nicht bewahrheitet: Wir haben Wetterglück und in der trockenen Luft trocknet Feuchtes ruckzuck. Ungeahnt mühsam ist der Aufstieg mit den Schweineschlitten, stundenlang ziehen wir wie Ochsen und fühlen uns wie Esel, obwohl gar nicht Weihnachten ist. Immerhin sind wir im Vergleich zu den Amis fast Raketen: Die gehen mit dem Gepäck die halbe Strecke von Lager zu Lager, verbuddeln es dort, tragen am nächsten Tag das Zelt ins höhere Lager und holen am dritten Tag das vergrabene Gepäck. Drei Tage für eine Etappe: gut für die Akklimatisation, aber nicht das, was wir uns unter Bergsteigen vorstellen. Am dritten Tag nach Aufbruch vom Basislager sind wir unterwegs zum

„Ärzte-“ oder „Rangercamp“ auf 4300 Metern Höhe und lernen, warum der Denali gefürchtet ist: Im Schneesturm am korrekt benannten „Windy Corner“ (windiges Eck) friere ich mir die Nase an. Und als wir nach neun Stunden und 1700 Höhenmetern das Lager erreichen, dürfen wir noch das Zelt aufstellen. Was bedeutet, dass wir die hartgepresste Schneedecke erst auf 4 x 5 Meter zu Blöcken zersägen müssen, bevor wir den Boden einebnen können. Immerhin brauchen wir die Blöcke sowieso für die Schneemauer, denn wem hier oben bei 150 km/h Windgeschwindigkeit das Zelt zerfetzt wird, der hat keine gute Überlebensprognose.

### Zurück auf Los ins Basislager

Ein erster Akklimatisationsgang führt uns über die West Buttress auf 5200 Meter. Herrlich anregendes Steigen, wie an einem leichten Viertausender. Unendlich breitet sich um uns die verschneite Tundra. Und als Toni sagt „das hätte ich nie geglaubt, dass ich nach meinen OPs so was nochmal erleben kann“, liegen wir uns gerührt in den Armen. Nach einem Ruhetag soll der Gipfel die Akklimatisation abrunden. Auf dem weiten Schneefeld unter dem Gipfel lässt es sich trotz minus 30 Grad bei Sonnenschein gut aushalten; ein bisschen Kopfweh muss man akzeptieren. Doch als wir auf 5950 Metern auf den Gipfelgrat treten, springt uns der Wind an, meine Nase verabschiedet sich sofort, und Umkehren ist kein Verzicht.

Große Aussichten vom Basislager am Kahiltna-Gletscher: rechts der Mount Hunter mit dem markanten „Moonflower“-Nordpfeiler, ganz links der Denali; die „Cassin Ridge“ zieht von rechts schräg hinauf zum Gipfel. Aber vor dem Erfolg heißt es, am „Windy Corner“ dem Schneesturm zu trotzen.



**Hunter-Höhepunkte:**  
Der „Shaft“ führt als  
schmaler Eisschlauch drei  
senkrechte Seillängen  
lang durch eine  
kompakte Felswand.  
Die „Prow“, ein Schiffsbug  
aus Granit, lässt sich  
durch eine  
Verschneidung in  
fantastischer Mixed-  
kletterei überlisten.

Außer für einen Koreaner, der es noch versuchen will, und den Ralf und Gerlinde zwei Tage später fast mit Gewalt aus seinem Zelt im letzten Lager talwärts, zurück ins Leben, treiben müssen.

Doch das leichtherzige Umdrehen beim Gipfelversuch stößt bitter auf, als unser Wetterberater Charly Gabl am Satellitentelefon eine einwöchige Schneefallperiode ankündigt. Zurück auf Los ins Basislager! Dort ist das Wetter zunächst noch gnädig, und wir ernten einen fast goldenen Tag: eine 1000 Meter hohe Eisflanke an einem kaum bekannten Gipfel, rauf und runter, mit großartigen Ausblicken.

### Großes Gähnen – und dann Vollgas

Doch dann wird es schlecht. Ralf und Gerlinde erzählen, dass sie im 4300-Meter-Lager im Zelt minus 20 Grad messen und dass es laut Charly am Gipfel kälter sei als auf einem Achttausender. Zwei Tage lang schneit es ununterbrochen, und die größte Qual einer Gletscherexpedition packt mich: im Schnee sitzen, bei jeder Bewegung aufpassen, dass er nirgends reinrieselt, sonst aber absolute Langeweile, die sich auch mit Gesprächen, Schachspielen und Lesen nicht wirklich bekämpfen lässt. In den Alpen gehe ich große Ziele nur an, wenn Wetter und Verhältnisse perfekt sind; die notwendige zeitliche Fixierung bei einer Expedition bedeutet Wetterabhängigkeit und, wenn's schlecht läuft, Trübsal. Aber wir bekommen noch unsere Chance. Charly verkündet ein Schönwetterfenster, wir starten einen Versuch an der „Cassin

Ridge“. Einen vollen Tag spuren wir knietief durch das berühmte „Valley of Death“, zwischen Lawinhängen, Hängegletschern und Spalten. Finden einen prächtigen Biwakplatz im Bergschlund. Und werden wieder ausgebremst. Das Eis im Einstiegscouloir ist genauso glashart wie bei unserer ersten Route, statt zwei brauchen wir fünf Stunden für die 200 Höhenmeter und sind ziemlich angeschlagen. Unser Zeitplan von zwei Tagen für die Route würde nicht klappen, damit auch das Essen knapp. Außerdem habe ich Angst, mich bei unvollständiger Akklimatisation komplett zu verabsagen – wir seilen ab. Abends laufen Ralf und Gerlinde im Biwak ein, verzichten aber nach unserem Bericht auf einen Versuch und starten am nächsten Tag zur West Rib. Wo sie tags darauf trotz bester Wettervorhersage in Sturm und Whiteout gerade noch so den Gipfelgrat erreichen. Das wäre mit der Verzögerung unser Gipfeltag gewesen; ich bin heilfroh, dass wir es nicht versucht haben.

Eine Chance wartet noch: Der „Moonflower Buttress“ soll, so raunt man im Basislager, Traumverhältnisse haben. Schon einige Partien sind durchgestiegen (zum Vergleich: Von 2002 bis 2005 gab es gar keine Begehung), weitere stehen in der Pipeline, ein Team startet gerade, abends um neun – durch die polnahe Lage wird es in Alaska kaum dunkel, und wer die Kondition hat, kann tagelang nonstop klettern.

Toni hat zwar schreckliche Blasen, weil die extra neu gekauften Schuhe nicht richtig passen,



aber nach ein paar Ruhetagen sieht es besser aus. Und Charly liefert tatsächlich noch ein Wetterfenster! Normalerweise befällt mich beim Zustieg unter eine große Nordwand Magengrummeln, das Lampenfieber vor der selbst gewählten Aufgabe. Heute ist es fast reine Vorfriede: *itchi go, itchi e!* Nur hier, nur jetzt! In allerbestem Styroporeis stürmen wir nach oben; Toni kann die sensationelle M7-Länge der „Prow“ frei vorsteigen, ich fliege geradezu durch die unglaublichen, senkrechten Seillängen des „Shaft“ – noch nie habe ich in einer großen Wand so viel so schwer geklettert. Auf einer von Vorgängern ausgepickelten Eisterrasse biwakieren wir. Um Gewicht zu sparen nur mit Überhose und Daunenjacke – Schlafsack und Isomatte sind unten geblieben; man überlebt manches.

Noch ein voller Tag Aktion, Länge um Länge: senkrechttes Eis, komplexe technische Kletterei in „The Vision“, ein wadenmordendes Gipfeleisfeld – dann stehen wir nach zwei mal dreizehn Stunden tatsächlich auf dem Gipfel des „Moonflower Buttress“. Die Tour meines Lebens liegt hinter mir! Eiger-Nordwand im Quadrat, in Schwierigkeit, Anspruch und Erfüllung.

### Ganz weit draußen

Doch keine Zeit zur Freude. Wir sind noch nicht oben, geschweige denn wieder unten. Nein, wir sind ganz weit draußen. Und das Wetter wird schlecht. Nebel zieht auf, es schneit. Der Hunter wird zum Jäger. Wir hasten den Grat aufwärts, suchen nach einem Unterschlupf, finden in einem

Bergschrund zumindest einen Platz zum ausgestreckt Liegen. Aber die Nacht wird kalt wie die Hölle der Eskimos. In Löffelstellung zittern wir der Dämmerung entgegen. Gegen drei Uhr lichtet sich der trübe Horizont, das Wetter sieht negativ aus, knietief verblasener Schnee macht den Gipfelgrat lawinengefährlich. Runter, raus, weg von hier! Hoffentlich sind die Abseilstände der Vorgänger nicht zu weit auseinander für unsere Seillänge. Doch: Es passt! Seillänge für Seillänge geht es abwärts, und nach zehn Stunden laufen wir im Basislager ein und ordern auf der Stelle einen Rausflug.

In Talkeetna erholen sich Körper und Psyche, beginnt der Weg zurück in den Alltag. Und die Verarbeitung und Bewertung des Erlebten. Nach vier Wochen im Schnee, nach Hoffnung und Frustration, nach kurzem Glück und langem Leiden dröhnt zuerst ein „nie wieder!“ durch die Seele. Doch die ist regenerationsfähig. Und gehorcht einem Gedanken, den ein Bergführerkollege äußert: „Hey, du machst die Tour deines Lebens und beklagst dich übers Rumhocken auf dem Gletscher?“ Ein Jahr danach ist aus dem „nie wieder!“ ein „hm, wenn’s nicht gerade im Schnee sein muss“ geworden. Hatte sich nicht schon beim ersten Bier in Talkeetna in die Freude, dass die Quälerei ausgestanden ist, Bedauern gemischt? Bergsteiger sind inkonsequente, unlogische Geschöpfe mit schlechtem Gedächtnis. Und die Frage nach dem „Warum?“ kennt so viele Antworten, wie das Leben Tage und die Gebirge Gipfel haben.

**Hunter-Highlight und Hölle:** Das erste Biwak geht noch gerade so; trotzdem erwärmen die ersten Strahlen der Morgensonne auf dem Mount Foraker nicht nur die Herzen. Vor der zweiten Nacht im Schneetreiben auf dem Pfeilerkopf ist die Stimmung eher noch trüber als das Wetter.

# Die Könige der Anden

In Peru sind sie Stars, bei uns kennt sie keiner: die besten Bergsteiger aus Huaraz

>> **Toni Freudig (Text und Bilder)**

*Wie in den Alpen sind auch in den südamerikanischen Anden viele Bergführer selbst ambitionierte und erfolgreiche Bergsteiger. Den Grundstein dafür legte eine professionelle, an internationalen Standards ausgerichtete Bergführerausbildung. Fünf außergewöhnliche Lebenswege im Porträt.*



Die Älteren unter uns wissen noch sehr gut, dass Einheimische, ob aus Nepal oder Südamerika, bei früheren Expeditionen bestenfalls als Träger, Tragtier-Betreuer oder Köche eingesetzt wurden. Und obwohl sie enorm leistungsstark sein konnten, hatten sie nur in Ausnahmefällen Gelegenheit, dies bei einem Gipfelgang zu beweisen. Doch seitdem hat sich viel geändert. Auch wenn Nepalesen oder Südamerikaner im Allgemeinen immer noch nicht über die finanziellen Mittel verfügen wie Bergsteiger aus den reichen Nationen, finden sich unter ihnen immer mehr selbstständige Bergsteiger, welche nicht nur zum Broterwerb in die Berge

ziehen, sondern aus eigenem Interesse: zur Entspannung in der Natur oder auch zum Austesten ihrer sportlichen Leistungsfähigkeit. Bergsteigerische Erfolge finden in diesen Ländern beachtliche Anerkennung: Das Porträt des ersten Bolivianers, der den Everest bestieg, wurde sogar auf einer Briefmarke verewigt.

Erfolge an hohen Bergen sind zwar in gewisser Hinsicht eine Frage des Geldes, letztendlich jedoch abhängig von der körperlichen Leistungsfähigkeit und mentalen Stärke. Menschen, die hoch über dem Meeresspiegel aufwachsen, entwickeln eine besondere Physis und lernen meist mit einfachen Mitteln zu leben und zu improvisieren. Sie bewegen sich in einem Umfeld, welches die Abwehr- und Selbstheilungskräfte des Körpers mobilisiert, sie können oft mit einfachsten Mahlzeiten und wenig Flüssigkeit auskommen. Auf bis zu drei Stunden langen Schulwegen erwerben sie bereits im Kindesalter eine Grundkondition sowie ein physisches und psychisches Durchhaltevermögen, wovon sie ein Leben lang profitieren können, wie die Lebenswege der nachfolgend vorgestellten Bergführer-Persönlichkeiten aus Huaraz beweisen.

### Das Chamonix der Anden

Wer in Huaraz wohnt, kann sich glücklich schätzen. Die Gegend bietet fruchtbare Böden, genügend Wasser und die herrliche Landschaft der Cordillera Blanca und Cordillera Huayhuash mit ihren unzähligen eindrucksvollen Berggestalten, darunter 31 Sechstausender. Nahezu alle sind

Der 6545 Meter hohe Nevado Sajama ist der höchste Berg Boliviens, der fünfzehnhöchste Amerikas und einer der Seven Summits der Anden. Die Bergsteiger unten links befinden sich im Aufstieg zum Gipfel; rechts: im Condoriri-Gebirge.



Abel Colona Centeno (links) ist der Pionier unter den peruanischen Bergführern und seit fast 35 Jahren als Ausbilder für den Nachwuchs tätig.

Rechts: Augusto Ortega Pacheco gehört ebenfalls zur älteren Führergeneration. Er war der erste Peruaner, der den Mount Everest bestieg.



steil, von dicken Eispanzern überzogen und bieten echte alpinistische Herausforderungen. Und obwohl die Gipfel so unnahbar wirken, sind sie meist in nur zwei bis vier Trekkingtagen erreichbar. Huaraz wurde deswegen zum alpinistischen Mittelpunkt ganz Südamerikas.

### Abel Colona Centeno<sup>1</sup>

Abel Colona Centeno, geboren am 7. 3. 1955 in Arequipa als eines von fünf Kindern, ist der dienstälteste aktive Bergführer in der Cordillera Blanca. Er lebt seit 1990 in Huaraz. Als Pionier schloss er bereits im ersten Ausbildungsgang 1979 seine Bergführerprüfung ab. Schon ein Jahr später war er als Ausbilder tätig und ist es heute noch. „Jeder peruanische Bergführer, der durch die Straßen von Huaraz läuft, war einmal mein Schüler“, sagt der Vater von vier Kindern nicht ohne Stolz. Sein Alter von 58 Jahren sieht man ihm nicht an, die meisten schätzen ihn mindestens zehn Jahre jünger. Sein Rezept: Kein Alkohol, kein Nikotin! Die Bergsaison dauert in Huaraz nur drei Monate – Mitte Juni bis Mitte September –, die Ausbildungskurse finden jedoch auch außerhalb der Saison statt; so lässt sich die Zeit zum Geldverdienen etwas verlängern. Nur selten arbeitet Abel als Bergführer in anderen Ländern. Zum Glück besitzt er, der außer Spanisch auch etwas Französisch und Englisch spricht, ein Auto und kann seine Dienste auch als Taxifahrer anbieten. Einen Teil

<sup>1)</sup> In spanischsprachigen Ländern haben die Menschen in der Regel zwei bis vier Namen: den Vornamen, ggf. einen zweiten Vornamen (welcher hier weggelassen wurde), den Familiennamen des Vaters und den Familiennamen der Mutter.

seines Lebensunterhalts verdient er außerdem mit der Herstellung und dem Verkauf von Bergausrüstung (Bekleidung, Rucksäcke u. a.).

Durchschnittlich drei- bis viermal pro Saison besteigt er den Huascaran, etwa jeder zweiten Expedition beschert er einen Gipfelerfolg. Über die Jahre gerechnet sind ca. 140 Huascaran-Expeditionen zusammengekommen, etwa 70 Mal stand Abel schon auf dem Gipfel – ganz genau weiß er es nicht. Sicher ist jedoch, dass es niemanden gibt, der diesen 6768 Meter hohen Riesen nur annähernd so oft bezwungen hat wie er. Laut Abel meiden viele Bergführer den Huascaran wegen der Gletscherspalten, Schnee- und Eislawinen. Am Alpamayo war Abel nicht ganz so oft, aber 120 Expeditionen dürften es auch gewesen sein. Außerdem weiß der Pionier bestens Bescheid über die Geschichte des peruanischen Bergführerwesens – insgesamt ein wandelndes Bergführer-Lexikon!

### Augusto Ortega Pacheco

Augusto, geboren am 10. 7. 1958, ist nur wenige Jahre jünger als Abel und als Bergführer in der Hauptsaison meist in der Cordillera Blanca unterwegs. An die 40 Mal, so schätzt er, war er schon am Huascaran, ebenso oft am Alpamayo. Um die kurze Saison auszugleichen, führt ihn seine Tätigkeit häufig nach Ecuador und vor allem nach Argentinien zum Aconcagua, wo er für dort ansässige Agenturen oder auch für US-Unternehmen arbeitet. Etwa 90 Mal war er schon mit Gruppen am höchsten Berg Amerikas unterwegs; genau zum 63. Mal bestieg er letzte Saison den Gipfel. Damit ist er der absolute Rekordhalter. Kein anderer stand auch nur annähernd so oft auf diesem fast 7000 Meter hohen Riesen. Augusto ist in Huaraz



mit drei Geschwistern aufgewachsen und hat dort die Schule besucht. Heute hat er selbst eine Familie mit fünf Kindern. Er spricht Spanisch, Englisch und etwas Quechua (die Sprache der Inkas). In jüngeren Jahren war Augusto extremer Felskletterer, später lockten ihn die hohen Berge. So bestieg er 1992 als erster Peruaner den Mt. Everest. Doch das genügte dem Konditionswunder nicht. 1999 stieg er noch einmal über die Südroute hinauf – diesmal ohne künstlichen Sauerstoff! Inzwischen gibt es in Peru zwei Bergsteiger, die den höchsten Punkt der Welt bezwungen haben. Auf Augustos Hitliste stehen außerdem der Denali (Alaska) und der Cho Oyu (Nepal/Tibet), welche er beide 1998 bestiegen hat.

### Aritza Monasterio Bilbao

Aritza ist kein gebürtiger Peruaner: Er wurde am 19. 8. 1965 in einem kleinen Ort im Baskenland (Spanien) geboren und ist dort mit drei Geschwistern aufgewachsen. Er klettert seit 1988; 1991 besuchte er das erste Mal die Cordillera Blanca und zog zwei Jahre später nach Huaraz. 1999 schloss er seine dreijährige Bergführerausbildung erfolg-

reich ab. Auch er arbeitet hauptberuflich als Bergführer, seit einigen Jahren von November bis März in Neuseeland. Es sei nicht leicht, so gesteht der Vater von zwei Kindern, sein Geld mit Bergführen zu verdienen, die Saison sei zu kurz und die illegale Konkurrenz enorm schlagkräftig (allein in Huaraz gibt es ca. 50 illegale Agenturen). Aritzas Spezialität sind große kombinierte Wände aus Schnee, Eis und Fels. Kein anderer peruanischer Bergsteiger kann auf eine derart große Anzahl von Erstbegehungen und Wiederholungen wildester Routen zurückblicken. In seinem Tourenbuch sind unter



Huaraz, die umtriebige rund 60.000 Einwohner zählende Stadt, liegt auf 3060 Metern Meereshöhe und ist der Ausgangsort für Bergtouren in den berühmten Weißen Kordilleren.

Aritza Monasterio Bilbao kommt ursprünglich aus dem Baskenland, lebt aber seit mehr als zwanzig Jahren in Huaraz. Auf sein Konto gehen viele extrem schwierige Erstbegehungen in großen kombinierten Wänden.



6088 Meter ragt der Gipfel des Huayna Potosi in den Himmel. Die hier sichtbare Normalwegseite weist moderate Schwierigkeiten auf und zieht Bergsteiger aus der ganzen Welt an. Er ist vermutlich der meistbestiegene Sechstausender Südamerikas und „Brot-Berg“ für viele Andenbergführer.

anderem folgende Erstbegehungen verzeichnet: Siula Grande Westwand 2001, Siula Grande Ostwand 2002, Chacaraju Nordwand 2004, Trapecio Ostwand 2005, Rondoy Westwand 2006, Ulta Süd- wand 2008 – alles Routen im Schwierigkeitsbereich ED und MD+, meist mit einer Wandhöhe von 800 bis 1000 Metern, die eine enorme Härte und bis zu 24-stündiges oder längeres Klettern ohne Schlafpause erfordern. Dabei war er, so Aritza, „sometimes close to death“ – manchmal dem Tode sehr nahe. Als Kletterpartner und Freund begleitete ihn meist der bekannte slowenische Bergsteiger Pavlo Kozjek, der 2008 durch einen Unfall am Muztagh Tower (Pakistan) starb.

Außerhalb der heimischen Berge war Aritza an der Ama Dablam in Nepal erfolgreich. Auch an einem Achttausender, dem Manaslu, hat er sich schon versucht; doch wie so oft an diesem Berg scheiterte die Expedition am Wetter. Für die Begehung der Westwand der Siula Grande erhielt er den Piolet de Oro<sup>2</sup> der Basken, für die Rondoy-Route den spanischen Piolet de Oro. Sponsor hat

Aritza keinen: Er sei nicht der Typ, der bei Firmen an die Türe klopfen will, und vor allem wolle er nicht unter Erfolgsdruck bergsteigen.

## Holmes Pantoja Bayona

Holmes, auch Apu genannt, ist mit Geburtsjahrgang 1977 ein Bergführer der jüngeren Generation. Er wuchs in Huaraz als eines von fünf Kindern auf, spricht Quechua, Spanisch und Englisch und absolvierte ein Touristikstudium. Die Bergführer- ausbildung besuchte er in den Jahren 2000 bis 2003. Taucht der braun gebrannte Typ mit Quad, Sonnenbrille und Kopftuch auf, könnte man den Eindruck bekommen, dass er sich in Discos und bei jungen Frauen wohler fühlt als in den Bergen. In seiner Jugend war Holmes sieben Jahre lang begeisterter Kick-Boxer.

2003, noch als Bergführer-Anwärter, engagierte ihn eine argentinische Agentur als Assistent für eine Aconcagua-Führung. Bevor er mit der Gruppe einen Gipfelversuch wagte, wollte Holmes zunächst nur den Aufstieg erkunden. Dabei marschierte er jedoch kurzentschlossen mit leichtem Schuhwerk in gut 7 Stunden vom Basislager bis auf den höchsten Punkt – und anschließend natürlich noch einmal mit der Gruppe. Schließlich wurde er von seinem Freund Julver Eguiluz gefragt, ob er nicht Interesse habe, den Aconcagua von Horcones aus auf Zeit zu versuchen. Am 3. Februar 2006 starteten die beiden im Horcones-Tal auf 2945 Meter, am Ende der befahrbaren Straße (1,5 km von der Los Andes-Mendoza-Straße entfernt). Parkranger notierten die Startzeit: 23:45 Uhr. 12 kg wogen die Rucksäcke mit Stirnlampe, Kleidung, Energy-Bars, 1,5 l Coca-Cola, CD-Player und Funkgerät. Julver hatte leider einen schlechten Tag und war Holmes zu langsam. Am Lager



Holmes Pantoja Bayona ist ein Bergführer der jüngeren Generation, er machte vor allem mit Speedbegehungen des Aconcagua auf sich aufmerksam.

2) Der „Goldene Eispickel“ (Piolet d’Or) wird seit 1991 für außergewöhnliche Leistungen im Extrembergsteigen von der französischen Zeitschrift „Montagne Magazine“ in Zusammenarbeit mit der „Groupe de Haute Montagne“ verliehen. Analog dazu gibt es in Spanien und im Baskenland den „Piolet de Oro“.

Colera (5964 m) trennten sie sich und Holmes zog durch bis zum Gipfel. Dort traf er auf eine Gruppe des Club Andino Buenos Aires, welche sichtlich erstaunt war über Holmes' luftige Bekleidung und leichte „Runningshoes“. Der Präsident des Clubs bestätigte über Funk den Horcones-Parkrangern, dass Holmes auf dem Gipfel stand: 13 Stunden, 20 Minuten war er unterwegs gewesen. Auf dem Rückweg, bereits 200 Meter weiter unten, fiel Holmes ein, dass er sich eigentlich von den Argentinern auf dem Gipfel hätte fotografieren lassen sollen – also stieg er nochmals hinauf. Auch sein Freund Julver erreichte den höchsten Punkt, allerdings gelang es ihm nicht mehr, am selben Tag zum Ausgangspunkt zurückzukehren; er schlief in Playa Ancha (halbe Strecke Basislager – Horcones). Getrunken hatte Holmes während der ganzen Tour nur wenig, gegessen noch weniger. Den Hamburger, den man ihm auf dem Rückweg im Basislager anbot, gab sein nüchterner Magen gleich wieder von sich. Wieder in Horcones angekommen, zeigte die Stoppuhr 20 Stunden und 35 Minuten. Ohne fremde Unterstützung hatte er sich erst 4050 Höhenmeter hinaufgequält, dann 4050 Höhenmeter hinunter und dabei eine Strecke von insgesamt 67 Kilometern zurückgelegt!

2010 setzte Holmes nochmals am Aconcagua an: Wieder startete er in Horcones, der Rucksack noch etwas schwerer, da er dieses Mal zusätzlich die Eisausrüstung mit dabei hatte. Über den Plaza de Mulas erreichte er den Lagerplatz Colera. Dort traf er seinen Freund Vito Magni, mit dem er anschließend die direkte Polenroute durchstieg. Von Horcones bis zum Gipfel war Holmes 20 Stunden und 16 Minuten unterwegs. Dieser neue Aufstiegsrekord über die Polenroute, so berichtet er stolz, sei bis heute nicht gebrochen.

Insgesamt war Holmes ca. 35 Mal auf Expedition am Aconcagua; 23 Mal erreichte er den Gipfel. Als Training dienten ihm die Bergtouren im Rahmen seiner Bergführertätigkeit. Einen Sponsor hatte er nie.

### Cesar Rosales Chinchay

Cesars Elternhaus (Hütte) liegt auf 3200 Metern Höhe in dem kleinen Dorf Payor, ca. 20 km nördlich von Huaraz in der Cordillera Negra. Er wuchs als viertältestes Kind einer sehr armen Familie auf. Seine Eltern versorgten die siebenköpfige Kinder-

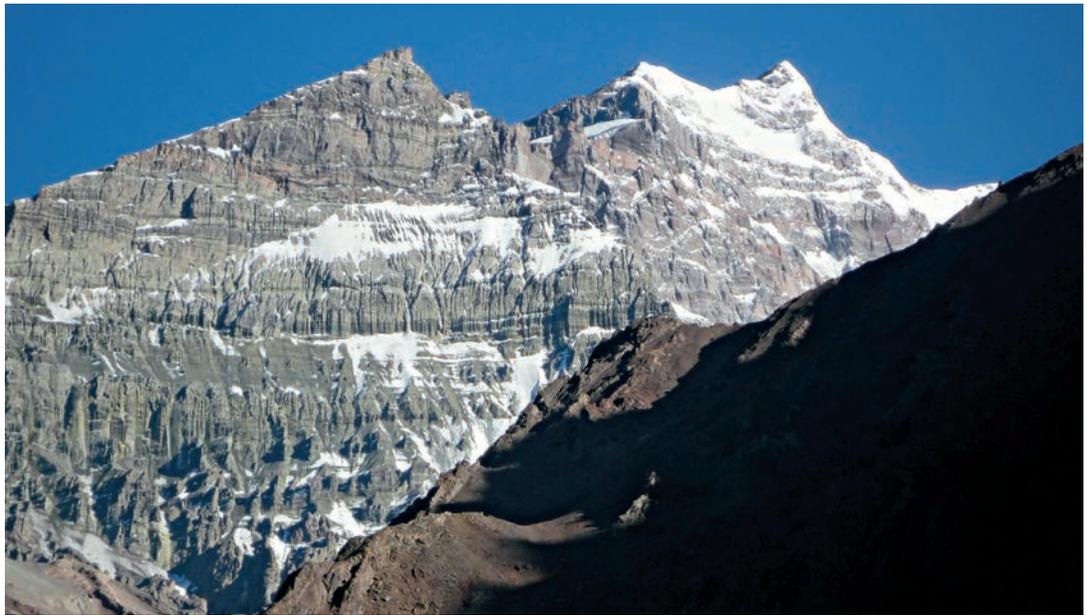


Cesar Rosales Chinchay stammt aus ärmlichen Verhältnissen. Die Bergführerausbildung bot ihm die Chance, sich weiterentwickeln zu können und nahe seiner Familie ein Auskommen zu finden.

schar mit dem üblichen Bauernessen: vorwiegend Kartoffeln, Getreide und Milch, manchmal Beeren oder Pilze, Fleisch höchstens alle zwei Wochen. Jeden Morgen marschierte Cesar 1 Stunde und 20 Minuten zur Schule. Für den Rückweg – bergauf – brauchte er nur zehn Minuten länger. Obwohl er jeden Tag die Berge der Cordillera Blanca im Visier hatte, waren „Steigeisen“ oder „Tourismus“ für ihn unbekannte Begriffe. Als er mit 17 die Schule verließ, hatte er keine Arbeit, kein Geld und keine Zukunftsperspektive – laut Cesar die schlimmste Zeit, die er durchlebte. Doch dann geschah fast ein Wunder! Cesar wurde von der Don-Bosco-Bewegung<sup>3</sup> entdeckt und aufgenommen. Von nun an wohnte er im Internat des Ordens in Marcará. Tägliches Lernen, diszipliniertes Verhalten, Beten, Glauben und Hoffen zahlten sich aus. Schließlich erhielt Cesar die Chance, die Bergführerausbildung zu absolvieren. Über Träger- und Kochdienste arbeitete er sich vom Anwärter zum Hilfsführer hoch, durch einen mehrmonatigen USA-Aufenthalt lernte er gutes Englisch (außer dem obligaten Spanisch spricht er noch Quechua und Italienisch) und legte mit 21 Jahren die internationale Bergführerprüfung ab.

3) Don Bosco ist ein römisch-katholischer Orden, gegründet im Jahre 1815 von dem Priester Giovanni Bosco aus dem italienischen Piemont, welcher aus sehr ärmlichen bäuerlichen Verhältnissen stammte. Nachdem er in der Großstadt Turin die Schattenseiten der Industrialisierung kennengelernt hatte, engagierte er sich vorwiegend für arme junge Menschen. Daraus hat sich eine weltweit aktive Organisation entwickelt, welche heute in 132 Staaten 7500 Einrichtungen für Kinder und Jugendliche betreut. In Peru gibt es 55 Don-Bosco-Missionen; hier wird geeigneten Jugendlichen sogar die Bergführerausbildung ermöglicht.

**Aconcagua: Mit fast 7000 Metern der höchste Berg des amerikanischen Doppelkontinentes. An diesem Berg „rollt der Rubel“ wie nirgendwo sonst in Südamerika: Es verdienen Busfahrer, Arrieros (Treiber der Tragtiere), Köche, Träger, Bergführer, Lagerverwalter, Rettungsdienste, Bürokräfte, Hoteliers, Gaststättenbetreiber, Banken und vor allem der argentinische Staat durch immense Besteigungsgebühren.**



2006 ergab sich für Cesar die Gelegenheit, an einer peruanischen Bergführer-Expedition teilzunehmen, die ihn nach Patagonien und zum Aconcagua führte. Dort wurde er Augenzeuge des Speedrekords seines Kollegen Holmes, mit dem er die Bergführerausbildung und -prüfung absolviert hatte. Motiviert durch Holmes wollte Cesars Freund Jaime Ramirez (er kommt aus dem Yanama-Tal, östlich der Cordillera Blanca) ebenfalls eine Speedbegehung am Aconcagua versuchen. Cesar sollte ihn dabei unterstützen. Nach

dem Start in Horcones kam Cesar am Basislager als „Wasserträger“ ins Spiel. „Manchmal habe ich ihn auch ein bisschen schieben müssen“, gesteht Cesar, „er kam ja von Horcones und war schon so müde“! Jaime, der heute in Argentinien lebt, benötigte für die Strecke Horcones – Gipfel – Horcones 14 Stunden, 59 Minuten!

Nun war Cesars Zeit gekommen, jetzt wollte auch er einen Rekordversuch wagen. Seine Wahl fiel auf einen Berg, den er bereits von einer Besteigung als Bergführer kannte: den Chimborazo –

## Bergführerwesen in Südamerika

Der Bergführer Camille Bournissen aus Arolla (Schweiz) erkannte bereits in den 1970er-Jahren, dass die Cordillera Blanca wie ein Magnet auf extreme Bergsteiger weltweit wirken wird. Doch er registrierte auch die damit verbundenen Gefahren und die vielen schlimmen Unfälle, die es dort gab. So setzte Bournissen all seine Energie ein, um Einheimische zu verantwortungsbewussten Bergführern auszubilden – und hatte Erfolg: 1978 fand der erste Kurs statt, 1990 gelang sozusagen der Durchbruch: Der Peruanische Bergführerverband AGMP wurde in die Internationale Vereinigung der Bergführerverbände UIAGM aufgenommen und durfte somit eine eigene Bergführerausbildung durchführen. Heute gibt es in **Peru** 134 ausgebildete und international geprüfte UIAGM-Bergführer.

Eine positive Begleiterscheinung: In der Cordillera Blanca, dem wichtigsten Bergsteigergebiet Südamerikas, reduzierten sich die Unfälle **deutlich**, die Zahl der Todesopfer sank auf drei bis fünf pro Jahr.

Ziel der UIAGM ist die Etablierung und Anerkennung des Bergführerberufes auf internationaler Ebene. Durch die Erarbeitung und Einhaltung einheitlicher Standards in Sachen Führungsqualität, Sicherheit und Umweltschutz sollen der freie Berufsverkehr sowie die gegenseitige Wertschätzung gefördert werden. Inhalte wie persönliches Können in Fels und Eis, Trainingslehre, Führungstechnik, Lawnenkunde, Bergrettung, Bergmedizin und anderes mehr stehen überall auf dem Lehrplan, der gleiche Umfang und das gleiche Niveau werden angestrebt. Eine absolute „Gleichschaltung“ wird es allerdings nie geben, zu unterschiedlich sind die Voraussetzungen sowie die Geländegegebenheiten, was sich vor allem im Skibereich zeigt. Da die zentralen Andenländer keine Skigebiete aufweisen, schuf man eine Ausnahmeregelung: Skifahren wurde aus dem Lehrplan ausgeklammert, die peruanischen und bolivianischen Bergführer, übrigens auch die nepalesischen, sind „nur“ Bergführer, nicht wie in allen anderen Ländern Berg- und Skiführer.

„nur“ 6300 Meter hoch, keine allzu große Höhendifferenz, mit einer direkten Routenlinie und keinen gefährlichen Gletscherspalten. Mitte Mai machte sich Cesar mit sechs Freunden auf den Weg. Eine dreitägige Busreise (ein Flug war zu teuer) brachte die Gruppe nach Rio Bamba in Ecuador, dem Ausgangsort der Unternehmung. Sogleich wurde der Berg zur Begutachtung bestiegen. Doch dann schlug das Wetter um. Cesars Nerven lagen blank. Der ganze Aufwand, die Freunde, welche ohne finanziellen Ausgleich ihre begrenzte Zeit opferten ... Cesar beschloss trotz des instabilen Wetters am 25. Mai 2008 zu starten. Die Freunde hatten sich bereits Stunden zuvor auf den Weg gemacht: zwei wollten Cesar am Gipfel empfangen, zwei hielten am Sattel Verpflegung bereit und zwei warteten mit Eisausrüstung und schweren Schuhen am Gletscherbeginn. Die Rechnung ging auf: Cesar erreichte vermutlich nach ca. 1:45 Stunden den Gipfel, sicher ist, dass er nach insgesamt 2 Stunden, 38 Minuten wieder in der Carrel-Hütte einlief! Das ist die mit Abstand schnellste Zeit, in welcher der Chimborazo je bestiegen wurde, und eine Zeit, die jeden noch so ambitionierten Berg- oder Ultraläufer verblüffte.

2009 bezwang Cesar den Huayna Potosi in Bolivien (La Paz) nach derselben Strategie: In 1 Stunde, 42 Minuten lief er auf den Gipfel, nach insgesamt 2 Stunden, 21 Minuten erreichte er wieder die Hütte am Stausee: 1370 Höhenmeter im Auf- und Abstieg!

Als dritte und längste Speedtour wählte Cesar den Copicalqui in der heimischen Cordillera Blanca. Dieser stark vergletscherte, 6354 Meter hohe Berg ist der niedrigste der drei Huascaran-Gipfel. Am 15. Juni 2011 startete Cesar auf der sogenannten Cebollapampa-Ebene. 2450 Höhenmeter lagen vor ihm. Im Aufstieg benötigte er 3 Stunden, 20 Minuten, „ida y vuelta“ – also hin und zurück – war er 4 Stunden und 43 Minuten unterwegs. Nur wer sich schon einmal auf einen Sechstausender geplagt hat, kann nachvollziehen, welche enorme Leistung es bedeutet, in diesem Tempo derartige Höhenunterschiede in solch dünner Luft zu bewältigen. Cesars Trainingsprogramm: die normale Bergführerarbeit und ein paar Wochen vor dem Speedversuch zwei- bis dreimal wöchentlich ein zwei- bis dreistündiger Berglauf.

Cesar hat noch viele Pläne, deren Verwirklichung in erster Linie von finanziellen Mitteln abhängt. Auch wenn man aufgrund seiner Web-Präsenz meinen könnte, es mit einem gut gesponserten Profi zu tun zu haben: Geld verdient er nur als Bergführer. Für die Weltrekordbegehung am Copicalqui stellte ihm Montura die Ausrüstung; ansonsten hat er keinen Sponsor. Die Saison in der Cordillera Blanca ist kurz und noch fehlen ihm die nötigen Kontakte, um die Nebensaison mit Führungen in Ecuador, Bolivien oder am Aconcagua auszufüllen. Schließlich muss er, selbst zwar noch ledig, die Familie unterstützen und eine kleine Miete für die Unterkunft bei Don Bosco zahlen.

Bolivien hat viele Gemeinsamkeiten mit Peru. Auch in **Bolivien** gibt es schon seit langem Bergführer. 2004 wurde der Bolivianische Bergführerverband AGMTB Mitglied in der UIAGM, die Patenschaft übernahm Frankreich. Derzeit gibt es in Bolivien etwa zwei Dutzend international geprüfte Bergführer.

2005 gesellte sich **Argentinien** dazu, ein ebenso attraktives Bergsteigerziel mit einer Vielzahl von weit über 6000 Meter hohen Bergen sowie den im Süden des Landes gelegenen, extrem schweren Kletterbergen Patagoniens. Etwa 40 UIAGM-Bergführer haben sich dort in der nationalen Bergführervereinigung AAGM organisiert. Chiles Gebirgslandschaft hat wiederum viele Gemeinsamkeiten mit Argentinien. Der nationale Bergführerverband AGAM strebt ebenfalls die Mitgliedschaft in der UIAGM an. Derzeit gibt es in **Chile** drei UIAGM-Bergführer. Mit seinen 12 UIAGM-Guides ist das wesentlich kleinere Land **Ecuador** umso besser aufgestellt. Dort gibt es mehrere schneebedeckte Fünftausender und einen berühmten Sechstau-

sender, den Chimborazo. Auch der nationale Bergführerverband ASEGUIM hat sich die Aufnahme in den Internationalen Verband zum Ziel gesetzt.

**Kolumbien** kann zwar weniger berühmte Gipfel als die südlichen Andenländer vorweisen, dafür aber einige schwer ersteigbare und stark vergletscherte Fünftausender-Riesen sowie extreme Kletterrouten. Nach **Venezuela** reicht ein nur noch knapp 5000 Meter hoher Andenarm, doch die Möglichkeiten für Bergführer sind grenzenlos, sei es beim Trekking, Felsklettern, Canyoning oder Mountainbiken. In beiden Ländern gibt es gute Kletterer und sogar einige UIAGM-Bergführer, welche, ähnlich wie die Ecuadorianer oder Chilenen, ihre Ausbildung und Prüfung in einem anderen Land absolviert haben. In Venezuela hat sich sogar ein kleiner Bergführerverband (AVIGM) etabliert. Die Entwicklung steckt in diesen beiden Ländern noch in den Kinderschuhen, von den dort ansässigen Guides und deren Engagement kann man jedoch in Zukunft einiges erwarten.

# Interview

*Susanne Stein und Gerda Maria Pauler sind unabhängig voneinander auf dem Great Himalaya Trail monatelang quer durch Nepal gewandert. Warum sie das getan haben und wie es ihnen dabei ergangen ist, erzählen sie Lene Wolny.*



Susanne Stein in der Nähe des  
Kanchenjunga Base Camp  
Alle Bilder © Archiv Susanne Stein

## „Keine Tour für Kommunikationsüchtige“

**LW** » *Wie kommt man auf die Idee, auf einem anderen Kontinent, in einer fremden Kultur, ganz alleine das höchste Gebirge der Welt zu erwandern?*

**GP** » Mein Wunsch, den Himalaya zu sehen, entstand schon in meiner Jugend, der Spät-Hippie-Zeit, als es direkte Busverbindungen von Deutschland nach Nepal gab. Damals ging ich noch zur Schule, und meine Eltern erlaubten mir die weite Reise nicht. Als ich mit dreißig das erste Mal im Himalaya war, fühlte ich mich sofort wohl, irgendwie zu Hause. Inzwischen war ich 15 Mal dort. Nach meiner Norwegen-Durchquerung im Sommer 2011 bekam ich ein bisschen den Alters-Blues und sah mich schon auf einer Pensionsisten-Busreise nach Spanien. Also machte ich mich auf die Suche nach einer neuen Herausforderung. Im Internet bin ich zufällig auf den Great Himalaya Trail gestoßen. Die konkrete Idee, den Great Himalaya Trail mit einer Wohltätigkeitswanderung zu verbinden, kam mir dann im Herbst 2011 in meinem Lieblingscafé in Kathmandu, als ich einen Artikel über ein Hilfsprojekt für autistische Kinder – „Autism Care Nepal“ – las.

**SS** » Ich hab auch im Internet das erste Mal vom Great Himalaya Trail gelesen. Da arbeitete ich gerade als Koordinatorin für ein medizinisches Entwicklungshilfeprojekt in Kathmandu mit Schwerpunkt im Sindupalchowk-District. Jeden Tag hab ich von meinem Fenster aus auf die Langtang Range und den Ganesh Himal geblickt und mir gewünscht, ich hätte Zeit, dorthin zu wandern. Ich hatte einige Gebiete im Himalaya schon auf vorangegangenen Reisen in Tibet und Nepal kennengelernt und gespürt, diese Berge sind was Besonderes, die haben Persönlichkeit. Ich wollte sie gerne alle besuchen und jeden einzelnen von ihnen aus der Nähe kennenlernen. Schon damals dachte ich, es wäre nett, nicht jedes Mal aus einem Gebiet wieder herauswandern zu müssen, sondern von einer Region gleich in die nächste weitergehen zu können. Ich war ganz aus dem Häuschen, als ich im Internet auf Robin Bousteads Website stieß und herausfand, dass er die gleiche Idee gehabt und eine durchgehende Route schon erforscht hatte, komplett mit Kartenmaterial und Guidebuch.

**LW** » *Wie konntet ihr euch das leisten, finanziell und beruflich?*

**GP** » Eigentlich bin ich Musikpädagogin, aber seit ich 2007 nach Oslo umzog, habe ich als Sozialpädagogin hauptsächlich mit autistischen Kindern und Jugendlichen gearbeitet.

Einerseits herrscht in Norwegen ein großer Bedarf an Pädagogen, andererseits haben die Norweger viel Verständnis für Leute, die anders sind. Deshalb kann ich auch mal länger weg. Finanziert habe ich die Reise aus eigenen Mitteln. Nur die Ausrüstung für meinen Führer, die Träger und mich selbst kam von Sponsoren. Wir haben insgesamt 9000 Dollar an Spendengeldern zusammengetragen, die an „Autism Care Nepal“ in Kathmandu gingen. Damit konnten zwei Mitarbeiter eine Ausbildung in Indien als Begleiter von autistischen Kindern absolvieren. In Nepal ist Autismus noch relativ unbekannt. Auf meiner Wanderung hab ich versucht, das Bewusstsein für diese Behinderung in erster Linie Lehrern und Mitarbeitern von Krankenstationen zu vermitteln, und ihnen erklärt, dass es in Kathmandu Hilfe und Fortbildungen gibt.

**SS** » Ich bin Krankenpflegerin und Sozialpädagogin und habe einen Master in Public Health. Beruflich bin ich meistens für „Ärzte ohne Grenzen“ tätig. Ich werde für bestimmte Zeit in Krisengebiete geschickt, jetzt gerade arbeite ich im Südsudan. Ich hab keine fixe Wohnung und kann mir zwischen den Einsätzen unbezahlt frei nehmen. Als ich ein Jahr in Nepal arbeitete, lernte ich Robin Boustead und seinen Guide Pemba kennen. Gemeinsam haben wir bis auf die letzte Nudel ausgerechnet, was es kostet, wenn ich alles selbst organisiere und nur das Essen, den Guide und die Träger bezahle. Sozusagen die Sparvariante ohne Klozelt. Der größte Brocken sind die Permits für die verschiedenen Restricted Areas wie Mustang, Dolpo und Jumla. Die kosten zwischen 50 und 70 Dollar pro Tag. Weil man nicht alleine trekken darf, musste ich die Permits immer für zwei bezahlen.

**LW** » *Kann das jeder machen, oder braucht man dafür besondere Kenntnisse?*

**GP** » Meiner Meinung nach ist es in erster Linie eine „Kopfsache“; wie bei allen Langtouren.

Man braucht Durchhaltevermögen, Selbst-Motivation, Optimismus, Gelassenheit und realistische Selbsteinschätzung. Es hilft, wenn man sich über kleine Dinge freuen kann. Für mich war es wie Weihnachten, als wir in Upper Dolpo bei einer Familie frische Butter bekamen! Man braucht Zufriedenheit auch im Fall eines Plan B, denn Frustration belastet die Psyche. Für die Sechstausender-Pässe zwischen Makalu Base Camp und Rolwaling sollte man Hochtourenenerfahrung mitbringen. Ganz wichtig ist „Dritte-Welt-Erfahrung“. Je-



Impressionen vom Great Himalaya Trail: Baruntse Base Camp



Der Makalu kurz vor dem Sherpani Col

manden, der nur Europa kennt, kann die Andersartigkeit Nepals psychisch sehr belasten. Falls man, wie ich, allein und ohne Satellitentelefon unterwegs ist, muss man das Alleinsein verkraften können, da es oft lange Zeit kein Mobilfunknetz und kein Internet gibt. Es ist keine Tour für Kommunikationssüchtige.

**SS** » Ich hatte keine Hochtourenenerfahrung und bin da mehr so reingeschlittert. Eigentlich wollte ich nur in Ruhe wandern und den Himalaya sehen. Aber ich hatte großes Vertrauen in meine Guides und wir haben uns während meiner Zeit davor in Nepal im Kletterpark von Kathmandu gemeinsam auf die Reise vorbereitet. Fit sollte man allerdings sein und im unwegsamen Gelände klarkommen und auch entsprechend Gepäck tragen können. Karten und Kompass lesen kann auch nicht schaden, da der Weg nicht immer klar ist und auch der Guide sich mal vertut! Man braucht vor allem Durchhaltevermögen und man muss es wirklich wollen! Dann kommt man auch mit Schwierigkeiten klar.

**LW** » *Wie waren die ersten Tage auf Trek?*

**GP** » Beim Loswandern hab ich ein bisschen gebraucht, bis meine Gedanken bei mir waren und ich mir alle möglichen und unmöglichen Besorgnisse, was alles passieren könnte, aus dem Kopf schlagen konnte. Die zehn Wochen davor waren voller Vorbereitungen gewesen, und ich hatte keine Zeit gehabt, mich mental auf die Tour einzustellen. Zuerst konnte ich es gar nicht glauben, dass mein großes Abenteuer tatsächlich begonnen hat. Ich schwebte wie in einer bunten

Seifenblase durch die subtropische Landschaft voller Bananenstauden und Bambus. Es war Mitte März und die Bougainvillea-Sträucher und Rhododendren-Bäume blühten leuchtend rosa, weiß und lila. Es dauerte einige Tage, bis ich langsam im „Hier und Jetzt“ landete.

**SS** » Ich bin den Trek in zwei Abschnitten gelaufen: Zuerst von September bis November von Taplejung (Kanchenjunga) nach Barabise am Arniko Highway. Da lief alles ziemlich gut, wir haben uns nur einmal verlaufen, niemand war krank und das Wetter hat auch mitgespielt. Ich war sehr stolz auf mich, dass ich es wirklich über diese hohen Pässe im Makalu-Barun-Nationalpark geschafft hatte. Beim zweiten Teil hat nicht alles so geklappt, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ich war enttäuscht, dass ich nicht über alle Pässe gehen konnte, die ich geplant hatte. Und wir sind alle krank gewesen und hatten ständig Probleme mit dem Winterwetter. Im Nachhinein waren die Schwierigkeiten, die wir in Dolpo hatten, aber auch die interessanteste Zeit.

**LW** » *Wie seid ihr mit der nepalesischen Mentalität zurechtgekommen?*

**GP** » Eine allein reisende Frau ist ungewöhnlich in Nepal, das machen höchstens Nonnen. Trotzdem kann ich unterwegs einen Mann nach dem Weg fragen. In Pakistan würde ich ignoriert, in Südamerika massiv angemacht werden. Auch in den buddhistischen Bergdörfern gibt es noch diese Unterteilung in Männerwelt und Frauenwelt, aber man geht unkompliziert miteinander um. Wirklich interessante Gespräche hatte ich meistens mit Frauen. Vom Typ her bin ich



Im Dolpo zwischen den Pässen Nyingma Gyanzan La und Yala La



Unterwegs zum Makalu Base Camp (Langmale Kharka)

eher intuitiv, bei mir setzt das Denken auch oft erst nach dem Handeln ein, damit hab ich mich in Nepal sehr wohl gefühlt. Ein für mich interessanter Aspekt war das unterschiedliche Zeitempfinden. Wenn du einen Nepalesen fragst, wann der Bus kommt, sagt er „heute“. Westliche Zeitmessung ist für ihn irrelevant. Ich weiß nicht, wie oft ich meinen Guide Temba während des Treks gelöchert hab, wie lange wir noch bis zum nächsten Camp brauchen. Im Grunde spielt es überhaupt keine Rolle, ob wir noch vier oder doch acht Stunden unterwegs sind. Was habe ich erreicht, wenn ich es weiß? Wahrscheinlich nichts. Das lehren einen die unendlichen Weiten des Himalaya.

**SS »** Ich hab durch meine Arbeit die nepalesische Mentalität schon gekannt und bin respektiert worden. Meine Guides waren relativ jung und ich war die Didi, die große Schwester. Die haben sich eher gewundert, was man mit mir alles anfangen kann. Es hat eine Weile gedauert, bis ich den Jungs abgewöhnt hatte, dass sie mir den Tee in der Früh ans Zelt bringen und dass die Träger vorausziehen, das nächste Camp aufbauen. Das hat man ihnen so beigebracht, und es war komisch für sie, dass ich das nicht wollte. Eines der erstaunlichsten Dinge auf dem ganzen Trip war, wie unkompliziert die Leute sind. In den Häusern spielt sich das Leben um die Feuerstelle ab, die sich in der Mitte des Raums befin-

## KLEINE STATISTIK

	SUSANNE STEIN	GERDA PAULER
Was hat die Reise gekostet?	Ca. 15.000 Euro	Ca. 10.000 Euro
Wie lange warst du unterwegs?	Fünfeinhalb Monate	Vier Monate
Wie weit bist du gewandert?	Ca. 1350 km	Ca. 1650 km
Dein Rucksackgewicht?	15 kg bis 20 kg	10 kg bis 17 kg
Der Ausgangspunkt der Reise?	Taplejung (Kanchenjunga)	Taplejung (Kanchenjunga)
Der Endpunkt der Reise?	Simikot via Hilsa u Limi Valley	Hilsa (tibetische Grenze)
Der höchste Punkt der Reise?	West Col (6190 m)	West Col (6190 m)
Der tiefste Punkt der Reise?	Barabise (ca. 1000 m)	Barabise (ca. 1000 m)
Was hast du gegessen?	Dal Baat (Reis mit Linsen), Kartoffeln und Brennnesselsuppe	Zweimal täglich Dal Baat (Reis mit Linsen) und Gemüse
Dein Lieblingsort am Trail?	Shey Gompa in Upper Dolpo	Dho Tarap in Upper Dolpo
Wie alt bist du?	46	57

det. Die Frauen sitzen davor am Boden und kochen, während sie sich mit den Nachbarn unterhalten, die grade mal vorbeigeschaut haben. Wenn alle zu Abend gegessen haben, rollt jeder rund ums Feuer seine Schlafmatte aus und schläft ein, während die Glut langsam erlischt. Bis zum nächsten Morgen, wenn die Hausfrau als Erstes wieder in die Asche bläst und das Feuer neu entfacht, um den Morgentee zu kochen. Keine Rede davon, dass für Gäste zu wenig Platz wäre, ganz im Gegenteil, meistens bekam ich noch das Bett der Großmutter zum Schlafen! Diese Unkompliziertheit hat mich sehr berührt. Wenn man das mit unserer Lebensweise vergleicht, wo alles geplant und durchorganisiert sein muss, wie wir die Dinge verkomplizieren, obwohl wir so viel mehr technische Möglichkeiten haben ...

**LW » Ist Einsamkeit die Schwester der Freiheit?**

**SS »** Bei meinem Lebenswandel, beruflich immer im Ausland und viel auf Reisen, hat sich das Thema Familie eigentlich – bis auf meine Eltern – erledigt. Es ist schwierig, mich

auf etwas einzulassen, das mich an einen Ort bindet. Ich war ein Einzelkind, bin es gewohnt, alleine zu sein, aber ich fühle mich dabei nicht einsam. Sicher ist es manchmal schöner, wenn man jemanden hat, mit dem man ein Erlebnis teilen kann. Ich hab auch überlegt, ob ich jemanden mitnehmen soll, eine Freundin vielleicht, aber es hat sich niemand für dieses Abenteuer gefunden und letztendlich war es dann viel einfacher, den Trek alleine zu machen. Beim zweiten Abschnitt war ich manchmal genervt, weil ich eine Zeitlang einen Guide hatte, der weder gut Englisch sprach, noch den Weg besonders kannte. Da gab's dann einige Missverständnisse, wo wir langgehen, campen, oder ob man sich auch ohne Permit durchmogeln kann. Aber im Großen und Ganzen war es okay.

**GP »** Ich würde mich nie einsam fühlen. Einsam und allein ist ein Unterschied. Wenn man so eine Einzelgänger-Abenteurerin ist wie ich und das trotz Familie durchzieht, kriegt man gleich den Zettel „Egotrip“ aufgepickt. Sollte mir jemand über den Weg laufen, der die gleichen Interessen hat, könnte ich mir eine Beziehung vorstellen. Aber es fehlt mir auch so nichts, ich bin seit dreißig Jahren geschieden. Ich habe zwar überlegt, ob ich vielleicht die eine oder andere Etappe vom GHT mit Freunden gehe, aber es war dann organisatorisch zu kompliziert. Es ist auch etwas anderes, ob man nur für sich selbst und den Guide und die Träger Verantwortung übernimmt, oder ob man noch auf jemand anderen aufpassen muss.

**LW » Wie verändert der Tourismus Nepal?**

**SS »** Die bekannten Wandergebiete haben sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert. Die Leute stellen auf Gasthausbetrieb um, es kommt Geld herein für Kanalisation und Straßenbau und das Landschaftsbild ändert sich, genauso wie die Leute und ihre Berufe. Das Problem ist eher, dass, wenn der Tourismus ausbleibt, das System zusammenbricht. Durch das Annapurna-Straßenbauprojekt gibt es jetzt schon Guesthouses, die leer stehen, weil alle mit dem Auto daran vorbeifahren. Schade ist auch, dass von dem Geld der teuren Permits nichts in die jeweilige Region fließt, sondern alles in korrupten Kanälen versickert. Aber grundsätzlich glaube ich, dass nachhaltiger Tourismus gut ist für Nepal. Die haben dort eine Superlandschaft, und die Alpen leben ja auch vom Tourismus.

**GP »** Die Frage ist, wo die Grenze liegt. Nepalesen haben ein sonniges Gemüt und sehen bei den Touristen viel Schnickschnack, den sie dann auch haben wollen. Sicher lässt der Tourismus Geld im Ort, was schneller zu einer verbesserten Lebensqualität führt, aber er bringt auch eine



## Susanne Stein

Susanne Stein wurde 1967 in einem kleinen Ort in Hessen (Deutschland) geboren. Als ausgebildete Examinierte Krankenschwester finanzierte sie sich ein Studium der Diplom-Pädagogik und entdeckte nebenbei die Lust am Reisen, die sie unter anderem mit dem VW-Bus durch die Sahara fahren ließ. Die Reisen in ärmere Gegenden dieser Welt schürten den Wunsch, dort helfend tätig zu werden. So begann eine nun schon 16 Jahre andauernde Tätigkeit für medizinische NGOs in Kriegs- und Krisengebieten dieser Welt. Mit einem MSc-Studium in International Public Health hat sie sich endgültig dem Leben in der humanitären Hilfe verschrieben. Bei einem Einsatz im Erdbebengebiet in Kaschmir verliebte sie sich in den Himalaya. Reisen nach Tibet, Nepal, Bhutan und Sikkim folgten und ein Jahr Arbeit in Nepal.

Preissteigerung, die sich nicht alle im Dorf leisten können. Manche Hotels wollen den Trägern schon gar kein Essen mehr verkaufen, da Touristen mehr Geld dafür bezahlen. Die Umweltverschmutzung ist ein riesiges Problem. Alle Touristen wollen Mineralwasser in Flaschen. Die Nepalesen transportieren diese zwar ins Wandergebiet, aber niemand trägt die leeren Plastikflaschen wieder hinaus. Der Great Himalaya Trail wird vom nepalesischen Tourismusministerium als Entwicklungshilfe für entlegene Regionen angepriesen, aber davon ist man weit entfernt. In Dolpo ist es zum Beispiel gar nicht möglich, Touristen mit Eigenerzeugnissen zu versorgen. Um Geld und Arbeit in entlegene Gebiete zu bringen, muss die Bevölkerung besser ausgebildet werden. Dafür gibt es schöne Beispiele, etwa das Treibhausprojekt in Dolpo für mehr Gemüseanbau oder die Öffnung der Amchi-Ausbildung (Arzt der Tibetischen Medizin) für Nicht-Nachkommen von praktizierenden Amchis. In Dolpo gibt's auch die Crystal Mountain School, wo die Bewahrung der tibetischen Kultur ganz oben am Lehrplan steht. Aber Tourismus als Entwicklungshilfe? Nein, das geht nicht gut.

**LW** » Was waren die schönsten Momente eurer Reise?

**SS** » Im Nachhinein betrachtet hat es mir in Dolpo am besten gefallen, obwohl das auch die schlimmste Strecke war. Dort bekam ich das „echte Himalaya-Feeling“, spürte die Einsamkeit und Unzugänglichkeit der verschneiten Pässe, die wir überqueren mussten. Ich mag es, über hohe Pässe zu gehen. Ich möchte immer sehen, was hinter der nächsten Gebirgskette liegt. Das ist wie ein Geheimnis, das du Schritt für Schritt aufdeckst. Und ich mag diese endlose Masse aus schneebedeckten Bergketten, diese riesige Fläche von Einsamkeit, Eis, Schnee, Kälte und Kraft, in der sich der Mensch klein und machtlos wie eine Ameise fühlt. Der Himalaya ist irgendwie was Besonderes, anders als die Alpen oder der Hindukusch. Für mich haben diese Berge eine Seele, einen Geist, wie Lebewesen. Vielleicht hat das auch mit der Kultur zu tun, mit den buddhistischen und animistischen Religionen in dieser Gegend.

**GP** » Es gab Hunderte von schönen Momenten; Menschen, die fröhlich lachend auf mich zukamen, Träger Lakpa, der sich von den Anzeichen der Höhenkrankheit über Nacht so gut erholte; Träger Pimba, der die lange Abseilpassage über die 150 Meter Eisflanke am West Col trotz seiner Schneeblindheit sicher hinter sich brachte, und vieles mehr. Das schönste Erlebnis war vielleicht das schüchterne Lächeln eines Teenagers in Helambu, zu dem ich ins Haus ging, damit er meine aufblasbare Liegematte untersuchen konnte. Der Bub litt an der Glasknochenkrankheit, konnte sich nur

kriechend fortbewegen und hatte unser geschäftiges Treiben sehnsüchtig vom Fenster aus beobachtet.

**LW** » Der schlimmste Moment der Reise?

**SS** » Ich hatte zwei schreckliche Momente. Einmal, als ich mit dem Fuß umknickte, weil ich einer Herde wild galoppierender Esel ausweichen wollte. Ich bin dabei ganz blöd in ein Loch getreten und umgeknickt und konnte nicht mehr aufstehen, ich dachte zuerst, die Bänder seien gerissen. Wir sind dann ein Stück mit dem Bus gefahren und dann bin ich weitergehumpelt, so gut es eben ging. Aufzugeben brachte ich einfach nicht übers Herz. Und mitten in Dolpo hatte ich einen eitrigen Zahn, der jetzt nicht mehr existiert. Dort weiterzugehen, hat mich meine ganze Motivation gekostet, aber es gab keine andere Möglichkeit. Ganz schlimm war auch, als ich in Simikot ins Flugzeug gestiegen bin und die Reise vorbei war. Wenn ich da Geld gehabt hätte und die notwendigen Permits, ich wäre einfach weitergelaufen!



© Gerda M. Pauler

## Gerda Maria Pauler

Gerda Maria Pauler wurde 1957 in einem Vorort von München geboren, bereits vor dem Schuleintritt begleitete sie ihre Eltern in die Berge. Nach dem Examen als Musikschullehrerin (1980) folgte ein mehr als dreißigjähriger Balanceakt zwischen Beruf, Weiterbildung (Sonderpädagogik und Übersetzerstudium) und Abenteuer. Ihre etwa 15 Reisen in den Himalaya führten sie nach Nepal, Nordindien und Pakistan. Neben Berg- und Trekkingtouren standen immer wieder Radreisen auf dem Programm: Norwegen-Durchquerung, Sibirien und Kyrgistan. Seit ihrer Nepal-Durchquerung bereiste sie fünf Länder mit ihrem Vortrag und arbeitet an einem neuen Buch, das Menschen in Nepal zum Inhalt haben wird. Gerda Pauler lebt seit 2007 Norwegen und arbeitet als Sozialpädagogin im Behindertenbereich.



Auf der Annapurna-Runde in der Nähe von Manang

**GP** » Der anstrengendste Moment war der Weg über den letzten Fünftausender-Pass in Upper Dolpo. Ich glaubte, meine Muskeln seien auf Urlaub gegangen, ohne mich darüber zu informieren. Jeder Meter war ein einziger Kampf. Ich war unglaublich müde nach neun Fünftausender-Pässen innerhalb von 14 Tagen. Schlimm war auch mein Hitzeschlag in der Nähe von Bigu Gompa. Da wollte ich nur noch sterben. Hat aber nicht geklappt ... Und sehr deprimierend war Hilsa; mein Zielort. Einerseits war ich traurig, weil ich die Unmengen an billigem Alkohol sah, die die Chinesen zur Grenze transportieren, um damit Nepal zu überschwemmen, andererseits hatte ich das Gefühl, in ein Riesenloch zu fallen. Inklusive der Planungsphase hatte sich fast acht Monate alles in meinem Leben um diese Tour gedreht, und die war in Hilsa plötzlich vorbei.

**LW** » *Warum macht man so etwas überhaupt? Ist es eine Art Suche nach sich selbst in unserer hochtechnologisierten und überbehüteten Welt?*

**GP** » Nein, nach mir selbst suche ich nicht, und ich glaube auch nicht, dass man sich auf einer Reise, die ja eine Ausnahme-situation im Leben ist, finden kann. Die Tour war einerseits ein Abenteuerprojekt und andererseits ein Wohltätigkeitsprojekt, um Kenntnisse über Autismus in entlegene Teile des Landes zu tragen und Betroffenen zu erklären, dass es in Kathmandu eine Organisation gibt, die Hilfe anbietet. Ich hab auch ein Buch über diese Reise geschrieben, das mittlerweile auf Deutsch und Englisch erschienen ist, und halte Multimediavorträge über meine Reise.



Extratour durchs Limi Valley zurück nach Simikot

**SS** » Also, das Thema Selbstfindung finde ich ein bisschen abgedroschen. Man lernt vielleicht neue Seiten von sich selbst kennen, man lernt ausdauernd zu sein und geduldig. Und ich bin dankbar, dass ich den GHT zum Spaß gehen durfte und nicht, um meine Familie zu ernähren, so wie die Guides und Träger. Die sind die wahren Helden, über die keiner spricht. Für mich war es ein Abenteuer, einfach das Draußensein, den Elementen ausgesetzt, Steine unterm Schuh spüren, Wege suchen, mit ganz wenig auskommen. Und durch die Länge der Reise war es kein Urlaub mehr, sondern ein Stück Leben.

**LW** » *Habt ihr schon neue Pläne?*

**SS** » Ja, arbeiten, Geld verdienen und den Great Himalaya Trail in Nordindien fortsetzen, was mir leider dieses Jahr durch einen Kreuzbandriss auf dem Weg zum K2-Basecamp vereitelt wurde. Zwischen meinen Arbeitseinsätzen nehme ich mir gerne Zeit zum Reisen. Insgeheim hoffe ich ja, dass sich irgendwann wieder ein Hilfsprojekt im Himalaya ergibt. Das wäre schön.

**GP** » Vor der Reise dachte ich, das würde mein letztes großes Abenteuer werden. Jetzt liegt mein „nächstes“ Abenteuer bereits hinter mir: „Seven Summits of the Alps“ – per Fahrrad von Slowenien durch die Alpen nach Frankreich und Besteigung des jeweils höchsten Gipfels der sieben Alpenländer. Und nun? Erst mal wieder nach Nepal reisen, um für ein neues Buch über die Menschen im Himalaya zu recherchieren.

**LW** » *Alles Gute und vielen Dank für das Gespräch.*

## The Great Himalaya Trail – 1500 Kilometer quer durch den nepalesischen Himalaya

Der Great Himalaya Trail als Wanderroute ist ein relativ neues Konzept. Die drei bekanntesten Wandergebiete in Nepal – Langtang, Annapurna und Everest – werden jährlich von mehr als 10.000 Wanderern besucht. Der Rest des nepalesischen Himalaya sieht nicht so viele Besucher. Die meisten Gebiete sind erst seit 2002 offiziell zugänglich und die Eintrittskosten für diese „Restricted Areas“ sind immer noch recht hoch. Meistens werden Wanderungen in diese Gebiete von kommerziellen Trekking-Agenturen organisiert. Seit der Öffnung der Gebiete ist es möglich, den gesamten nepalesischen Himalaya von Ost nach West (oder umgekehrt) zu durchwandern.

Robin Boustead hat mit seinem nepalesischen Führer Pema Thiri Sherpa die ganze Strecke erforscht und in einem Reiseführer und Bildband dokumentiert. Die gesamte Route ist, je nach Streckenwahl, zwischen ca. 850 Kilometer und ca. 1500 Kilometer lang. Sie führt entlang der höchsten Berge des Himalaya und verbindet die bekannten Hauptwanderrouten miteinander. Bisher gibt es aber keinen festgeschriebenen „etablierten“ Wander-

weg, viele Wege und Passübergänge kann man sich aussuchen. Eigentlich gibt es sogar zwei Routen – eine alpine Route, die nahe der Grenze zu Tibet über 5000 bis 6000 Meter hohe Pässe verläuft, und einen „Cultural Trail“, der weiter im Süden durch bewohnteres Gebiet und viele Dörfer führt. Technisch gesehen ist diese Route leichter.

### Literatur und Webtipps:

Robin Boustead: Nepal Trekking and the Great Himalaya Trail. A Route & Planning Guide, Trailblazer Pubn 2011.

Gerda Maria Pauler: Great Himalaya Trail, Auf der höchsten Trekking-Route der Welt durch Nepal, Travel diary, 2014.

[www.greathimalayatrail.com](http://www.greathimalayatrail.com) – Homepage von Robin Boustead für Individualreisende

[www.thegreathimalayatrail.org](http://www.thegreathimalayatrail.org) – Website der holländischen Entwicklungshilfeorganisation SNV

[www.karmareisen.at](http://www.karmareisen.at) – Geführte deutschsprachige Trekkingreisen am Great Himalaya Trail





# Felsen-Heimat im Umbruch?

Zukunftsdiskussion in Sachsen

>> **Andi Dick (Text) und Helmut Schulze (Bilder)**

*Als Hort der Freikletterkunst genießt das sächsische Elbsandsteingebirge Weltruf. Aber eine wachsende Zahl Einheimischer wünscht sich auch heimatnahe Sportklettermöglichkeiten nach modernem Standard. Die regionale Alpenvereinssektion hat sich auf den schweren Weg gemacht, diesen Wunsch an die Zukunft mit den Traditionen zu versöhnen.*

„Eigentlich sollte ich irgendwohin auswandern, wo ich so klettern kann, wie es mir gefällt. Aber das hier ist meine Heimat!“ Verzweiflung spricht aus den Worten von Sven Scholz, der viele Jahre zu den stärksten Kletterern im Elbsandstein gehörte. Aber nicht nur Extremkletterer teilen dieses Leid, auch viele Felsfreunde auf Breitensportniveau, viele Familien und Senioren wünschen sich im Elbsandsteingebirge Routen, die durch bessere Absicherung mehr Genuss der Bewegung erlauben, ohne dass man ständig über die Sicherheit nachdenken muss.

Das ist ein Anspruch, der gar nicht hierher passt, weder vom Image, dem Selbstverständnis noch von der Realität des Elbsandsteinkletterns her. Seit über hundert Jahren gelten hier strenge Freikletterregeln: postuliert 1913 von Rudolf Fehrmann, nach dem Zweiten Weltkrieg detailreich verschriftlicht und penibel gepflegt von Funktionären, aber auch gelebt von Generationen von Kletterern. Das Verbot, schwere Stellen durch Griff in den Haken zu überlisten, ersparte der Region die Sackgasse des Direttissima-Zeitalters und führte dazu, dass hier der siebte und achte UIAA-Grad geklettert wurden, bevor man im Alpenraum überhaupt daran dachte, dass die Definition des Grades VI+ als „Grenze des Menschenmöglichen“ ein ignoranter Schwachsinn sein könnte, der die Weiterentwicklung der menschlichen Fähigkeiten leugnet (und auch psychologisch ausgebremst hat). Eben diese Weiterentwicklung aber betrieben die sächsischen Felsartisten – von Herbert Wünsche, Karlheinz Gonda und Dieter Hasse bis zum jahrzehntelang inspirierenden Bernd Arnold – bei gleichzeitig äußerst anspruchsvoller, sparsamer Absicherung: Die mühsam geschlagenen Ringhaken stecken oft nur alle zwanzig, dreißig Meter, dazwischen verklemmt man verknotete Seil- und Reepschnurschlingen in Rissen als Sicherungsmittel, was viel Erfahrung – und Vertrauen – verlangt.

Diese Traditionen haben das Elbsandsteingebirge weltweit zur Legende gemacht. Spitzenkletterer aus der BRD, den USA und vielen anderen Ländern besuchten in den 1970er- und 80er-Jahren die über 1100 Türme mit über 20.000 „Wegen“ und ließen sich anregen von großzügigen, schwierigen und ernsten bis kühnen Linien. Auch heute noch pilgern Felsjünger von weit her ins Land der

Sandburgen, um in großartiger Landschaft diese einzigartige Kletter-Atmosphäre zu erleben: Das „traditionelle sächsische Klettern“ ähnelt mental oft eher dem Bergsteigen – Faszination der Linie, Grummeln im Bauch unter dem Einstieg, Abwägen jedes Schrittes zwischen Können und Sicherung, Erlösung auf dem Gipfel, Blick in die Weite und Eintrag ins Gipfelbuch; selbst das Singen von Bergsteigerliedern auf dem Gipfel ist hier nicht ganz ausgestorben. Und quer durch alle Generationen halten Einheimische begeistert an diesen Bräuchen und Werten fest – die größten Traditionalisten kommen oft sogar aus der jüngeren Altersgruppe.

### Moderne Optionen gefragt

Aber ein wachsender Anteil der lokalen Kletterer wünscht sich auch andere Optionen. Denn außerhalb der sächsischen Insel (die zuerst durch die Mauer, dann durch strenge Regelpflege vom Rest der Kletterwelt ziemlich abgekoppelt war) hat sich der Bergsport Klettern in viele Unterdisziplinen aufgespalten und fortentwickelt. „Sportklettern“ basiert auf Bohrhaken, die aus dem Abseilsitz in optimalen Abständen platziert werden, und hat als artistische Kürübung das Schwierigkeitsniveau im Elbsandstein erreicht und überflügelt. Gleichzeitig gibt es auch in geeigneten Klettergartenrouten den Retro-Trend des „Trad-Climbing“: Wie im berühmten englischen Gritstone werden solche Klettereien ohne Bohrhaken abgesichert, oft sogar nur mit „natürlichen“, mobilen Sicherungsmitteln wie Klemmkeilen und Friends. Und dieses Spektrum ist auch in den Mehrseillängenrouten der Alpen und der Berge der Welt anzutreffen: gezielt „clean“, also nur mobil abgesicherte Klettereien; alpine Klassiker mit unveränderter Normalhaken-Absicherung oder vorsichtig saniert durch vereinzelte Bohrhaken als Ersatz für alte Rostgurken, deren Versagen böse Folgen hätte; und mit Borhaken in mehr oder weniger komfortablen Abständen durchgesicherte Routen hoher Schwierigkeit („alpines Sportklettern“) oder auf Breitensportniveau („Plaisirklettern“).

Diese Entwicklung verlief nicht konfliktfrei. In den 1990er-Jahren entbrannten „Hakenkriege“ (den ersten führten übrigens 1913 Paul Preuß und Tita Piaž), Bohrhaken in sanierten Klassikern wurden abgesägt, Diskussionskreise tagten und ent-

**Blick vom Bösen Turm (1. Lehnsteigturm) zum Rauschenstein. Das traditionelle Sächsische Klettern führt immer auf Gipfel – dieser wurde 1893 von Oscar Schuster über eine Route erstbestiegen, die mit einem ausgesetzten Quergang trotz des moderaten Schwierigkeitsgrades III auch heute noch Mut fordert.**



Der „Südostweg“ (III) zum Mönch (oben links) war 1874 die erste Route im Elbsandsteingebirge, bei der die Kletterer bewusst auf technische Hilfsmittel verzichteten. Die „Südwestwand“ (V) der Steinschleuder (o. r.) stammt von Rudolf Fehrmann, der diesen Stil als Regel etablierte. In Routen wie der „Talseite“ (VIIIb, UIAA VII, 1936) am Teufelsturm (rechts) und „Nonplusultra“ (IXc, UIAA VIII+, 1974) am Mittleren Torstein (o. M.) hoben die Sachsen die Freikletterkunst auf damals einzigartiges Niveau.

wickelten Kompromisspapiere. Heute ist ein pluralistisches, gleichberechtigtes Nebeneinander der Stile Realität: Für jeden Anspruch lassen sich geeignete Ziele finden. Keine Disziplin gilt als per se wertvoller, sie bieten nur unterschiedliche Zugänge zu einem unterschiedlich komplexen „Erlebnis Vertikal“.

Als wesentlich hat sich in Diskussionen erwiesen, dass die lokale Kletterszene einen Konsens über den Stil der heimischen Absicherung findet. So sind viele Schweizer Gebiete besonders benutzerfreundlich eingerichtet; die Nördlichen Kalkalpen sind vorwiegend „sanft saniert“; die Dolomiten sind Normalhaken-Revier. Aber überall existieren auch Ausnahmen neben der Norm: Es gibt Plaisirrouten in den Dolomiten, eine Bohrhaken-Sportklettere in der Laliderer-Nordwand und Abenteuertrips in der Schweiz. Solange sich die Routen nicht zu sehr in die Quere kommen, funktioniert der Pluralismus. Tolerante Kletterergesellschaften ernten dafür Wahlfreiheit.

Diese Wahlfreiheit wünscht sich eine wachsende Zahl von sächsischen Kletterern auch für ihre Felsheimat. Sodass sie zum Sportklettern nicht drei Stunden in den Frankenjura fahren müssen, sondern wohnortnah und benzinsparend ihr Erlebnis „stressarme Bewegung“ genießen können – an echtem Fels, nicht in der Halle. Und nicht nur in den extremen Schwierigkeiten, sondern vor allem auch im relativ gemäßigten Niveau. Doch bisher gibt es Sportklettereien rund um Dresden vor

allem in ein paar Steinbrüchen, also nicht „gewachsenem“ Fels, und an einigen Massiven des tschechischen Elbtals.

150 Jahre sportliches Klettern im Elbsandstein feierten die Sachsen 2014: Im März 1864 waren fünf Turner aus Bad Schandau „aus sportlichen Gründen“ auf den Falkenstein gestiegen, den wohl berühmtesten Gipfel der Region. Und die DAV-Sektion Sächsischer Bergsteigerbund (SBB), im Selbstverständnis Vertreter der sächsischen Felsfreunde und Gralshüter der Kletterregeln, nahm dieses Jubiläum zum Anlass, über deren Zukunft zu diskutieren. Eine heikle Aufgabe in einer Region, wo es mindestens so viele Meinungen wie Gesprächspartner gibt, wo in jedem Begriff fünf Bedeutungen und noch mehr Tretminen schlummern und wo es selbst für Eingeborene fast so schwierig ist wie für Außenstehende, zu unterscheiden zwischen den Motivationen der Gesprächspartner: Angst, Panik, Hoffnung? Traditionsbewusstsein, Heimatliebe oder Führungsanspruch? Rebellion oder konstruktive Kritik? Konsum-Anspruch oder pragmatisches Zukunftsdenken?

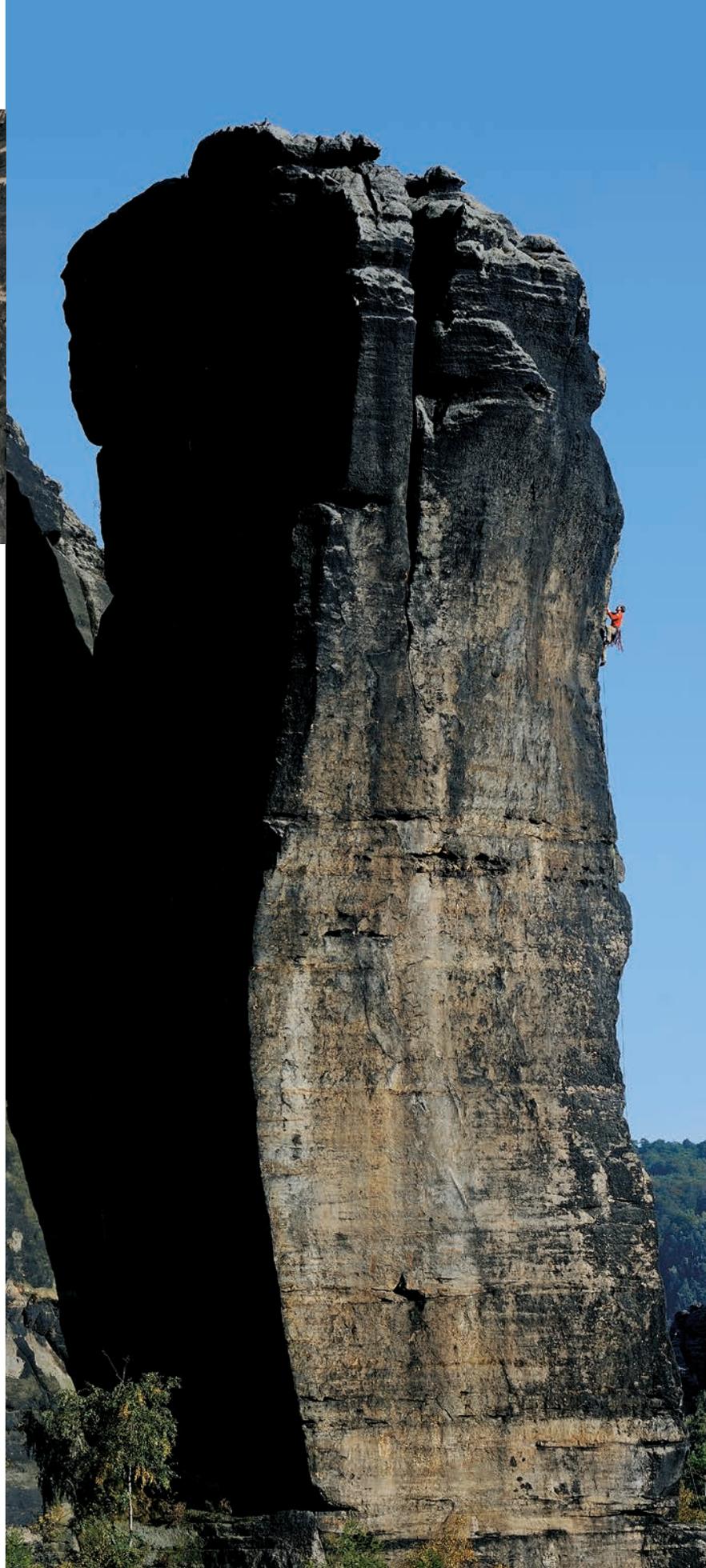
Mit sächsischer Gründlichkeit arbeiteten die AG „Umfrage“ des SBB und einige Helfer einen umfangreichen Fragebogen aus, der per Post und Internet überregional zugänglich und bekannt gemacht wurde. Ein „Zukunftskongress“ im März und eine weitere Diskussion im April über die Umfrage-Ergebnisse sollten Hinweise auf künftige



Aufgaben liefern, bei der Mitgliederversammlung mit Wahl im Mai stand der Vorstand mit seinen Plänen zur Disposition.

Über 2500 Personen beteiligten sich an der Umfrage, 79 % davon waren Sachsen, 20 % Frauen, 67 % klettern in den sächsischen Schwierigkeitsgraden IV bis VIIc (entspricht UIAA IV bis VI+) im Vorstieg – die Initiatoren sind der Meinung, dass dies „die aktiven Kletterer in der Sächsischen Schweiz gut repräsentiert“. 75% der Beteiligten befürworteten, dass die SBB-Kletterpolitik im Prinzip „so weiter wie bisher“ laufen solle – was auch immer sie darunter verstehen. Aber die Frage, ob man sich in Sachsen „modernen Einflüssen öffnen“ solle, erhielt immerhin 45 % Zustimmung. Und rund 41 % bejahten einen Bedarf nach besser gesicherten Routen im Schwierigkeitsbereich IV bis VIIc. Nicht die Mehrheit, aber eine ziemlich große Minderheit, die man nach Ansicht des SBB-Vorsitzenden Alexander Nareike „nicht einfach übergehen“ dürfe.

Nur: Wenn man dieser Gruppe entgegenkommen will, was ist der Goldene Weg dafür? Schon jetzt gibt es Klettergärten und „Trainingsgebiete“, vor allem in Steinbrüchen. Hier weitere moderne Sportklettermöglichkeiten zu schaffen, favorisierten 82 % der Umfrage-Teilnehmer. 68 % konnten sich mit dem Gedanken anfreunden, in einigen bestehenden Routen durch einen behutsamen Ausbau der Regeln zusätzliche „nachträgliche Sicherungsringe“ zu setzen. Und 51 bzw. 45 % wa-





Für anspruchsvolle, nicht immer gut abzusichernde Risse ist das Elbsandsteingebirge unter Kletterern berüchtigt: Der „Graue Riss“ (VIIIc, UIAA VII+) am Conradturm (r.) ist ein Beispiel dafür. Ähnlich packend sind die landschaftlichen Eindrücke, die auch Wanderer in der „Sächsischen Schweiz“ genießen können, etwa der Blick auf die schlanke Brosinnadel in den Affensteinen und zum legendären Falkenstein im Hintergrund.

ren dafür, fürs Sportklettern neue Massive oder Sockelbereiche zu erschließen.

Damit ist man im Kern des Problems. Denn Steinbrüche sind zwar immer künstlichen Ursprungs – wenn also die Infrastruktur eine gute Besucherlenkung erlaubt und die Steinbrüche außerhalb des Nationalparks Sächsische Schweiz liegen, sollten hier weder Probleme mit dem Naturschutz noch mit Traditionen drohen. Nur kommen in einem Steinbruch nicht so leicht Naturgefühle auf; die Strukturen bieten kaum den gleichen Klettergenuss wie „gewachsener“ Fels.

Die bestehenden Routen und die unbekletterten Massive dagegen liegen alle im Nationalpark; zu den klettersport-ethischen Konfliktpotenzialen addieren sich hier also die naturschützerischen. Ein sanftes „Nachrüsten“ bestehender Routen mit zusätzlichen Ringen verwässert die Reinform des sächsischen Kletterns und lockt möglicherweise mehr Besucher an, was bei unzureichender Infrastruktur zu Naturschutzproblemen führen könnte. Die heute schon stellenweise geübte Praxis, Sockelbereiche von Türmen mit besser gesicherten Routen zu erschließen, tangiert zwar keine beste-

henden Kletterwege, bedeutet aber auch möglicherweise mehr Zulauf.

Als Königsweg schlug die Elbsandsteinlegende Bernd Arnold schon vor etlichen Jahren vor, Massive für das Sportklettern zu erschließen. Eine der zentralen Regeln des Elbsandsteins ist ja, dass nur an „Gipfeln“, also freistehenden Türmen, geklettert wird. „Massive“, die man per Wanderweg erreichen kann, sind fürs Klettern tabu, bis auf wenige Ausnahmen. Dabei wurden Massivwände schon von den frühen Pionieren beklettert, das Verbot stammt aus späteren Jahren. Und es gäbe einige Wände, etwa die Hohnsteiner Burgwand oder am Plateauberg Gohrisch, die guten Fels mit breitem Schwierigkeitsspektrum bieten und nahe der Straße liegen, also infrastrukturell ohne großen Aufwand zu erschließen wären (inklusive Toiletten und Befestigung von Zugangswegen und Wandfuß), sodass auch ein großer Zulauf keine Naturprobleme bedeuten würde.

Das Problem der Massiv-Erschließung: Das Naturschutzgesetz verbietet Aktivitäten an Felsen, die deren Biotope schädigen könnten, und dazu wird das Klettern häufig gerechnet – nur für das

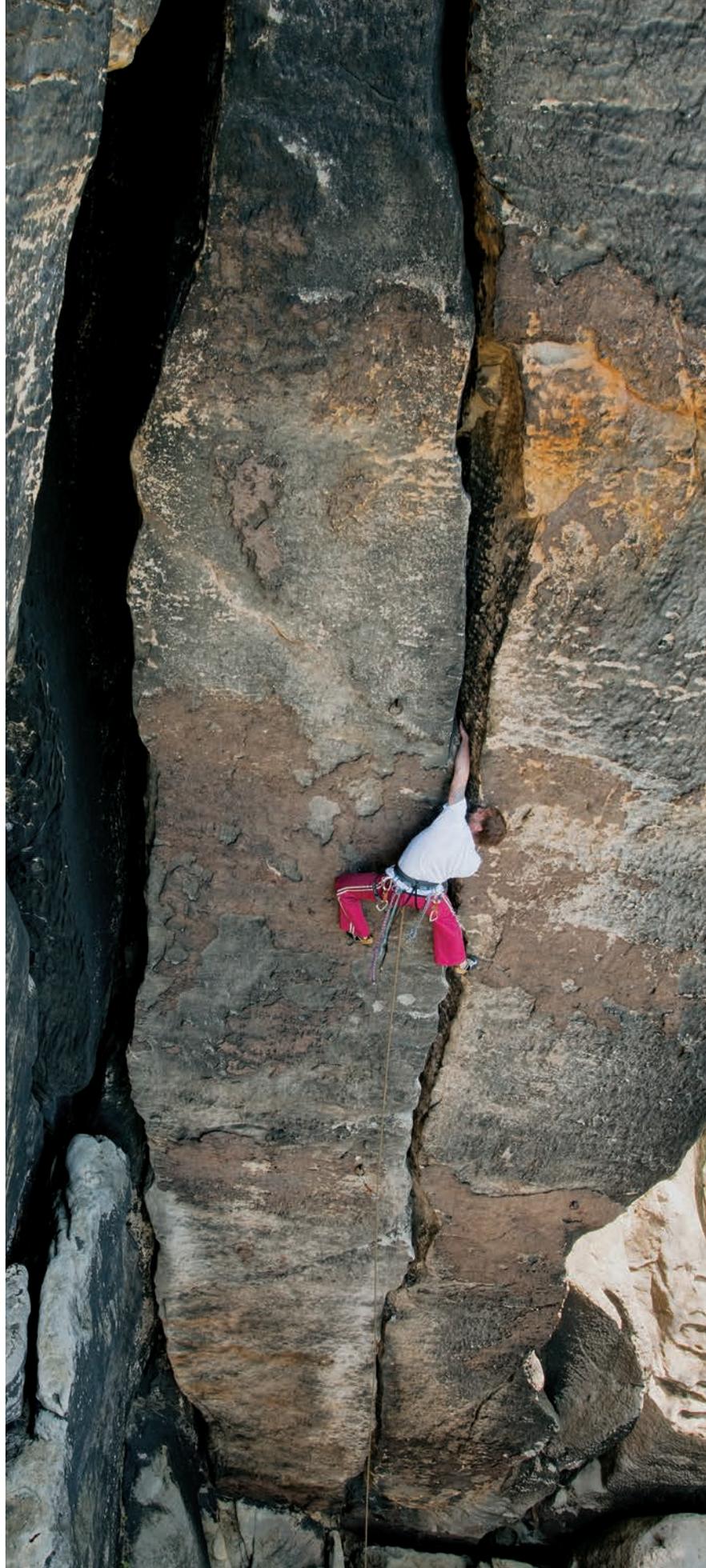
Klettern an den Gipfeln gibt es eine explizite Erlaubnis. Wer das Gesetz ändern möchte, eröffnet eine gefährliche politische Diskussion. In der es eine wichtige Aussage gibt: Die Nationalparkverwaltung verlangt, dass das Verhältnis von bekletterter zu unbekletterter Fläche nicht zulasten der Natur verschoben werden darf. Freilich: Die 1100 bekletterten Türme sind gerade mal drei bis vier Prozent der gesamten Felsfläche im Nationalpark. Kämen ein paar Handvoll Massive dazu, würde die unbekletterte Fläche vielleicht von 96 auf 95% sinken – ein echter Verlust für die Natur? Vor allem, wenn man zum Sportklettern naturschutzfachlich wenig interessante, aber fürs Klettern günstige, kahle Wände auswählen würde? Zukunftsmusik.

### Moosgipfel noch begehrt?

Derzeit ist Neuland an Massiven nur im „Tausch“ gegen bekletterte Türme zu haben. Bernd Arnold weist darauf hin, dass viele selten besuchte Gipfel derzeit von Vegetation überwuchert werden. „Lebendiger Naturschutz, kein ‚Kuhhandel‘, wie manche meinen“, sei so ein Tausch, „denn beide Seiten, Kletterer und Naturschützer, würden dadurch gewinnen.“ Aber es wäre ein Verzicht, der vor allem den Turmsammlern und Freunden der Waldeinsamkeit weh täte. Und eine naturschutzfachlich interessante Lösung würde wohl auch bedeuten, ganze Zonen dichtzumachen, inklusive der Wanderwege – wie aber will man Wanderern nahebringen, zu Gunsten moderner Kletterer auf romantische Wildnispfade zu verzichten? Unter den Kletterern, die an der Umfrage teilnahmen, waren immerhin 44% bereit, für neue Massive etwas Bestehendes „herzugeben“. Andererseits lehnten 26% die Neuerschließung von Massiven komplett ab.

Für Bernd Arnold gibt es nur diese „zwei Alternativen: Festhalten am ‚Sächsischen Felsklettern‘, mit dem Ergebnis, die fortlaufende Aufweichung zu erleben. Oder flexibel den anderen Ausübungsformen an Massivwänden ebenfalls Raum zu geben und das ‚Sächsische Felsklettern‘ an den Türmen zu bewahren.“ Er war schon immer ein radikaler Visionär. Aber in der Felspolitik sind Umbrüche nicht so leicht herbeizuführen wie am Fels, wo man einfach nur schwerer klettern muss als je zuvor.

Der SBB zieht jedenfalls in seiner Auswertung der Umfrage folgende Konsequenzen aus dem



Stimmungsbild der Aktiven. „Eine strategische Neuorientierung des SBB wird durch die Ergebnisse der Umfrage nicht angezeigt. Die große Mehrheit ... befürwortet den Erhalt des traditionellen Sächsischen Kletterns und eine Fortsetzung der Entwicklung wie bisher.“ Allerdings nimmt er den „Bedarf zur Verbesserung der aktuellen Sicherungssituation ... im mittleren Schwierigkeitsbereich (IV–VIIIc)“ als Auftrag. „Wie das im breiten Konsens zu machen ist, muss diskutiert werden“, sagt Christian Walter, Geschäftsführer des SBB. Rückenwind lieferte die Hauptversammlung: Mit Tom Ehrig wurde ein Vertreter der jungen sächsi-

(Un)geist und Inhalt der heutigen Kletterregeln gehört auf den Schrottplatz der Geschichte.“

Nun: Wie es mit dem Klettern im Elbsandstein-gebirge weitergeht, die Entscheidung darüber muss, wie bei sonstigen Sanierungs- und Konzept-Diskussionen, vor Ort fallen. Der SBB hat die Diskussion neu angestoßen und systematisiert, er wird auch Lenker der Entwicklung bleiben. Und welche Folgen das für die Zukunft hat, ist schwer zu prognostizieren. Die Kletterer in Deutschland und weltweit schauen jedenfalls interessiert zu, ob sich mittelfristig den Einheimischen neue Optionen mit angenehmer gesicherten Routen eröff-

## Gehört ein Teil der Kletterregeln auf den **Schrottplatz** der Geschichte?

schen Kletterer als neuer Vorstand für Bergsteigen gewählt, die übrige Vorstandschaft mit Zustimmungswerten von über 90 % im Amt bestätigt.

Ein Weg ohne Konflikte wird das sicher nicht werden. So waren nicht nur beim Zukunftskongress viele Stimmen zu hören, für die schon das Nachdenken über zusätzliche Ringe, geschweige denn über modernes Sportklettern, der Anfang vom Ende ist. Viele malen auch das Schreckensszenario, massenfreundlichere Kletterkonzepte könnten Naturschutzkonflikte hervorrufen. Da sieht Christian Walter keine Gefahr: Die Zusammenarbeit mit der Nationalparkverwaltung laufe pragmatisch und konstruktiv – und wenn das derzeit gesetzlich verbrieft Recht zum Klettern im Nationalpark in Gefahr kommen sollte, dann nicht wegen erhöhten Zulaufs, sondern höchstens durch unplanbare externe Faktoren, zum Beispiel politische Vorgaben der EU. Wieder anderen Akteuren geht das vorsichtige Agieren des SBB zu langsam. So klagt der Kletterer und Fotograf Helmut Schulze, dass die vielgerühmten Sächsischen Kletterregeln zu einem teils grotesken bürokratischen Werk aufgebläht seien. Er zitiert Herbert Richter, heute im SBB-Ältestenrat, mit einem Satz von 1979: „In Sachsen hat das Dogma das schöpferische Element im Klettersport weitgehend abgetötet.“ Und Schulze selbst fordert: „Vieles vom

nen werden. Und ob das der erste Schritt zum Ruin des traditionellen Kletterns im Elbsandstein sein wird. Oder des Kletterns überhaupt, wenn Massen zu den massentauglich hergerichteten Felsen streben und die überlastete Landschaft gesperrt wird. Oder ob die Region weiter exklusives Reservat des abenteuerlichen Felsbergsteigens bleiben möchte. Und dann die Frustration der wachsenden Sportklettergemeinde zu offenem Konflikt führen wird – und zuletzt als einfache Radikallösung das Klettern komplett verboten wird. Oder ob sich ein Weg finden lässt, der das Klettern erhält, aber auch ermöglicht, dass jeder nach seiner Façon selig werden kann.

Mit den Worten von Bernd Arnold: „Für die Entscheidungsträger [ist das] eine Nagelprobe: Pluralismus oder weiter geschlossene Gesellschaft?“ Vielleicht ist dazu die Meinung des Regelpioniers Rudolf Fehrmann interessant, der 1927 differenzierte, „die Frage nach der Zulässigkeit künstlicher Hilfsmittel [ist] auch nur da zu stellen, wo der Erstbesteiger Anspruch auf Würdigung seiner Tat erhebt; im übrigen muß es jedem unbenommen bleiben, für sich selbst das Bergsteigen so zu betreiben, wie ihm Lust und Laune eingeben, solange es nicht die Allgemeinheit – z. B. durch dauernde Verunstaltung des Felsens – schädigt.“ Wie auch immer das auszulegen sein mag ...

Valentin Hölker ersteigt den Spannagelturm im Bielatal über den „Alten Weg“ (IV). Zwar griffig und genussvoll, aber ausgesetzt und weit über der Sicherung ist hier die Devise beim Klettern. Wird dieser traditionelle Stil gegenüber den Erwartungen der Generation Kletterhalle Bestand haben?





# BergMenschen



Sommerschnee auf den Almen im hinteren Navistal. Berge-Autor Malte Roeper hat dort so viele Sommer als „Fremder“ verbracht, dass ihm das Tal und seine Menschen eine Art Zuhause geworden sind. „Fremd ist der Fremde nur in der Fremde“: Diese Erkenntnis des großen bayerischen Komikers Karl Valentin ist mit ein Grund dafür, dass Roeper das Leben in Grün/Navis für einen Glücksfall hält. Ganz anders und doch ähnlich ist die Erfahrung von Barbara Hirschbichler, die ein Teil ihres Lebens mit dem der Baltis im Karakorum verbindet.

# Das Leben in Grün

Sieben Bergbauernhöfe am Ende eines kleinen Tiroler Tals

>> **Malte Roeper (Text) und Gerhard Heidorn (Bilder)**

A wide-angle photograph of a mountain valley. In the foreground, there are several traditional wooden houses with dark roofs and balconies, situated on a grassy slope. The middle ground shows a valley floor with patches of green grass and small trees. In the background, steep, rocky mountains rise, their peaks and upper slopes covered in snow. The sky is overcast and grey.

*Navis Grün ist der hinterste Ortsteil des Navistals bei Matri am Brenner. Sieben Bergbauernhöfe auf 1500 Metern Höhe, danach nichts mehr. Nur noch die Almen. Jeder, der hier wohnt, ist von hier, einer von den sieben Höfen. Dort pflegt der Autor in zweiter Generation radikale Entschleunigung. Und das nicht nur wegen der Miss Navis.*



Das Tal bildet eine Sackgasse: Mit dem Talschluss ist Schluss, daher gibt es keinen Durchgangsverkehr. Die Straße hinab ins eigentliche Dorf Navis und hinaus nach Mauterhorn am Brenner ist so ausgebaut, dass man in einer Viertelstunde draußen ist an der Brennerautobahn. Wir *Fremde* – zu diesem Wort kommen wir noch – finden die ausgebauten Straßen ja immer hässlich, die betongestützten Leitplanken überm Steilhang, die Lawinengalerien. Früher war das doch schöner, uriger. Oder nicht? Aber seit dem großen Strukturwandel, dem wir den Wohlstand und die Bauern den Preisverfall ihrer Produkte verdanken, wird das Geld nun einmal außerhalb des Tals verdient. Bergbauern arbeiten im Zuerwerbsbetrieb, acht Stunden im Brotberuf und den Hof führen sie morgens, abends, am Wochenende und natürlich: anstelle von Urlaub. Viele pendeln in die Arbeit, folglich sind solche Straßen für die, die dort leben, überlebenswichtig. Ganz einfach. Aber Landflucht? – Warum sollte man vom Land fliehen? Von hier?

Und wer, außer denen, die von hier *sind*, kommt eigentlich auf der Straße nach Navis Grün herein? Tierarzt, Briefträger, nun gut, im Winter die Skitourengeher und ab und zu die Polizei. Als *das* irgendwann anfang, war die Empörung wirklich groß. „Alkoholkontrollen – bei uns!“, schimpft Hubi, mein Freund aus Kindertagen, „das hat’s früher nicht gegeben!“ Und setzt grinsend hinzu: „Tal der Gesetzlosen, weißt eh“.

### Die Fremden kommen

Ein paar Touristen kommen natürlich auch. Bis hier hinten. Nach Grün. Die heißen hier immer noch *Fremde*, auch dann, wenn sie Stammgäste sind, seit Jahrzehnten, oder gleich in zweiter Generation. Hier machten schon die Eltern Urlaub, jetzt kommen eben deren Kinder. Auch ich bin wiedergekommen. Meine halbe Kindheit war ich hier oben, meine Mutter verdoppelte die Sommerferien, statt sechs Wochen zwölf. Schön waren die Siebzigerjahre.

Die Heuernte, das *Hagen*, bildete den ersehnten Höhepunkt des Jahres. Jung und Alt, Männer und Frauen, Mensch und Tier, Seite an Seite unter Gottes weitem Himmel, als wären wir alle Glieder eines einzigen großen Leibes. In Handarbeit kam das Heu auf den großen Schlitten, den ein Haflinger hinunter in die Tenne zog. Auf dem Heuschlitt-

Die letzten Höfe im Navistal: Liesenhof (links) und Muchnhof (rechts)



ten durften wir Kinder sitzen und waren die Könige. Es war jenes Gefühl von ernsthafter Gemeinschaft, das ich später beim Bergsteigen wiederfand und das mich, als ich aufs extreme Klettern keine Lust mehr hatte, hierher zurückführte.

Jahrzehntelang war ich kaum hier gewesen, meine Leidenschaft fürs extreme Bergsteigen hielt mich von diesem Bergdorf fern. Weil mir diese Berge hier zu klein und nicht steil genug waren. So ist das mit den Leidenschaften, logisch sind sie nie und Kompromisse vertragen sie keine. Bei der Recherche für ein Spielfilmdrehbuch, das in Navispielen sollte, wollte ich mir ein paar Sachen noch einmal genauer anschauen, und schon war's passiert. Ich kam mit meinen Kindern wieder und seither jede Ferien. Und die langjährigen treuen Dienste in meiner eigenen Kindheit hatten mir das Privileg eingebracht, dass sie mich bis heute nicht mehr als *Fremden* bezeichnen. Seit ich nicht mehr Bergsteigen gehe, sondern nur noch wochenendweise zum Sportklettern, sehe ich überhaupt nicht ein, warum ich irgendwo anders hinfahren sollte als nach dort, wo ich als Kind davon geträumt hab, einfach dazugehören, zu den Bauern, und mitmachen: auf dem Feld, im Holz und im Stall. Meine Form von Landflucht: Flucht aufs Land.

Andere *Fremde* kommen mittlerweile so wenige, dass nur noch zwei Höfe Zimmer vermieten, der Liesen- sowie der Prechtlhof, der schon lang kein Bauernhof mehr ist, weil sich in der Familie keiner fand, der die Plackerei weitermachen woll-

te. Im Zeitalter von Lastminute-Schnäppchen und All-inclusive-Angeboten liegt die radikal entschleunigte Form von Urlaub hier oben einfach nicht mehr im Trend.

### Das letzte Haus im Tal

Der Muchnhof ist der hinterste, der letzte in Grün. Im letzten Hof vom Tal durfte man früher vielerorts hochoffiziell ein Gewehr haben. Niemand konnte wissen, wer da womöglich von weiter hinten einmal ins Tal herunterkam, Wilderer, Gesetzlose, am Ende noch der Teufel selbst. Es gibt Gerüchte, nach denen die Südtiroler Freiheitskämpfer in den Sechzigerjahren ein bisschen von ihrem Sprengstoff beim Muchn versteckten. So genau will sich Muchnbauer Friedl Peer daran aber gar nicht erinnern. Der alte Hof mit seinen niedrigen Decken und winzigen Fenstern stand unter Denkmalschutz. Umbauen ging nicht mehr, abreißen und neu bauen durften sie nicht: Denkmalschutz eben. Und irgendwann, sie saßen beim Essen, fiel die Wand aus der Stube und kippte aufs Feld, plumps. Dann durften sie endlich bauen. Da war Friedl noch klein.

Heute führt er den Hof und mit seiner Frau Helene, würde ich mal sagen, eine ziemlich glückliche Ehe. So genau kann man das von außen ja nie wissen, aber wenn ich in ihre Augen sehe, ist da so etwas gelassen Heiteres, etwas so heiter Gelassenes, das kann man in einer unglücklichen Beziehung eigentlich unmöglich erreichen. Helene



stammt aus Osttirol, auch von einem Bergbauernhof. Sie macht den Haushalt, Friedl arbeitet Vollzeit bei der Gemeinde, den Hof machen sie zusammen, der normale Arbeitstag liegt so bei zwölf Stunden. Lohnt sich das finanziell überhaupt? Wenn es sich nicht rechnen würde, also so weit würden sie dann auch nicht gehen, sagt Helene – und Friedl hebt kurz den Blick. Aber, fährt sie fort, sie sind Bauern aus Leidenschaft, aus Berufung, und es rentiere sich eben doch noch. Urlaub allerdings, das würde sie auch gern einmal machen, und der Friedl nickt. Aber man kann nicht alles haben, sagt sie. „Weißt eh.“

Im Winter gibt's alles in allem weniger Arbeit, da schiebt Friedl eine ruhige Kugel am örtlichen Lift, allerdings steht sämtliches Vieh, das sie besitzen, im Stall: Kühe, Kälber, Schafe, zweimal täglich füttern, melken, misten. Im Sommer ist alles auf der Alm, dafür kommt dann die Feldarbeit, Heuernte, all das. Helene und Friedl wirken ziemlich im Einklang mit sich selbst, miteinander, mit der Welt. Sie haben zwei erwachsene Söhne und ein Problem, um das viele sie beneiden: Beide wollen unbedingt „die Ranch“ übernehmen. Die Zeiten ändern sich. Auch woanders gehen die Jungbauern wieder mit Feuereifer ans Werk.

Der ältere der Muchnbaum hat den Nachbarn, den Liesenbauern Franz Halder, überredet, eine preisgekrönte Kuh nicht zu verkaufen, weil er für die Zucht unbedingt ein Kalb von der „Miss Navis“ haben wollte. Und so kam es dann auch zu der

schönen Geschichte, wie der Franz die trächtige Miss Navis von der Alm holen wollte. Da er für den Transport keinen Hänger hat, lief der Franz den weiten Weg auf die Klamm-Alm zu Fuß. Warum auch nicht, es ist ein schöner Weg. Die Klamm-Alm ist eine richtige Alm mit mehreren hundert Rindern, mit Schafen und Haflingern, und ein bisschen Gastwirtschaft macht der Winni dort oben auch. Der Winni nun, das muss man wissen, lädt immer gern zum Obstler ein, und der Franz lässt nur ungern einen Obstler stehen. Am Ende hat der Franz vor lauter Schnaps die Kuh vergessen.

### Miss Navis kehrt heim

Einen Tag später haben wir sie dann gemeinsam geholt, die Miss Navis, und das war wieder eine schöne Geschichte. Ich habe Franz beim Mähen geholfen, in der Nähe der Klamm-Alm. Meine Kinder und ein Kind seiner Gäste liefen vor auf die Alm, nach getaner Arbeit kamen wir hinterher, und am Ende hatten wir dann: zwei Mann, drei Kinder, einen Schlepper und eine hochträgliche Kuh. Und wie gesagt: keinen Hänger. Geplant war das nicht. „Mit der Kuh muss ich selber gehen. Du fährst mit dem Schlepper vor“, beschloss Franz. Der Schlepper vom Franz sieht ein bisschen aus wie die Arche Noah und hat sich schon ein paar-mal irgendwo überschlagen (auch das wäre eine schöne Geschichte; Detti, die Frau vom Franz, erzählt sie allerdings immer ganz anders als er). Ich war natürlich glücklich, dass ich diesen Traum len-

**Trachten sind eine Form des Ausdrucks von Gemeinschaft. Die Alten werden geachtet und gebraucht. Und nichts geht ohne die Freiwillige Feuerwehr.**



In irgendeiner Form machen alle Musik: Detti und Franz vom Liesenhof (oben), der Holzschnitzer Christian Peer (unten) und die offizielle Musikkapelle Navis (rechts) bei einem Auftritt im Gemeindesaal



ken durfte, und wollte stolz mit meinen Kindern runterrumpeln, allein sie trauten dem Frieden nicht und gingen lieber zu Fuß. Mit dem Franz und der Kuh.

### Die einzige Kneipe im Tal

Bei Franz und seiner Frau Bernadette „Detti“ geht es nicht so ruhig zu wie bei den Muchns, das liegt allein schon daran, dass sie Zimmer vermieten und die Bude immer voll ist und die *Fremden* – die seit zehn Jahren jedes Jahr kommen – ständig in der Küche sitzen. Und irgendwie vertrauen sich alle Detti an, alle vertrauen ihr alles an: ein sozialer Magnet, wie ich nie einen getroffen habe. Detti hat einen staubtrockenen, derben Humor und ein Herz, so groß wie das Tal. Privates ist hier öffentlich, das Öffentliche aber immer (man ist ja unter sich) gleichzeitig privat. Das muss man mögen, das muss man können, wie auch immer. Am Ende liegt es wahrscheinlich einfach daran, dass Franz und Detti einfach irrsinnig gesellige Menschen sind. Ein Leben als Happening. Es gibt Performancekünstler, die in einen gläsernen Raum ziehen und sich dabei vom Publikum beobachten lassen. Das ist dann das Werk. Bei der Dauerinstallation „Leben auf dem Liesenhof“ dagegen ist das Publikum ein Teil des Kunstwerks.

Die Hälfte der Gäste isst meistens in der Küche und da sitzen auch Nachbarn und Freunde aus Grün. Die Liesenküche ist die einzige Kneipe in Grün, früher gab es eine Wirtschaft im Lattererhof,

aber da haben sie jetzt ja nicht mal mehr Gästezimmer. Feriengäste und Einheimische drängen sich um den Tisch in der Liesenküche, es wird geredet, gelacht, getrunken – und geraucht wie im letzten Jahrhundert. Überhaupt gelten Tabak und Alkohol hier nicht als Problem, sondern als Genussmittel. Das mit der Raucherei sieht man in Österreich eh nicht so eng. Ich glaube, wenn das Rauchen irgendwann weltweit verboten ist, drinnen, draußen, auf dem Meer und in der Luft, dann ist Navis das letzte gallische Dorf der Freuden des Nikotins. „Zum Rauchen rausgehen?“, grinst Detti und steckt sich eine an. „Darf ja jeder.“ Wenn viel los ist, holen manchmal die Josler Christine oder der Peer Christian die Gitarre raus und es wird gesungen.

Christian ist ein ziemlich bunter Hund, Künstlerseele durch und durch. Sein Großvater, der Wischatter „Ernstl“, war eine Legende im Tal: Landstreicher, Musiker, Holzschnitzer, Wilderer. Meine Eltern haben ihn, so darf ich stolz bemerken, noch gekannt. Der Muchnhof wurde damals von zwei Schwestern geführt, und da war der Ernstl dann besonders gern. Und zeugte eine Tochter, der er am Ende nicht mehr hinterließ als seine Gitarre. Die Talente als Musiker und Holzschnitzer gingen mitsamt der Gitarre weiter an seinen Enkel Christian. Und manchmal, wie gesagt, da wird auf dem Liesenhof gemeinsam gesungen. Lieder wie *Schifoan* (is des leiwandste, was man si nur vorstelln ko), das wunderbare *Tiroler Lied* (Du bist das Land,

dem ich die Treue halte / weil du so schön bist, mein Tiroler Land) oder auch Klassiker des nicht ganz so alpenländischen Liedguts wie *Fiesta Mexicana* (Hossal), *Ein Bett im Kornfeld* (ja, das ist immer frei) oder *Tür an Tür mit Alice* (Alice, Alice / who the fuck is Alice?). Volksmusik, wie sie sein sollte: Musik vom Volk. Überhaupt, die Musik. Als „Musikdorf“ wurde Navis früher in den Prospekten vom Tourismusverband beworben, und das hätte man gestrost so lassen können. Denn fast jeder hier macht in irgendeiner Form Musik, ist oder war Mitglied der Musikkapelle Navis, viele wie Christian oder Hubi spielen auf Hochzeiten oder Almen. Und wenn die Musikkapelle Navis ein Konzert gibt, ist mehr oder weniger das ganze Dorf im Saal. Wer nicht mitspielt, der hört zu.

### Wissen, wo man hingehört

Früher, als ich mit meinen Eltern kam, haben die Grünen noch zu uns *Fremden* aufgeschaut. Wer von irgendwo da draußen hier reinkam und am Ende des Urlaubs einfach wieder rausfuhr, dem mussten doch alle Wege offenstehen. Gott, wie beneidenswert! Jetzt ist es anders. Jetzt schauen die meisten Gäste zu den Grünern auf: Wer immer hier ist, der muss ja wirklich wissen, wo er hingehört. Gott, wie beneidenswert!

Wie sehr die Menschen außerhalb der Täler heute unter Vereinsamung und Vereinzelung leiden, wissen die Grünen sehr genau und leben ihre Gemeinschaft als emotionales Privileg. Heute wohnen mehr Menschen in Grün und im Navistal als früher, zwischen den Bauernhöfen stehen Einfamilienhäuser. Zum Geldverdienen muss, der Straße sei Dank, keiner mehr fortziehen, den Baugrund gibt es von den Eltern, beim Bauen helfen die Verwandten. Und wenn die dann bauen, dann hilft man selbst. Gemeinschaft ist hier keine Phrase, sie wird gelebt und geatmet, jahrein, jahraus. Als Franz und Detti wegen der Klinikaufenthalte ihrer schwerkranken Tochter ständig nach Innsbruck mussten, kochte die Frau vom Hubi (mit anderen) für die Feriengäste, auf dem Feld half der Josler Raimund (mit anderen). Beim Josler Raimund, der einen der größten Höfe bewirtschaftet, muss man nun wissen, dass er Vollzeit im Straßenbau schuftet, acht Stunden harte körperliche Arbeit, meistens in Innsbruck oder noch weiter weg. Und den Hof, das hatten wir schon, dann mor-

gens, abends ... genau. Aber natürlich wird dem anderen trotzdem geholfen, wo kämen wir denn sonst hin?

Ganz allein ist er natürlich auch nicht mit dem Hof, vor allem Neffe Alexander geht ihm zur Hand. Seit 1430, seit fast 600 Jahren, ist der Joslerhof in Familienbesitz. Vom Vater zum Sohn, meines Wissens tatsächlich ohne eine einzige Unterbrechung. Als der Prechtlhof vor rund zwanzig Jahren die Landwirtschaft einstellte, übernahmen die Joslers einen Teil der Felder in Pacht. Das ist für beide Seiten nützlich, aber um den Nutzen geht es dabei nur in zweiter Linie. Es sind Felder, Herrgott, und ein Feld gehört bestellt!

Wenn jemand stirbt, wird der Tote im Wohnzimmer aufgebahrt, und dann kommen sie zum Rosenkranzbeten: Verwandte, Freunde, Nachbarn. Vielleicht sind sie gar nicht mehr alle so ganz streng katholisch, aber das Rosenkranzbeten ist ihr Ausdruck von Anteilnahme, der Bereitschaft, Schmerz und Trauer auf ein paar Schultern mehr aufzuteilen. Und das gehört natürlich dazu, zum Leben in Grün. Als letztes Jahr der alte Joslerbauer Konrad Peer starb, da standen sie zum Rosenkranzbeten Schlange bis zum nächsten Haus. Im kleinen Grün stellte sein Tod ein ziemlich großes Ereignis dar, er war ein hoch angesehener Mann und einer der letzten vom alten Schlag. Er hatte noch erzählen können, wie sein Vater, damals in den Fünfzigerjahren, die erste Mähmaschine von Grün gekauft hatte und wie der Ernstl alle Jahre wieder mit der Gitarre unterm Arm bei der Tür hereinkam. Damals war die Dorfgemeinschaft noch viel enger als jetzt, und weil mich diese Vorstellung so begeisterte, wie dieser abgeschiedene Naturraum die Menschen zusammenschweißt, habe ich alle immer gelöchert, wie es früher war. Aber irgendwann hat Detti gesagt: „Hör doch auf mit deinem früher, die schönste Zeit ist jetzt!“

Ich glaube, der Mensch kann nur glücklich sein, wenn er sich als Teil eines großen Ganzen empfindet, als Teil einer Gemeinschaft. Und genau damit hat der moderne, in digitalen Parallelwelten herumtaumelnde Mensch große Schwierigkeiten. Die Werbung erzählt uns immer, wie toll man sich fühlt, wenn man unabhängig ist. In Wirklichkeit fühlt es sich viel schöner an, wenn man voneinander wenigstens ein bisschen abhängig ist. Dann gehört man nämlich zusammen.



Zwölfstundentage sind keine Seltenheit für Helene Peer: Stallarbeit am Muchnhof (oben) und am Joslerhof (Mitte). Als der Joslerbauer (rechts, mit Frau Brigitte) starb, standen sie zum Rosenkranzbeten Schlange bis zum nächsten Haus.

# Interview

*Seit Jahrzehnten gilt Sandy Allan als einer der routiniertesten Bergführer Schottlands. 2012 gelang ihm zusammen mit Rick Allen die Erstbegehung des Mazonograts am Nanga Parbat, einer der längsten Gratanstiege im Himalaya. Im Alter von fast 57 Jahren. Im Gespräch mit Jochen Hemmleb erzählt der „freundliche Honigbär aus den Highlands“ vom langen Weg der Erfahrung.*



# „Wir zählen möglicherweise zu den erfolgreichsten erfolglosen Seilschaften der Welt“

„Da war der lächelnde Sandy Allan, dieser freundliche Honigbär aus den Highlands ...“ Vor 25 Jahren waren diese Worte des schottischen Schriftstellers Andrew Greig mein erster Kontakt mit dem Namen Sandy Allan. Greigs Bücher über zwei gemeinsame Expeditionen mit ihm – zum Mustang Tower im Karakorum 1984 und zum Mount Everest 1985 – sowie Allans eigene Tagebuchauszüge darin zeichneten das Bild eines Mannes, hinter dessen umgänglichem Äußeren sich ein Denker mit einem komplexen, vielschichtigen Innenleben verbarg. Ein interessanter Charakter also, der mir im Gedächtnis blieb, obwohl er nicht zu den gängigen Namen der Alpinszene zählte. Trotzdem musste ich erst nachschauen, ob es sich um denselben Sandy Allan handelte, als der Name 2009 unter den Besteigern des Nanga Parbat auftauchte. Er war es tatsächlich – und somit im Alter von fast Mitte fünfzig noch immer erfolgreich an den Bergen der Welt unterwegs. Das Gefühl von respektvoller Bewunderung sollte drei Jahre später ungläubigem Staunen weichen, als vermeldet wurde, dass Sandy Allan und seinem zwei Jahre älteren Partner Rick Allen die Erstbegehung des „letzten großen Problems“ am Nanga Parbat gelungen war: des zehn Kilometer langen Mazenograts (siehe Chronik Berg 2014).

Zwei Jahre darauf, im Mai 2014, besuchte mich Sandy Allan zum Interview in Südtirol und zu einem Gespräch in Innsbruck mit Robert Renzler. Abgesehen von dem etwas lichter gewordenen Haar stimmte Andrew Greigs gut dreißig Jahre alte Beschreibung noch immer: „... mehr als ein paar Tage hält er es nicht an einem Ort aus. Sein Blick bleibt nur kurz auf die Person gerichtet, mit der er gerade redet. Und auf den Bildern unserer Expedition ist er immer leicht verschwommen, so als wolle er gerade fortgehen, die Augen abgewandt oder von seiner Hand oder seinem Haar verdeckt.“ Ein Mann in ständiger Bewegung, innerlich wie äußerlich. Und so verbrachten wir den Großteil der eingeplanten Zeit mit Klettern: im Passeiertal, an den Sonnenplatten im Sarcatal, im „Salewa Cube“ von Bozen und selbst noch auf dem Rückweg zum Münchner Flughafen in der Kletteranlage von Thalkirchen. Nur ein Regentag schaffte es, ihn zumindest für ein paar Stunden hinter das Aufnahmegerät zu bekommen.

**JH »** *Sandy, für ein Interview mit einem Schotten gibt es eigentlich kaum einen besseren Einstieg als Whiskey. Damit wurden ja sozusagen deine Wurzeln gewässert ...*

**SA »** Ja, meine gesamte Familie war in der Whiskey-Industrie, und ich selbst hatte eine Ausbildung als Manager einer Distille begonnen. Da ich aber der Sohn vom Chef war, gab man mir keine freie Zeit zum Klettern – ich wäre ein schlechtes Beispiel für die anderen Arbeiter gewesen. So gab ich den Job auf, was meine Familie damals sehr ärgerte, und wurde Vollzeit-Bergsteiger. Seitdem versuche ich, so viel und so oft wie möglich zu klettern.

**JH »** *Wann hast du mit dem Bergsteigen begonnen?*

**SA »** Mit 19 – ich war also für heutige Verhältnisse schon ziemlich alt. In den Cairngorm Mountains. Ein paar Freunde nahmen mich zum Klettern mit. Meine erste Eisroute kletterte ich mit Robert Bruce, einem direkten Nachfahren von Robert the Bruce [Schottischer König 1306–1329 und Nationalheld; Anm.] ... Ein weiterer Freund, Mal Duff, bot Lowbudget-Kletterkurse in den Alpen an – komplett chaotische Trips –, und so kam ich nach Chamonix. Eine meiner ersten Routen war der Brenvasporn – nicht schlecht für die erste Woche ...

**JH »** *Mit dem in Schottland unvergessenen Mal Duff (1951–1997) warst du dann auch das erste Mal im Himalaya ...*

**SA »** Als Person war Mal ein Rohdiamant – ein sehr belebender, sehr interessanter Charakter und gleichzeitig ein echter Cowboy, der alle Regeln brach. Ein Träumer, der seinen Traum zu leben versuchte. In Großbritannien war er einer der Ersten, die es schafften, vom Bergsteigen zu leben. Irgendwann rief er mich an: „Hey Sandy, hättest du Lust, in den Himalaya zu fahren?“ „Klar, warum nicht.“ Ziele waren der Westgrat des Thamserku (6608 m) und der Westgrat des Nuptse (7861 m), beide damals, 1982, noch unbegangen. Zwei enorme Routen – und das auf unserer ersten Himalayaexpedition ... Wir hatten null Ahnung. Am Thamserku ging uns das Benzin von unserem Kocher aus – und wir waren von der Höhe so benebelt, dass wir ihn nachfüllten, als er noch brannte. Der Feuerball sah im Dunkeln wirklich beeindruckend aus ... Am Nuptse wurde das Wetter schlecht, wir seilten auf die falsche Seite des Berges ab und hatten einen epischen Rückzug. Aber für uns war es ein großer Er-



folg: Wir merkten, dass wir in der Höhe klettern und über eine wirklich komplexe Wand absteigen konnten. Das stärkte das Selbstvertrauen.

**JH** » 1984 ging es zum Mustagh Tower im Karakorum, worüber Andrew Greig das Buch „Summit Fever“ schrieb ...

**SA** » Eine weitere typische Mal-Duff-Cowboy-Aktion. „Hey Sandy, wir fahren zum Mustagh Tower.“ „Fantastisch!“ „Ja, und es kostet jeden nur 1000 Pfund.“ Als wir dann in Islamabad am Flughafen ankamen, meinte Mal, „jetzt lernt ihr unsere Klienten kennen ...“ Er hatte ein paar Amerikaner als zahlende Gäste gewonnen, die wir auf den Berg führen sollten. So hatte er die Expedition finanziert – es war wohl eine der ersten kommerziellen Expeditionen im Karakorum ... Am Ende wurden die Klienten allesamt krank und mussten abreisen – was uns natürlich sehr entgegenkam. Wir brauchten nicht mehr arbeiten und Fixseile für sie legen, sondern konnten den Mustagh Tower im Alpinstil in zwei Zweierseilschaften besteigen.

Das war die insgesamt dritte Begehung des Turms. Anschließend versuchte sich Allan zweimal am damals noch unbegangenen gesamten Nordostgrat des Mount Everest, der aufgrund des Todes von Peter Boardman und Joe Tasker 1982 in Großbritannien einen besonderen Nimbus besaß. Der erste Versuch 1985 erfolgte noch im klassischen Expeditionsstil, der zweite, 1987, dagegen mit einem kleinen Team. Teilnehmer waren unter anderem Allans späterer Begleiter am Mazonograt, Rick Allen, sowie Doug Scott und der Grazer Robert Schauer. In Schottland zählte Allan in dieser Zeit

zu den führenden Erschließern von Mixed-Routen in den damals höchsten Schwierigkeitsgraden (z. B. „The Rat Trap“, Creag an Dubh Loch, Schottisch VIII, 8). Ein Jahr später, 1988, erhielt Allan eine Einladung zu einer internationalen Kleinexpedition zur berühmten Kangshung-Wand (Ostwand) des Mount Everest, die er aber aus persönlichen Gründen ablehnte („Ich entschied mich, der verantwortungsbewusste Ehemann zu sein.“). Ihre dramatische Erstbegehung und der viertägige Überlebenskampf der Bergsteiger beim Abstieg zählen zu den großen Kapiteln der Everest-Geschichte – und für Sandy Allan sollte der „Climb of a Lifetime“, die Tour seines Lebens, weitere 24 Jahre auf sich warten.

**JH** » 1995 warst du das erste Mal am Mazonograt, zusammen mit zwei lebenden Legenden, Doug Scott und Voytek Kurtyka. Welchen Ruf hatte die Route damals, und welchen Eindruck bekommst du von ihr?

**SA** » Es war die Zeit von Kurtykas großen Visionen. Lange, mehrtägige Überschreitungen, die echtes „commitment“ forderten – ein „Sich-dem-Berg-Verschreiben“. Jeder wusste damals, dass der Mazonograt eine wirklich lange und vielleicht unmögliche Route war – aber natürlich dachten wir damals nicht, dass irgendetwas unmöglich sei! Aber der Grat hatte den Ruf, sehr, sehr lang und sehr anstrengend zu sein. Und es gab von ihm so gut wie keine Fluchtmöglichkeit. Als ich später das Foto von Rick sah, das er am „point of no return“, einer Abseilstelle, gemacht hatte, dachte ich, man müsse verrückt sein, dort weiterzugehen – weil du dann vielleicht nicht mehr zurückkommst.



**JH** » *Wie kam es dann, dass du und Rick nach 17 Jahren (!) wieder an den Mazenograt zurückgekehrt seid?*

**SA** » Die Route war die ganzen Jahre über in meinem Kopf, aber ich versuchte, den Gedanken beiseitezuschieben, da ich wirklich Angst vor dem Mazenograt hatte. Ich wusste, dort könnte ich umkommen. Aber er war wie eine wirklich attraktive Frau, die dir auf der Straße begegnet. Ein Teil von dir sagt, lass die Finger von ihr – und gleichzeitig willst du sie. ... 2009 beschlossen wir dann, uns den Nanga Parbat nochmals genauer anzusehen. Wir gingen an die Diamirseite ...

**JH** » ... mit einer Expedition des Steirers Gerfried Göschl ...

**SA** » ... und bestiegen den Gipfel über die Normalroute, was für Rick und mich eine recht problemlose Angelegenheit war. Meine Gedanken waren die ganze Zeit wieder beim Mazenograt. Und je höher du an der Diamirflanke steigst, desto besser wird dein Blick auf den Grat. Irgendwann sagte ich zu Rick, „komm, lass uns mit dem dummen Spiel aufhören, Routen zu klettern, die schon gemacht wurden.“

**JH** » *Vor eurer Expedition 2012 hatten bereits zwei hochkarätige Seilschaften – die Amerikaner Doug Chabot und Steve Swenson (2004) sowie die Deutschen Josef Lunger und Luis Stitzinger (2008) – den Mazenograt bis zum Mazeno Col überschritten, mussten von dort aber absteigen. Was habt ihr anders gemacht?*

**SA** » Beide Seilschaften waren wirklich hyperfitte, moderne Bergsteiger und gut akklimatisiert – und trotzdem ging ihnen am Mazeno Col die Energie aus. Rick war happy, den Grat im selben Stil wie sie anzugehen. Aber ich hatte nicht vor, mir den Kopf an der gleichen Mauer einzurennen. Das

kannst du ein-, zweimal machen, dann solltest du daraus lernen. So lud ich zwei befreundete Sherpas ein, Lhakpa Rangdu und Lhakpa Zarok, mit denen ich seit Jahren im Himalaya zusammenarbeite. Jeder dachte natürlich, sie sollten unsere Lasten tragen. Aber beide sind starke Bergsteiger, IFMG-Bergführeraspiranten. Sie sollten helfen, gemeinsam genügend Proviant tragen zu können, um am Mazeno Col einen Rasttag einzulegen. Dann hätten wir vielleicht genügend Energie übrig, um zum Gipfel weiterzugehen.

**JH** » *Später stießen noch Cathy O'Dowd und Lhakpa Nuru zum Team. Warum noch zwei weitere Mitglieder?*

**SA** » Ich kannte Cathy bereits von einer gemeinsamen Expedition zum Lhotse-Westgipfel und wusste, dass sie auch sehr gut darin war, Sponsoren aufzutreiben. Sie selbst rechnete nicht damit, am Mazenograt bis zum Gipfel zu gehen, und so würde sie Lhakpa Nuru im Abstieg begleiten. Das muss man aber in der richtigen Relation sehen: Cathy war unheimlich stark, und am Ende überschritt sie den gesamten Grat bis zum Mazeno Col, was vorher nur vier Bergsteiger geschafft hatten.

**JH** » *Ursprünglich wollten Rick und du ja die Expedition rein privat finanzieren. Wie stehst du zum Thema Sponsoring?*

**SA** » Für mich ist es einfacher, einen normalen Job als Bergführer oder als Industriekletterer zu haben, weil ich dadurch mein eigenes Geld verdienen und mit freiem Kopf in die Berge gehen kann – ohne zusätzlichen Druck von außen. Ich denke, für uns als Bergsteiger ist es oft ein schmaler Grat, gesponsert zu sein und gleichzeitig in den Bergen die richtigen Entscheidungen zu treffen.



Beim ersten Versuch am Mazonograts 1995



Auf dem Gipfel des Nanga Parbat nach der Erstbegehung des Grats

Die nackten Fakten der Erstbegehung des Mazonograts, die Sandy Allan und Rick Allen zwischen dem 2. und 19. Juli 2012 gelang, erzählen eine schier unglaubliche Geschichte (siehe Abbildung oben). Nach einer Akklimatisationszeit, in der sie zwei Lager am Zustieg zum Grat eingerichtet hatten, überkletterten die sechs Bergsteiger gemeinsam in neun Tagen den gesamten Kamm mit seinen acht Zwischengipfeln (zwischen 6880 und 7120 m hoch) bis zum Mazeno Col. Ein erster Gipfelversuch von Allan und Allen, Lhakpa Rangdu und Lhakpa Zarok kam bis zur Merkl-Scharte unter dem Hauptgipfel (ca. 7850 m), nachdem O'Dowd und Lhakpa Nuru umgekehrt waren. O'Dowd und die drei Sherpas entschlossen sich schließlich zum Abstieg über die Schell-Routen (Rupalseite), während Allan und Allen nach einem Rasttag erneut die Gipfelbesteigung versuchten. Sie erreichten den Gipfel am Abend des 15. Juli, am 14. Tag am Berg. Der Abstieg über die Normalroute in der Diamirflanke erforderte nochmals dreieinhalb Tage.

**JH** » Was waren deiner Meinung nach schlussendlich die Gründe, warum du und Rick weitergegangen seid, während die anderen abstiegen?

**SA** » Cathy und die Sherpas waren zwar auf Achttausendern gewesen, aber stets auf Routen mit Fixseilen. Rick und ich haben hingegen oft Neurouten versucht und sind oft gescheitert. Wir zählen möglicherweise zu den erfolgreichsten erfolglosen Seilschaften der Welt! Aber dadurch waren wir schwieriges, unbekanntes Gelände, Einsamkeit und Ausgesetztheit gewohnt.

**JH** » Was war es für ein Gefühl, beim zweiten Versuch das Zelt zurückzulassen und loszugehen – vielleicht mit dem Wissen, dass es kein Zurück mehr gab?

**SA** » Zu diesem Zeitpunkt fühlten wir kein großes „commitment“. Wir hatten etwas zu essen – etwa eine halbe Packung Kekse – und genügend Gas. Wir dachten, an diesem Tag noch bis zum Gipfel zu kommen. Und dann würden wir auf der Normalroute auf andere Bergsteiger mit Essen und Zelten treffen.

**JH** » Aber dann kam alles anders ...

**SA** » Als wir nach dem Gipfel am Abend in unserer Schneehöhle zurück waren, waren wir so froh. Dann versuchten wir, den Kocher in Gang zu setzen – und das Feuerzeug ging nicht mehr ... (An diesem Punkt der Erzählung weiteten sich Sandy Allans Augen.) Da wussten wir – dies ist ernst. Sehr, sehr ernst! Und am nächsten Tag fanden wir heraus, es gab keine Spur. Niemand war auf der Diamirseite unterwegs. Wir dachten ursprünglich, nach dem Gipfel steigen wir in ein Lager ab und sind am nächsten Tag im Basislager. Nun würden wir drei, vier Tage brauchen. Aber es war das bessere Bergsteigen! Stilreiner. Frische Spuren im Schnee ...

**JH** » Insgesamt wart ihr knapp 18 Tage am Berg. Zwei fast Sechzigjährige schaffen eine Route, die zuvor vergeblich von anderen hochkarätigen und jüngeren Bergsteigern versucht worden war. Wie geht das?

**SA** » Ich denke, der Grund, warum Rick und ich den Grat erst in diesem Alter geklettert sind, ist, dass wir so lange gebraucht haben, die nötige Reife zu besitzen. Jemand wie David Lama hat diese Reife vielleicht schon jetzt! Und der



Nach der Rückkehr ins Basislager



Am Mazenograt bei der Erstbegehung 2012

Grat erforderte eine Menge Erfahrung. Ein Ueli Steck mag mit seiner Erfahrung in drei Tagen über den Grat rennen. Das wäre dann der nächste Schritt. Und dann sagt man, warum haben die beiden Alten 18 Tage gebraucht, wenn man es in drei schaffen kann?!

**JH** » Für die Erstbegehung des Mazenograts erhielten du und Rick im Jahr 2013 den Piolet d'Or. Wie stehst du zu dieser Auszeichnung, was bedeutet sie für dich?

**SA** » Ich erinnere mich noch daran, wie wir im Abstieg Marek Holeček und Zdenek Rubý oberhalb der Kinshofer-Wand trafen, und Marek meinte zu uns: „Leute, dafür werdet ihr einen Piolet d'Or bekommen!“ Und das war ein kompletter Schock für mich. Daran hatte ich bei der Besteigung nicht im Entferntesten gedacht. Heute ist es nett, einen bekommen zu haben, der bei mir zu Hause auf dem Bücherregal steht und Staub ansetzt – nicht, weil es beim Bergsteigen um Auszeichnungen geht, sondern weil es eine Anerkennung bedeutet und der Öffentlichkeit zeigt, dass es im Alpinismus diese beeindruckende Bewegung von Leuten gibt, die eben nicht von Geld oder Medaillen angetrieben sind und diese faszinierenden Gipfel besteigen.

**JH** » Seit deinen Anfängen ist das Bergsteigen öffentlicher geworden. Es hat eine stärkere Präsenz in den Medien, vor allem auch im Internet. Wie siehst du umgekehrt den Einfluss der Medien auf deinen Sport, deine Leidenschaft?

**SA** » In mancher Hinsicht zeichnen die Bergsportmagazine ein falsches, elitäres Bild. Wenn man die Fotos darin betrachtet, denken die Leute, man müsse kopfüber von Eisgeräten hängen, um in den Bergen eine gute Zeit zu haben – aber

darum geht es nicht. Berge repräsentieren jeden, sie sind für jeden da – ob du nun ein Athlet bist oder ein alter Kerl mit zwei kaputten Knien wie ich. Ich denke, wir sollten in jedem Bereich Leute animieren, bergzusteigen.

**JH** » Hat diese Entwicklung einen Einfluss auf Grundwerte des Bergsteigens? Und wenn ja, welche Verantwortung trägt dafür die heutige Bergsteigergeneration?

**SA** » Ich denke, was die jungen Bergsteiger heutzutage leisten, ist fantastisch. Und du kannst sie nicht dafür verantwortlich machen, die modernen Kommunikationsmittel und Medien zu benutzen, denn unsere Generation, Bill Gates und so, war bestrebt, diese zu entwickeln. Und was die Werte betrifft: Sie ändern sich ständig – ob sie dadurch besser oder schlechter sind, kann ich nicht sagen.

**JH** » Haben der Erfolg am Mazenograt und das Medienecho darauf einen Einfluss auf dich? Hat es dein Leben verändert?

**SA** » Mein Leben verändert sich nicht aufgrund eines einzigen Berges. Die Frage ist eher, ob der Erfolg meine Art und Weise, Entscheidungen zu treffen, verändert. Oder meine Kernwerte. Wir wollten den Mazenograt klettern, weil wir bergsteigen gehen wollten – nicht, um davon erzählen zu können. Es ehrt uns zwar, wenn wir darum gebeten werden. Aber wir haben es nicht deswegen gemacht. ... Vielleicht hat Voytek Kurtyka recht: Erst wenn du nicht darüber redest, darüber schreibst, keine Auszeichnung annimmst, dann bist du wirklich stilrein ... Aber, Life is good, eh?! – und das Leben wäre langweilig, wenn es nicht ein paar schöne Fotos in Klettermagazinen gäbe – von uns am Mazenograt und von Leuten, die kopfüber an ihren Eisgeräten hängen!

# Bergsteigen jenseits der Hochglanzmagazine

Barbara Hirschbichler und ihre Art, im Karakorum unterwegs zu sein  
**>> Karin Steinbach Tarnutzer**

*Seit sie einen tieferen Einblick in die Lebensbedingungen der Baltis bekam, hat sich ihre Einstellung zum Höhenbergsteigen grundlegend verändert. Heute zieht sie es vor, allein oder in Begleitung von Einheimischen abgelegene und namenlose Berge im Karakorum zu besuchen – und die Bewohner tatkräftig zu unterstützen. Dabei liegt der Lehrerin die Schulbildung der Kinder aus den Bergdörfern besonders am Herzen.*



Die getrockneten Aprikosen, die Barbara Hirschbichler in ihrer Wohnung im oberen Stockwerk eines Bauernhauses in Oberschönau im Berchtesgadener Land aufischt, schmecken wunderbar fruchtig – genau das richtige Gleichgewicht von Süße und Säure. Erstaunlicherweise haben sie ihre Farbe weitgehend behalten und sind kaum nachgedunkelt. Sie stammen aus der nordpakistanischen Region Baltistan. Dort lebt ihr Ehemann Ghulam Rasool, dort verbringt sie oft ihre Ferien und manchmal auch längere Zeiträume, wenn sie sich von ihrer Arbeit als Gymnasiallehrerin beurlauben lassen kann. Das Dorf Kurphe, gegenüber von Askole auf dem Anmarschweg zu den Achttausendern der Baltorgruppe gelegen, ist zu ihrem zweiten Lebensmittelpunkt geworden. Wenn sie nach Pakistan reist, koordiniert sie in Skardu und in den Bergdörfern des Karakorum die Hilfsprojekte, für die sie sich seit 15 Jahren engagiert. Und sie geht bergsteigen. Auf ihre Art.

Seit ihrer Begegnung mit den Baltis sieht sie Expeditionen zu den Achttausendern mit anderen Augen. „Ein Großteil der Menschheit hat andere Sorgen als das Erreichen eines Gipfels. Dass wir das so wichtig nehmen können, ist ein ziemlicher Luxus.“ Das sagt eine, die zu Beginn der Neunzigerjahre zu den wenigen Frauen weltweit gehörte, die den zehnten Schwierigkeitsgrad kletterten. Die später eine Zeitlang Achttausender anstrebte, zwei davon ganz bestieg, zwei fast und an drei weiteren am schlechten Wetter scheiterte. Ihre Abwendung von diesen Zielen sei eine Entwicklung über die Jahre hinweg gewesen, erläutert die heute 55-Jährige. Sie war auf einigen Expeditionen innerhalb eines Zweierteam unterwegs, schloss sich aber gelegentlich der Einfachheit halber und aus Kostengründen größeren Gruppen an. Für sie als geborene Einzelgängerin war das Leben im Basislager dann oft schwer zu ertragen. „Ein Zelt neben dem anderen, viele Leute gestresst oder krank, es war laut und hektisch. Ich habe mich im Basislager nie wohlgefühlt. Manchmal hatte ich sogar Streit mit anderen Expeditionsmitgliedern, obwohl ich eigentlich ein umgänglicher Mensch bin. Es tut mir heute noch leid, wie unsozial ich mich selbst manchmal verhalten habe.“ Außerdem sei sie ein Mensch der Dynamik: Da müsse etwas vorwärtsgen. Das ewige Warten im Basislager auf gutes Wetter habe sie als ver-

geudete Zeit empfunden. Es dauerte aber doch einige Jahre, bis sie sich endgültig eingestand, dass das Achttausenderbergsteigen nicht ihre Sache ist, denn es gab immer wieder auch überwältigend schöne Momente auf den hohen Bergen, welche die negativen Erfahrungen aufwogen.

Die Begegnung mit Ghulam Rasool, den sie im Jahr 2000 am Gasherbrum II kennenlernte, wo er als Hochträger für eine andere Expeditionsgruppe arbeitete, und der darauffolgende intensivere Kontakt zu den Einheimischen sensibilisierte sie für die Lebensumstände der Bevölkerung in Baltistan. Karge Böden und extreme klimatische Bedingungen verursachen Hunger und Armut, fehlende medizinische Versorgung, minimale Bildungsmöglichkeiten und der verbreitete Kinderreichtum verschlimmern die Lage, dazu kommt die politische Instabilität. Im Sommer bieten Expeditionen den Männern die Möglichkeit, als Träger etwas Geld zu verdienen, doch die Arbeit ist hart und schlecht bezahlt. Die überhebliche Art und Weise, auf die manche Bergsteiger die Einheimischen behandelten, bestärkten Barbara Hirschbichlers kritische Haltung gegenüber dem kommerziellen Expeditionsbergsteigen. Schließlich brachte sie eine Frage ihres Bruders zum Nachdenken: „Meinst du, da würde jemand hinaufgehen, wenn niemand davon erfahren würde?“ Sie war sich plötzlich gar nicht so sicher, ob sie selbst es dann noch tun würde. Da sie gerade nach einer längeren Auszeit in den Schuldienst zurückkehrte, erübrigte sich die Gewissensfrage ohnehin, und sie verabschiedete sich endgültig vom Höhenbergsteigen in dieser Form.

### Freiheit ist auch Zweckfreiheit

Bärbel – so wird sie im Freundeskreis genannt – betrachtet die gegenwärtige Entwicklung des Bergsports mit gemischten Gefühlen. Mit dem Alpinismus, wie er von Journalisten dargestellt wird, kann sie nichts anfangen. „Für die Medien ist immer nur die ‚Todeszone‘ interessant, als ob nur die Höhe eines Berges ausschlaggebend wäre und nicht die Schwierigkeit des Anstiegs. Nicht wenige Bergsteiger bedienen in ihren Berichten den Hunger nach Sensationen, und es wird oft gewaltig übertrieben und beschönigt.“ Für sie ist das, was sie in den Bergen treibt, ihr Privatvergnügen, das niemanden etwas angeht – und für das sie vor

1998 besteigt Barbara Hirschbichler den Siebtausender Khan Tengri, den zweithöchsten Berg im Tienschan. Im letzten Lager vor dem Gipfel übernachtet sie in einer Eishöhle.

© Archiv Barbara Hirschbichler



1992 gelingt Barbara Hirschbichler mit der „Mescalito“ in Karlstein als erster Deutscher der Schwierigkeitsgrad 8a.

© Heinz Zak

Rechts: Berge sind ihre Leidenschaft geblieben, wenn sie sie heute auch in anderer Form bereist: mit dem Rennrad am Mount Lemmon in den Santa Catalina Mountains in Arizona (Mitte), inmitten unbestiegener und unbenannter Gipfel in einem Tal südlich des Baltoro (rechts).

© Archiv Barbara Hirschbichler

alles keine kommerziellen Motive hat. „Bergsteigen für Geld ist für mich nicht denkbar, da würde ich mich unter Druck fühlen und meinem Ideal, den Sport um seiner selbst willen zu betreiben, nicht gerecht werden. Ich folge dabei einer inneren Notwendigkeit, Erfolg oder Misserfolg sind nicht entscheidend. Aber das kann man natürlich auch anders sehen. Ich bin eben in der glücklichen Lage, dass ich nicht vom Bergsteigen leben muss. Man darf aber nicht vergessen, dass es durchaus ein Bergsteigen jenseits der Hochglanzmagazine gibt. Ich kenne etliche hervorragende Alpinisten, die über ihre beachtlichen Leistungen nie in der Öffentlichkeit reden und daher weitgehend unbekannt sind.“

### In der Stille des Karakorum

Die Lehrerin, die am Karls gymnasium in Bad Reichenhall Englisch und Geographie unterrichtet, ist glücklich über ihre Arbeit, die abwechslungsreich ist, Freude macht und ihre Unabhängigkeit sichert. Denn nichts wäre für sie schlimmer, als sich ständig in den Medien präsentieren zu müssen. Diese Freiheit ist ihr mehr wert als alles andere. Heute ist sie stolz darauf, dass sie das einzige Mal, als sie bei einer Ausrüstungsfirma wegen einer Unterstützung mit Material anfragte, eine abschlägige Antwort erhielt, mit dem Argument, sie verkaufe sich nicht. Das trifft in zweierlei Hinsicht zu: Barbara Hirschbichler entspricht mit ihren extrem kurz geschnittenen Haaren und dem durch-

trainierten, drahtigen Körper nicht dem Frauenbild, mit dem Bergsportfirmen ihre Produkte kommunizieren. Und sie will sich tatsächlich nicht verkaufen. Als wichtigstes Motto ihres Lebens und damit auch ihres Bergsteigens nennt sie einen Satz, der völlig unvereinbar mit einer Karriere als Profialpinistin ist: Sie wolle ihre Ruhe, in jeder Bedeutung des Wortes.

Wenn sie heute bergsteigen geht, tut sie das in einsamen Seitentälern des Karakorum, in denen noch nie ein Ausländer war. Manchmal gemeinsam mit Rasool, manchmal allein durchquert sie wegloses, brüchiges Schrofengelände und erkundet Berge, die auf keiner Karte verzeichnet sind, weit weg von den letzten Siedlungen. Auf einem Gipfel steht sie selten, das ist ihr nicht wichtig. Begleitet werden die beiden von Verwandten und Freunden Rasools, die vor allem Mehl tragen; wochenlang leben sie praktisch ausschließlich von Chapatis und Tee.

„Das ist für mich Abenteuer, in weglosem Gelände unterwegs zu sein, wo man nicht stürzen darf, mit den Baltis und minimaler Ausrüstung, und nirgends ein Anzeichen von Stress, Hektik oder Streit. Besonders liebe ich die absolute Stille, die man dort noch findet.“ Begeistert erzählt sie von der Kondition und der Trittsicherheit der Baltis, die sich mit 50 Kilogramm Last auf dem Rücken und Plastikschlappen an den Füßen in nicht absicherbarem Gelände so souverän bewegten wie Steinböcke.



Dabei gab es eine Zeit, in der auch Barbara Hirschbichler sich an Leistungen orientierte. Geboren am 25. Juni 1959, wuchs sie zusammen mit ihrem zwei Jahre älteren Bruder Albert in Bad Reichenhall auf. Ihren Vater hatte sie nie kennengelernt, er war kurz nach ihrer Geburt auf einer Expedition im Karakorum ums Leben gekommen. Im Kreis ihrer Familie bestieg sie von Kindheit an die Gipfel der Berchtesgadener Alpen. Ihr Bruder, der als 14-Jähriger bereits ein guter Kletterer war, nahm sie auf Felstouren mit. Mit 22 Jahren lernte sie den exzellenten Alpinisten Martin Leinauer kennen, mit dem sie mehr als ein Jahrzehnt eine erfolgreiche Seilschaft bildete. Gemeinsam begingen die beiden klassische Gebirgsrouten, bestiegen in Südamerika mehrere Sechstausender und steigerten rasch ihre Fähigkeiten im freien Klettern. Als zu Beginn der Achtzigerjahre in den Alpen die ersten Touren im achten und neunten Schwierigkeitsgrad eröffnet wurden, gehörten Barbara und Martin zu den frühen Wiederholern. Sie kletterten Routen wie „Locker vom Hocker“ an der Schlüsselkarsspitze, „Moderne Zeiten“ in der Marmolada-Südwand sowie die damals schwersten Wege im Wilden Kaiser und an den Wendendstöcken, darunter die „Jednicka Nr. 1“.

Mit der Intensivierung der Sportkletterbewegung verlagerten sie Anfang der Neunzigerjahre ihre Aktivitäten auf Klettergebiete in Frankreich und Italien. Beide studierten, verbrachten jede freie Minute am Fels und fuhren in die Gebiete, die

gerade angesagt waren. „Man traf immer dieselben Leute, das war eine richtige Szene. Es war eine wunderschöne Zeit; das Klettern war noch kein Massensport.“ Damals kletterten erst wenige Frauen, „da war man als Frau schnell einmal vorn dabei, wenn man trainierte und viel kletterte“. 1991 nahm sie eine Saison lang an Kletterwettkämpfen teil und landete bei der ersten Weltmeisterschaft in Frankfurt, bei der die Schweizerin Susi Good Weltmeisterin wurde, auf dem zehnten Platz. Sie erkannte aber schnell, dass ihr Stress und Konkurrenzdruck widerstrebten, und verzichtete auf weitere Wettkämpfe. 1992 beging sie mit der „Mescalito“ im Bad Reichenhaller Klettergebiet Karlstein als erste Deutsche eine Route im Schwierigkeitsgrad 8a. „Beim Sportklettern war ich wirklich gar nicht so schlecht, aber ich tat auch viel dafür. Ich setzte mir Ziele, wollte immer schauen, ob es noch einen Grad schwerer geht.“

### Licht und Schatten des Alpinismus

Im Frühjahr 1993 stürzte Martin Leinauer bei einer Überschreitung des Watzmanns tödlich ab. Für einen Bergsteiger seines Könnens ist diese Tour, auch mit Skischuhen und Ski, eigentlich keine Schwierigkeit, und Barbara weiß bis heute nicht, wie es zu dem Unfall kommen konnte. In der Zeit danach konzentrierte sie sich zunächst verstärkt auf das Training und kletterte, wiederum jeweils als erste Deutsche, im selben Jahr mit „White Winds“ eine 8a+, 1994 mit „La pulce d’acqua“ eine

In der Kleidung der Sherpanis in Solu Khumbu, Nepal. Nach einigen Erfolgen, wie zum Beispiel 1998 am Cho Oyu (Mitte), verabschiedete sie sich vom Höhenbergsteigen an den Achttausendern.

© Archiv Barbara Hirschbichler, Foto: Alexander Huber (Mitte)

Links: Bouldern und klettern geht Barbara Hirschbichler heute noch mit Begeisterung.

Foto: Thomas Huber



Unterwegs im Karakorum  
mit den einheimischen  
Baltis, hier im Gebiet von  
Biafo

© Archiv Barbara Hirschbichler

8b (beide am Schleierwasserfall im Wilden Kaiser). Zusammen mit Pietro Dal Prà gelang ihr „Der Weg durch den Fisch“ an der Marmolada, im Winter stieg sie durch die großen Nordwände der Alpen.

Nur ein Jahr nach Martins Tod starb Barbara Hirschbichlers Mutter, mit der sie eine enge Beziehung verbunden hatte. 1997 erlitt ihr Bruder Albert beim Sportklettern in Arco einen schweren Unfall, er stürzte durch ein Missverständnis beim Sichern 30 Meter bis zum Wandfuß und ist seither querschnittsgelähmt. Die Frage, aufgrund dieser Schicksalsschläge mit dem Bergsteigen aufzuhören, hat sich Barbara dennoch nie gestellt. Sie habe nicht eine Sekunde daran gedacht. „Die Berge und der Sport sind in meinem Leben und für meine Lebensqualität so wichtig, dass ich freiwillig nicht darauf verzichte. Und wem hätte es genutzt, wenn ich aufgehört hätte?“

### Hilfe zur Selbsthilfe

Schließlich wandte sie sich vom Streben nach maximalen Graden ab. Ende der Neunzigerjahre entdeckte sie das Höhenbergsteigen für sich und war am Siebentausender Khan Tengri sowie mit dem Cho Oyu und dem Gasherbrum II an zwei Achttausendern erfolgreich. Am Dhaulagiri erreichte sie fast den Gipfel, am Broad Peak den Vorgipfel. Anlässlich ihrer ersten Reise nach Pakistan besuchte sie auch den Berg, an dem ihr Vater starb. An den Hängen des Siebentausenders Batura I im Hunza-

tal wurden er und seine Begleiter 1959 vermutlich im Hochlager von einer Lawine verschüttet, sie wurden nie gefunden. Auf einer Hochweide am Fuß des Berges erzählten ihr die Bewohner des Dorfes Passu, die sich zum Teil noch an ihren Vater oder zumindest an dessen Expedition erinnern konnten, dass die Weide nicht mehr genutzt werden könne, seit es im Winter zu wenig schneie und das Schmelzwasser ausbleibe. Barbara kam der Gedanke, dass es schön wäre, in Erinnerung an ihren Vater an diesem Ort eine Wasserleitung zu bauen.

Um Spendengelder zu sammeln, gründete sie im Jahr 2000 mit einigen Lehrerkollegen den Verein Himalaya-Karakorum-Hilfe, dessen Vorsitzende sie ist. Ihr Hauptanliegen ist es, Grundlagen für die Selbsthilfe zu schaffen und dabei gewachsene Strukturen zu erhalten und die einheimische Kultur, alte Traditionen sowie die Natur zu achten. Zwischen 2001 und 2004 ließ sie sich vom Schuldienst beurlauben, um im Karakorum bergsteigen zu können und die Unterstützung vor Ort zu organisieren. Heute ist die Weide oberhalb von Passu wieder grün, und ihrem ersten Hilfsprojekt sind zahlreiche weitere gefolgt. Neben Krankenstationen, Wasserleitungen und Soforthilfe in Notfällen steht der Bildungssektor im Vordergrund. Schulpatenschaften und der Bau von Wohnheimen in Skardu ermöglichen Schülerinnen und Schülern aus den Bergdörfern den Besuch weiterführender Schulen, ein Studentenwohnheim in Islamabad ist geplant. Die Gründung einer Trekkingagentur schaffte Arbeitsplätze und Verdienstmöglichkeiten.

Maßgeblich am Erfolg der Hilfsprogramme beteiligt ist Barbara Hirschbichlers Mann, der vor Ort die Projekte auswählt und organisiert und als Einheimischer das Vertrauen der Bevölkerung besitzt. Wenn sie von Rasool spricht, gerät Barbara ins Schwärmen. Sie bezeichnet ihn als den „Glücksfall meines Lebens“. Aber sie berichtet auch von den Schwierigkeiten, die sich ihrer Liebe in den Weg stellten, und von dem Mut, den Rasool brauchte, um als Balti eine Europäerin zu heiraten. Ihre Beziehung klappte deshalb so gut, weil sie beide tolerant seien und keiner von ihnen seine Wurzeln verloren habe – sie ist sich sicher, dass weder Rasool in Deutschland noch sie in Pakistan auf Dauer glücklich geworden wären.

## In den Bergen, jenseits der Berge

Die Hilfsprojekte versteht sie auch als Bereicherung. So wichtig die Berge und der Bergsport für Barbara Hirschbichler sind, ihre Welt ist nicht auf Berge reduziert. Sie sah sich schon immer als Allrounderin und ist nach wie vor eine begeisterte Skitourengeherin, Boulderin, Kletterin, Bergläuferin und Rennradfahrerin – sie schätzt Sportarten, die sie unabhängig von anderen für sich allein und in der Natur ausüben kann. Dabei treibt sie noch mit Mitte fünfzig dieselbe Motivation an wie früher, und sie ist dankbar dafür, dass sie, verschont von Krankheiten und Verletzungen, ihre Aktivitäten über das ganze Leben fortsetzen und ihre Leistungsgrenze bis heute auf dem gleichen Niveau halten konnte.

Ihr Leben bezeichnet sie in vielerlei Hinsicht als reich: durch ihren Mann, durch ihre Arbeit mit ihren Schülern und für ihren Verein, durch den Sport – nicht zuletzt durch ihre große Leidenschaft der letzten Jahre, Berge mit dem Rennrad zu „erklettern“ –, durch ihre Freunde, aber auch durch Literatur und Musik. Und schließlich durch ihren Bruder, mit dem sie sich gut versteht und mit dem sie einmal gemeinsam den Karakorum Highway fuhr, sie mit dem Tourenrad, er mit dem Handbike, bis hinauf zum Khunjerabpass. „Albert ist unglaublich



stark. Wie er sein Schicksal angenommen hat und wie positiv er sein Leben lebt, das halte ich für bewundernswerter als jede noch so große sportliche Leistung. Genauso bewundere ich Leute, die ein ethisch-moralisches Vorbild sind, die für Menschenrechte eintreten und dafür ihr Leben riskieren, die geniale Literatur oder Musik schaffen oder die Welt auf eine andere Weise bereichern.“

**Barbara Hirschbichler wird in Monjong von Schuljungen umringt. Ihre Hilfsprojekte in Baltistan verbessern die Bildungschancen in den Bergdörfern.**

© Archiv Barbara Hirschbichler

## Die Himalaya-Karakorum-Hilfe – [www.himkara.de](http://www.himkara.de)

Um die Bevölkerung in den abgelegenen Bergtälern des Himalaya zu unterstützen, rief Barbara Hirschbichler im Jahr 2000 den Verein Himalaya-Karakorum-Hilfe e. V. ([www.himkara.de](http://www.himkara.de)) ins Leben. Zunächst für alle Bergvölker im Himalaya und Karakorum gedacht, konzentrierten sich die Aktivitäten des Vereins bald auf die unterentwickelte nordpakistanische Hochgebirgsregion Baltistan. Weil Barbara Hirschbichlers Ehemann Ghulam Rasool selbst aus dem Dorf Kurphe im Braldotal stammt, hat er direkte Kontakte und sorgt dafür, dass an der richtigen Stelle geholfen wird.

Die Projekte werden jeweils in Zusammenarbeit mit den Einheimischen durchgeführt und von den beiden überwacht, sodass ein Missbrauch von Spendengeldern ausgeschlossen werden kann. Der Verein ist in Baltistan registriert und wird von der Bevölkerung, von Politikern, Geistlichen und Lehrern respektiert und geschätzt. Zu seinen Unterstützern zählen neben vielen Privatpersonen und Firmen auch die Extremkletterer Alexander und Thomas Huber sowie die Aktion „Sternstunden“ des Bayerischen Rundfunks.

Die langfristig angelegten Hilfsprojekte umfassen den Bau von Wasserleitungen, Krankenstationen und einer Obstplantage, vor allem aber Schulpatenschaften, die Finanzierung von Lehrergehältern für Dorfschulen und den Bau zweier Wohnheime für Schülerinnen und

Schüler in Skardu. Ohne diese Wohnmöglichkeit könnten die Kinder aus ihren weit entfernten Heimatdörfern die höhere Schule nicht besuchen. In Islamabad wurde ein Grundstück erworben, um dort ein Heim für Studenten aus Baltistan zu errichten. Für Barbara Hirschbichler ist die Ausbildung der Mädchen und Buben aus den Bergdörfern der Schlüssel für eine nachhaltige Verbesserung der Lebensbedingungen und damit für eine bessere Zukunft der nächsten Generation.

Zudem wurde, um Verdienstmöglichkeiten für Bergführer, Träger und Köche zu schaffen, die Trekkingagentur Shipton Treks & Expeditions ([www.shipton-trekking.de](http://www.shipton-trekking.de)) gegründet. Wie die im Karakorum aufragende Granitnadel Shipton Spire nach dem britischen Expeditionsbergsteiger Eric Shipton benannt, organisiert die Agentur Trekkingtouren und Gipfelbesteigungen in Nordpakistan. Gäste sollen nicht nur die einzigartige Landschaft, sondern auch die Bergbevölkerung und ihre Kultur kennenlernen. Der Terroranschlag von 2013, bei dem im Basislager des Nanga Parbat elf Menschen getötet wurden, brachte den Tourismus in der Region praktisch zum Erliegen und zerstörte diese Einnahmequelle. Die friedliebenden Baltis distanzieren sich ausdrücklich von den Gewalttaten, die im Namen der Religion von Fundamentalisten verübt werden.

# Kreativität am Berg

Ein Porträt des Künstlers und  
Alpinisten Andy Parkin

>> **Jochen Hemmleb**

*Bergsteigen und Kunst gehören für den in Chamonix lebenden englischen Extrembergsteiger Andy Parkin unmittelbar zusammen. Die Kunst, so sagt er, habe ihm nach einem folgenschweren Bergunfall das Leben gerettet und ihn als „komplettere Person“ in die Berge zurückkehren lassen.*



Eines Winters in Patagonien. Während die unablässig tosenden Stürme die rotglühende Granitkerze des Cerro Torre mit einem Mantel aus Frost überziehen, ist ein Alleingänger zum Berg unterwegs. Er weiß nicht, ob er bereit ist. Er will es herausfinden, mit dem Berg und mit sich selbst in Gleichklang kommen. Dazu hat er seinen ganz eigenen Weg. Neben der Kletterausrüstung trägt er in seinem Rucksack Farben, Pinsel und Papier. Er nähert sich dem Berg an, indem er ihn malt. „Ich nutze die Malerei bei meinen Soloklettereien. Sie ist für mich wie ein Sicherheitsventil oder Barometer. Wenn mich die Malerei in dieser schwierigen Umgebung zufriedenstellt und mir Spaß bereitet, dann bin ich bereit, loszugehen. Nach der Kletterei male ich wieder – und kann feststellen, dass der Stil der Gemälde davor und danach komplett verschieden war. Vor der Kletterei sind die Bilder eher sanft, danach eher harsch, fast angsteinflößend. Dabei ist es egal, ob ich eine gute oder schlechte Erfahrung am Berg hatte – es ist stets eine Erfahrung, die Spuren in mir hinterlässt und die sich in meiner Malerei ausdrückt.“

## Stil

Für den 1954 in Sheffield geborenen und in Les Praz bei Chamonix lebenden Bergsteiger und Künstler Andy Parkin hatte Klettern von Beginn an einen künstlerischen Aspekt. „Als Kinder und Jugendliche haben wir Klettern auf eine fast naive Art für uns selbst ausprobiert und kennengelernt und uns damit unsere eigene Welt erschaffen. Heute ist die Wahrscheinlichkeit größer, dass du Klettern über einen Kurs kennlernst und somit das Produkt eines Schaffens wirst. Vielleicht ist das auch besser so – aber ich bin froh über meinen Weg, weil er auf diese Weise viel persönlicher war. Und so wurde es für mich gleichzeitig zu einer Ausdrucksform.“

Als Kletterer sieht sich Parkin als ein Produkt der 1970er-Jahre und beeinflusst von vorherigen Generationen. Einerseits sei er von der alten Schule – und gleichzeitig aber modern, weil damals die Freikletterbewegung begann. In seinen Klettergebieten hatten einige alte Regeln dauerhaft Bestand. Routen wurden nicht ausprobiert oder vorher präpariert. Manchmal gaben er und seine Freunde Projekte nach einem Sturz sogar völlig auf. Mit einem Sturz war man gescheitert. Punkt.

„Mein eigenes Ideal war stets eine „flash“-Begehung, onsight. Du bist den ganzen Tag an einem Felsen gewesen und hast dann probiert, die für dich härteste Route zu klettern. Du hattest sie vorher noch nie versucht. So drehte sich alles um die Frage nach der richtigen Wahl der Route und deiner Fähigkeit, diese Wahl korrekt zu treffen. Eine Frage des Wartens und des eigenen Verständnisses, wann du für eine Route bereit warst.“

Schon vor dem Einsetzen der Sportkletterbewegung in den 1980er-Jahren zog es Parkin in Gebiete wie Buoux oder Verdon, wo er versuchte, möglichst viel frei zu klettern. Um Schwierigkeitsgrade sei es ihm damals weniger gegangen, eher um einen schnellen und guten Kletterstil, um sich auf die großen Routen in den Alpen vorzubereiten. „Ich kann nicht immer gut klettern – genauso, wie ich nicht immer gut malen kann. Es ist beides Gefühlssache. Daher wusste ich nicht immer, ob ich wirklich schwierige Sachen kletterte. Später erzählten mir Freunde, ich hätte damals möglicherweise die erste 8a (IX+) in Frankreich geklettert. Ich wusste es nicht einmal!“

Seinen Lebensunterhalt verdiente sich Parkin zum Teil mit Führungstouren, obwohl er dem Beruf mit gemischten Gefühlen gegenüberstand. „Einerseits lernte ich, wie viel Spaß es bereiten kann, jemandem die Berge zu zeigen und die Erfahrung weiterzugeben. Andererseits machte ich nie zu viele Führungstouren, weil ich nicht zu viel von dem verkaufen wollte, was ich liebte.“ Anfang der 1980er-Jahre zählte Parkin zu den stärksten Allround-Bergsteigern Englands. 1983 bestieg er den Broad Peak und beging am K2 die spätere Česen-Route bis kurz unterhalb der Schulter. Anfang 1984 gelang ihm die Winter-Alleinbegehung des Walkerpfeilers onsight. „Es war für mich der ultimative künstlerische Ausdruck. Ich hatte nach der reinen, eigennützigen stilistischen Perfektion gesucht.“

Im gleichen Jahr sollte sich Andy Parkins Leben schlagartig und unwiderruflich verändern.

## Licht

Als Parkin als Bergführeraspirant sich mit einem Gast am Riffelhorn bei Zermatt auf eine Matterhornbesteigung vorbereitete, brach ihm ein Sicherungsblock aus. Der Gast blieb unverletzt, doch Parkin stürzte 12 Meter tief auf ein Felsband. Seine linke Körperseite war zerschmettert. Er

**Bewegungsstudie eines Läufers: Skulptur von Andy Parkin als Trophäe für den Ultra-Trail du Mont Blanc**

© Jochen Hemmleb



**Der Bergsteiger und Künstler: Mit Steve House in der Petit-Dru-Nordwand bei Dreharbeiten zum Film „Der zerfallene Berg“ und beim Gespräch mit dem Autor in Parkins Atelier in Les Praz**

© Günther Göberl/  
[www.verticalscope.at](http://www.verticalscope.at) und  
Jochen Hemmleb

überlebte zwar, aber mit bleibenden Schäden: einer versteiften Hüfte und einem versteiften Ellenbogen. „Ich war noch keine dreißig Jahre alt und stand vor dem Dilemma, dass Klettern anscheinend für mich vorbei war. Ich wurde depressiv. So steckte ich meine ganze Energie in die Malerei. Etwas anderes konnte ich im Krankenhausbett auch nicht machen. So lernte ich wieder mehr, mich durch Malen auszudrücken. Ich hatte vorher schon immer auf Reisen gemalt, es dann aber durch das Bergsteigen vernachlässigt. Es war nicht so wichtig gewesen. Nun sorgte es dafür, dass ich nicht verrückt wurde.“

Doch die Berge, die er von seinem Zimmer aus sah, waren für Parkin wie eine ständige Erinnerung, wer er einmal gewesen war. Nun saß er im Tal und malte sie nur noch. Irgendwann montierte er sich Skistockspitzen an seine Krücken und begann, wieder in die Berge zu gehen, um sie dort zu malen. Manchmal blieb er vier, fünf Tage oben und kehrte erst wieder zurück, als ihm Essen und Papier ausgegangen waren. „Malerei und Bildhauerei hielten mich geistig gesund – und gleichzeitig baute sich durch die vielen Touren mein Körper wieder auf. Die Kunst hatte mir das Bergsteigen ein zweites Mal geschenkt.“

Vier Jahre nach dem Unfall erhielt er von seinem Freund Doug Scott eine Einladung zu einer Expedition zum Makalu, wo Parkin schließlich eine Höhe von 7800 Metern erreichte. „Ich hatte

nicht einmal die richtige Ausrüstung. Aber ich fühlte mich okay – und ich dachte mir, es ist noch nicht vorbei! Es war wie eine Offenbarung.“

„In gewisser Hinsicht war ich in die Berge als eine komplettere Person zurückgekehrt. Die Kunst hatte mir einen Lebensstil gegeben, mich zu einer ‚runderen‘ Person gemacht. Ich war nicht länger ‚nur‘ Kletterer.“ Letztendlich habe der Unfall, so paradox es klingt, ihm das Leben gerettet. „Ich hatte so hohe Ambitionen als Bergsteiger, war extrem austrainiert und ständig unterwegs. Ich war bereit, völlig on sight an eine Besteigung heranzugehen, weil ich einen bestimmten Grad an Fähigkeiten entwickelt hatte. Der Unfall hielt mich davon ab, mich selbst beim Bergsteigen umzubringen. Sonst wäre ich wohl irgendwann wie ein Komet verglüht.“

Aber mit den Jahren kehrte Andy Parkin zum Extrembergsteigen zurück, wurde schließlich sogar besser als zuvor – wobei auch seine Kunst eine wesentliche Rolle spielte. „Durch sie entwickelte ich erst richtig die Fähigkeit, neue Routen zu finden und zu klettern. Malen lehrte mich, die Berge auf eine Weise zu beobachten, wie es nur wenige Bergsteiger tun. Sitzen, auf das richtige Licht warten, einfach nur da sein. Das wechselnde Licht lässt mich Strukturen ausmachen. Manchmal können andere Bergsteiger Linien nicht sehen, die für mich offensichtlich sind.“ Parkin verlegte sich auf kombinierte Routen mit dünner Eisauflage, die nur selten



die richtigen Bedingungen aufwiesen. „Es waren Routen, für die man warten, Geduld haben musste – sehr spezielle Routen.“ Ein erster Höhepunkt dieser Entwicklung war 1992 die bohrhakenfreie Erstbegehung der Mixed-Route „Beyond Good and Evil“ an der Aiguille des Pelerins, mit Mark Twight. Dass Teile der Route inzwischen mit Bohrhaken versehen wurden, gibt Parkin Anlass zu Kritik: „Manche Kletterer scheinen nicht besonders tolerant gegenüber anderen Spielformen des Bergsteigens zu sein, wenn sie Bohrhaken in Routen setzen, die ohne diese eröffnet wurden. Damit zerstören sie auch die Verbindung zur Geschichte, die Wiederholung wird zu einer reinen sportlichen Performance. ... Du kannst Stärke daraus ziehen, wenn du dir einer Evolution bewusst wirst. Kein Künstler hat die Kunst erfunden. Jeder hat auf vorherige Künstler aufgebaut – und so sind sie gut geworden.“

„Viele Leute habe heute keine besondere Vorstellungskraft. Sie gehen nur noch, wenn die Verhältnisse absolut stimmen, folgen den bekannten Routen, konsumieren sie – alles, was sie wollen, sind Resultate. Hier in Chamonix sagen mir viele Jüngere, ‚alles, was wir heute noch machen können, sind möglichst viele Routen zu klettern. Ihr habt alle guten Routen geklettert!‘ Und ich sage ihnen, ‚Nein, haben wir nicht! Neben meinen Routen gibt es noch bessere, so viele Möglichkeiten. Man braucht den Blick dafür.‘“

## Bewegung

Als seine beste Gesamterfahrung, die sein Leben nachhaltig veränderte, empfindet Parkin heute die viereinhalb Monate, die er 1993 in Patagonien verbrachte. „Ich entdeckte das Land für mich – und malte es auch. Mit jeder Tour kehrte meine Stärke ein weiteres Stück zurück, als würde ich mit jeder Tour etwas gewinnen, ein Geschenk erhalten. Ich fühlte mich freier, suchte das Abenteuer, hatte mehr Selbstvertrauen und tat Dinge, die ich als junger Kletterer vor dem Unfall getan hatte – die Rock,n’Roll Roadtrips ...“

„Auch meine Kunst entwickelte sich in dieser Zeit weiter, veränderte sich. Der Wind und die Wildnis Patagoniens brachten etwas von Vergänglichkeit und Unbeständigkeit in meine Werke. Die Weite und die Leere ließen jeden Schritt als neu erscheinen. Meine Malerei wurde lebendiger, meine Skulpturen leichter, weniger beständig. Es bestätigte einige Dinge, die in mir selbst abliefen.“

Auf dieser Reise kletterte Parkin mit „Nightflight“ an der Aguja Mermoz, einem Nebengipfel des Fitz Roy, seine schwierigste Solo-Erstbegehung, die nach seinem eigenen Bekunden „jenseits von wild, jenseits von Vernunft“ lag.

Ein Jahr später eröffnete er mit dem Franzosen François Marsigny eine neue Route am Cerro Torre. Sie führt durch ein eisschlaggefährdetes Couloir der Südwand zum Collado de Esperanza, von wo aus sie über die Ferrari-Route der Westwand



Cerro Torre,  
Pastellkreidezeichnung  
von Andy Parkin  
© Andy Parkin

zum Gipfel steigen wollten. Nach fünf Tagen mussten sie am „Helm“ im Sturm umkehren und seitlich vom Col auf die andere Seite zum Südlichen Inlandeis ab. Im schlechten Wetter verpassten sie den Übergang über den Paso del Viento und schlugen sich stattdessen in einem dreitägigen „Hungermarsch“ über den Glaciar Viedma zur Estancia Santa Fe durch. Für ihre Leistung erhielten sie 1994 den Piolet d’Or, „als dieser noch Auszeichnung für den Geist hinter einer alpinen Unternehmung war. Wir waren nicht einmal auf dem Gipfel gewesen!“

1996 versuchte sich Parkin zweieinhalb Monate lang an einer Solobegehung der „Supercanaleta“ am Fitz Roy und musste schließlich im Sturm wenige Meter unterhalb des Gipfels zurück. Der Abstieg forderte alles von ihm. „Ohne die Erfahrung an der Aguja Mermoz 1993 hätte ich den Marsch über das Inlandeis 1994 nicht überlebt, und ohne diesen nicht meinen Rückzug 1996 aus der Supercanaleta. Es waren alles kleine Bausteine, die zusammengehörten.“

Trotz der elementaren Erfahrungen auf seinen Patagonienreisen fand Andy Parkin die Fundamente seines Lebens immer wieder in seiner Wahlheimat Chamonix. „Die Berge waren der Grund, hierher zu kommen. Aber ich entwickelte meinen gesamten Kunststil in der Zeit, die ich hier lebte – und so sind heute die Berge nicht der einzige Grund, hier zu bleiben.“ Gerade weil Chamonix ihn mit dem Bergsteigen als Massenbewegung

konfrontiert, praktiziert Parkin es auch dort auf seine ganz persönliche, individualistische Weise.

„Ich mag die Idee, bewusst Zeit in den Bergen zu verbringen. Hier in Chamonix tragen die Leute den Stress und Druck aus der Stadt hinein in die Berge. Alle hetzen, um die erste oder letzte Seilbahn zu erwischen. Dagegen lehne ich mich auf, indem ich entschleunige. Wenn alle Leute zur Seilbahn rennen, schaue ich, wohin sie gehen – und dann gehe ich woanders hin. Mein Zugang zum Bergsteigen ist flexibel. Ich habe kein fixes Ziel – ich schaue einfach, was gerade geht. Ich mache es davon abhängig, wie ich mich fühle. Ich muss ja nichts Bestimmtes tun, da ich nicht dafür bezahlt werde. Ich muss auch niemandem etwas beweisen – außer mir selbst.“

Oft ist Parkin auf „Mini-Expeditionen“ unterwegs, wie er sie nennt. Im Herbst, wenn die Seilbahnen geschlossen sind und der erste Schnee die Zustiege erschwert, bricht er vom Tal aus auf. Wenn eine Neuroute ihm mehrere Versuche abverlangt, kann es auf diese Weise Wochen dauern, bis sie vollendet ist. „Über die Jahre bin ich viele neue Routen geklettert, von denen niemand etwas wusste. Und ich redete auch nicht darüber. Ich mochte es so – es war eine so persönliche Angelegenheit. Was ist von einer Solokletterei zu erzählen? Die Tatsache, dass ich sie solo gegangen bin, ist Aussage genug.“

„Das ist auch das Problem, was ich mit Blogs im Internet habe. Was ich dort lese, ist das, was die Leute in 24 Stunden nach dem Ereignis sagen. Dann ist die Erfahrung bereits Allgemeingut. Sie haben sie möglicherweise noch gar nicht verdaut. Warum dieses Bedürfnis, alles sofort mitteilen und weitergeben zu müssen? Ist das Unsicherheit? Wollen die Leute berühmt werden? Müssen sie sich selbst vermarkten? Ist es, weil es jeder so macht? ... Vielleicht gilt es in der Zukunft ja als die ultimative künstlerische Ausdrucksform. Andy Warhols, 15 minutes of fame.“

Wenn Bergsteigen, insbesondere Soloklettern, für Andy Parkin eine zutiefst persönliche Ausdrucksform ist, was ist dann Kunst für ihn? Drückt sie andere Seiten von ihm aus? „Bergsteigen gab mir Selbstvertrauen und ein Selbstverständnis – aber ich war nie ein Darsteller für andere Menschen. Durch die Kunst habe ich gelernt, mich selbst besser auszudrücken und zu kommunizie-

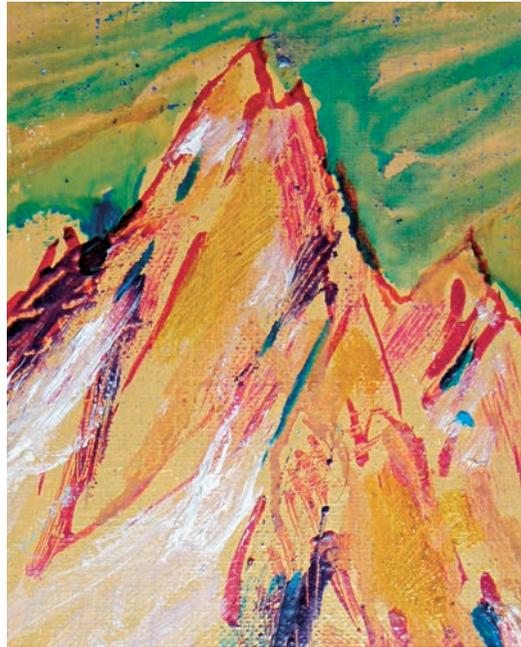
ren – weil es wichtig ist, die eigenen Ideen darzustellen und zu vermitteln. Kunst half mir auch, zu verstehen, wie kreativ mein Bergsteigen gewesen ist. Ich habe im Bergsteigen immer eine sehr große Stilreinheit von mir selbst verlangt. Und sie hat mir geholfen, besser über das Bergsteigen reden zu können – obwohl ich weiterhin nicht das Gefühl habe, dies zu brauchen.“

Wenn Parkin über seine Tätigkeit als Künstler spricht, wird die Nähe zum Bergsteigen deutlich. Beide sind für ihn Ausdrucksformen der gleichen Grundwerte. „Für mich ist das Wichtigste der heilige Akt des Schaffens. Wenn ich mich darin vertiefe, vergesse ich alles andere. Dabei mag ich es, mich vom Material, mit dem ich arbeite, leiten zu lassen – wenn ich zum Beispiel eine Skulptur aus Teilen zusammenfüge, die sich nicht verändern lassen. Es ist wie beim Klettern: Ich kann ja Eis und Fels nicht meinen Willen aufzwingen. Ich muss mit ihnen gehen, mich ihnen anpassen. Und dabei lehren sie mich, wie ich es tun muss. Anpassung wird heute oft als so selten, so außergewöhnlich, ja geradezu negativ angesehen. Dabei ist sie im Leben die Regel. Menschen müssen sich anpassen, um zu überleben – gerade heute.“

Im August 2013 verunglückte Andy Parkin erneut schwer. Bei einem Besteigungsversuch des Plateau Peak (7287 m) im östlichen Karakorum wurde er mit seinem Zelt von einer Lawine zunächst 20 Meter in die Luft und dann 20 Meter in eine Gletscherspalte geschleudert. Mit Rückenverletzungen musste er von einem indischen Militärhubschrauber aus der entlegenen Bergregion gerettet werden. Die vorhergegangenen sechs Jahre war Parkin im Winter in Nepal gewesen („In der Khumbu-Region, wo sonst alle hingehen, war niemand unterwegs!“) und hatte dort solo neue Routen geklettert. Ich frage ihn, ob er das Gefühl hatte, in einem sich wiederholenden Kreislauf gewesen zu sein und ob die Auswirkungen ähnlich seien wie nach seinem ersten schweren Unfall vor fast dreißig Jahren.

## Zyklus

„Ja, der Lebensstil war wieder zur Gewohnheit geworden – auch ein Leben als Künstler und Bergsteiger kann dies. ‚Was klettere ich als Nächstes solo?‘ wurde zu einem Bedürfnis. Nun hatte ich wieder die Chance, einen Schritt zurückzutreten



Grand und Petit Dru,  
Aquarell von Andy Parkin

© Andy Parkin

und innezuhalten, ähnlich wie beim ersten Unfall. Und in gewisser Weise habe ich diese Veränderung auch gesucht.“

„Ich kann mich jetzt wieder mehr auf meine Kunst konzentrieren und werde Dinge wieder neu entdecken. In diesem Winter habe ich Bilder vollendet, die ich vor 25 Jahren zu malen begonnen hatte. Damals konnte ich sie nicht vollenden.“

„Ich beginne einen völlig neuen Abschnitt meiner künstlerischen Arbeit. In der Kunst habe ich meine Persönlichkeit auch hinter den Dingen verstecken können, die ich produziere. Meine Bergbilder sind ein Beispiel. Es sind keine schönen Berge. Ich glaube nicht an schöne Berge. Sie sind groß, fantastisch, beeindruckend – aber nicht schön. Da ist nichts Sentimentales. Die Berge kümmert es nicht, was du versuchst zu tun. Ich habe immer versucht, die Energie der Berge in meine Gemälde aufzunehmen, weil ich möchte, dass Menschen die Berge respektieren. Genauso nutze ich für meine Skulpturen recyceltes Material, weil es uns dazu bringt, zu betrachten, was wir mit unserem Planeten machen. Doch nun möchte ich eine persönlichere Ebene betreten, auf der ich mehr über mich selbst erzähle. Ich möchte mehr über die Dinge reden, die mich wirklich berühren. Umfassendere Dinge. Der Zustand des menschlichen Geistes. ... Es wird meine persönliche Phase des reifen Künstlers werden.“

Weitere Infos:  
[www.andyparkin.com](http://www.andyparkin.com)

# Julius von Payer

Der große Erschließer der Ortler-Alpen sowie der Adamello- und Presanellagruppe starb vor 100 Jahren

>> Frank Berger



Wenn dem Alpenfreund der Name Payer genannt wird, dann denkt er an die Blütezeit des klassischen Alpinismus. Waren noch Anton von Ruthner, J. A. Specht und Johann Jakob Weilemann die Bahnbrecher im mittleren 19. Jahrhundert, dann begann mit den 1860er-Jahren die Zeit der großen Erschließer und Bergeroberer. Diese Männer widmeten ihre Tätigkeit einer bestimmten Berggruppe. Mit einer Kette von Bergbesteigungen strebten sie die topographische, wissenschaftliche und touristische Erschließung ihres Alpenteils an. Hierzu gehören Namen wie Paul Grohmann und Franz Senn und die großen britischen Alpenklubisten Francis Fox Tuckett und Douglas William Freshfield. Neben diesen steht Payer in der ersten Reihe des Alpinismus.

### Herkunft und Laufbahn

Julius Payer wurde am 1. September 1841 im nordböhmischen Kurort Teplitz-Schönau geboren. Das Geburtshaus beherbergt heute das VierSterne-Hotel „Payer“. Zwei Tafeln am Eingang erinnern an den berühmten Bergsteiger. Payers Vater trat 1807 als privater Kadett in ein Infanterieregiment ein und wurde 1832 im Rang eines Hauptmanns in den Ruhestand verabschiedet. Als Ruhezit wählte Franz Payer den Kurort Teplitz-Schönau, wo er Blandina Franziska John heiratete. Das Paar hatte drei Söhne. Der mittlere Sohn Julius wurde im elften Lebensjahr als Zögling in das Kadetteninstitut Lobzow bei Krakau gegeben und absolvierte die Schule im 16. Lebensjahr. Von 1857 an besuchte er die berühmte Theresianische Militärakademie in Wiener Neustadt und wurde 1859 als Unterleutnant II. Klasse ausgemustert. In der Doppelschlacht von Solferino und San Martino am 24. 6. 1859 kämpfte der 18-Jährige derart tapfer, dass er das Verdienstkreuz mit Kriegsdekoration erhielt. Mit einer Monatsgage von 36 Gulden wurde Julius Payer nach der Schlacht zum Leutnant befördert.

Payers Liebe zu den Bergen erwachte in Verona, wo er ab 1860 stationiert war. Vom Exerzierplatz aus sah er mit Sehnsucht auf den Monte Baldo. Es begeisterte ihn, wie die eisbedeckten Spitzen der Alpen aus der blühenden Landschaft ragten. In diesen Momenten entschloss er sich, seine gesamte freie Zeit, alle seine Kräfte und sein wenig Geld der Eroberung dieser unerforschten



Schönheiten zu weihen. Als Prolog für einen atemberaubenden bergsteigerischen Werdegang machte Julius Payer 1862 seine ersten Erkundungen in den zwischen der Stadt Verona und dem Pasubio gelegenen Monti Lessini und am Monte Balbo. Sein erster Gipfel war die Cima Posta (2215 m), gefolgt vom Monte Pasubio (2232 m) und dem Corno d'Aquilio (1545 m), alles eher leichte Unternehmungen. Seinen Urlaub vom Heeresdienst im Jahre 1863, jetzt in Venedig stationiert, nutzte er erstmals zu größeren alpinen Unternehmungen. Am 14. September 1863 bestieg Payer von Kals aus, in Begleitung der Führer Joseph Schnell nebst Hund und Peter Hutter, nach einer schwierigen Bergwanderung den Gipfel des Großglockner (3798 m). Er wählte eine außergewöhnliche Route, die mit einigen Schwierigkeiten verbunden war. Im gleichen Jahr bestieg er den Großvenediger (3662 m) und den Ahrnerkopf (3051 m). Die Laufbahn des Alpinisten Julius Payer hatte begonnen.

Nach erfolgter Großglocknerbesteigung publizierte Payer seine Tat in „Petermanns Geographischen Mittheilungen“ (PGM), nichts weniger als die bedeutendste geographische Zeitschrift der Welt. Sein Erstlingsaufsatz „Eine Besteigung des Gross-Glockner von Kals aus, im September 1863“

Die Königspitze vom Eisseepass. Aquarellierte Zeichnung nach einem Entwurf Julius Payers, Gotha 1867

Oben: Julius Payer, Foto um 1866

© Archiv des DAV, München (links); Quelle (oben): Bombarda et al. (siehe Literatur), S. 61.

im Umfang von elf zweispaltig bedruckten Seiten, fünf Ansichten und einem Übersichtskärtchen stand damit auf Augenhöhe mit so epochalen Entdeckungen wie der Erreichung Timbuktus durch Heinrich Barth oder der Entdeckung des Victoriasees durch John Speke.

1864 wurde Julius Payer Kommandant eines Forts bei Chioggia und zum Leutnant 1. Klasse befördert. Für den Sommer des Jahres hatte er 100 Gulden gespart und konnte jetzt mit seinen topographischen Aufnahmen beginnen. Er hatte festgestellt, dass das amtliche Kartenwerk, die Spezialkarte Tirol von 1823 im Maßstab 1:144.000, höchst unzulänglich war, vor allen in den Gebirgsregionen. Der 21-jährige Julius Payer setzte sich nunmehr das Ziel, die Erforschung und Kartierung unbekannter Alpenregionen auf eigene Kosten durchzuführen.

### Adamello und Presanella (1864)

Diese führten ihn im September 1864 in das Adamello- und Presanellagebiet. Das gesamte Gebiet galt sowohl der allgemeinen Kenntnis nach wie auch kartografisch als nahezu unerforscht. Die ersten Schritte zur Erschließung unternahmen Anton von Ruthner, Carl Sonklar von Innstädten, John Ball und Albert Wachtler in den Jahren 1862 bis 1864. Die Klarstellung dieses schönen Hochgebiets der Ostalpen blieb Payer vorbehalten. Als Arbeitsmaterial verfügte Payer nur über einen Kompass und einfache Winkelmesser. Seil und Eisaxt standen nicht zur Verfügung, die fehlende Ausrüstung ersetzte Payer durch Mut und Tatkraft.

Für seine selbstgestellte Aufgabe hatte er drei Wochen zur Verfügung. In Pinzolo kaufte er Polentamehl, Brot, Käse, Salami, Kaffee, Zucker, Reis, Branntwein und Wein. Seine Führer und Träger waren Gerolamo Botteri und Giovanni Catturani aus Strembo und Antonio Bertoldi. Am 8. September überstiegen sie den Passo delle Topette und standen vor dem Lobbiaferner. Payer ging von Osten die nördliche Spitze des Dosson di Genova (3441 m), mit schwindelerregendem Blick auf den Mandronferner. Zurück über den Lobbiaferner passierten die Bergsteiger den Passo della Lobbia alta (3015 m) und rutschten hinab auf den Mandronferner zum Baito Mandron. Von dort bestieg Payer allein in lebensgefährlicher Steilheit „reich an wahrhaft furchtbaren Einzelheiten und peinli-

chen Momenten“ mit zitternden Gliedern den Corno di Lago Scuro (3166 m).

Nach einer Unterbrechung durch schlechtes Wetter nahm er am 14. September die Besteigung des Adamello in Angriff. Nach längerem Marsch über den Mandrongletscher bestiegen sie um 9 Uhr morgens den Corno Bianco (3477 m), den Payer zunächst für den Adamello hielt. Auf dem Gipfel offenbarte sich der Irrtum, denn der Adamello befand sich in Form eines steilen Eishorns noch zwei Täler vom aktuellen Standpunkt entfernt. Unter Jubel erreichte Payer um 11:15 Uhr die Spitze des Adamello (3559 m). Weiter ging es bei gutem Wetter zur zweiten Rocchetta-Hütte, die dem Führer Botteri gehörte. Gehemmt durch Regen erstieg die Gruppe den Passo Scarazone delle Rocchette, querte das Nardistal, erstieg mühsam den Monte Bianco und bezwang nachmittags die Cima Presanella (3558 m). Dort fand er in einem Steinmann eine Flasche mit der Nachricht, dass vier Wochen zuvor Douglas William Freshfield nebst Begleitern die Presanella erstbestiegen hatten (25. 8. 1864). Payer verabschiedete seine Führer und machte sich auf den Rückweg.

Dabei machte er eine Bekanntschaft, die sein Leben prägen sollte. In Trient musste er sich durch Zufall bei dem Kommandierenden General Franz von Kuhn melden. Der General fragte nach seinem Treiben. Als er Payers neu gezeichnete Karte sah und den Enthusiasmus des jungen Leutnants spürte, fragte er: „Die haben Sie gemacht? Aus eigenen Mitteln?“

„Ja, Exzellenz.“

„Sind Sie so reich?“

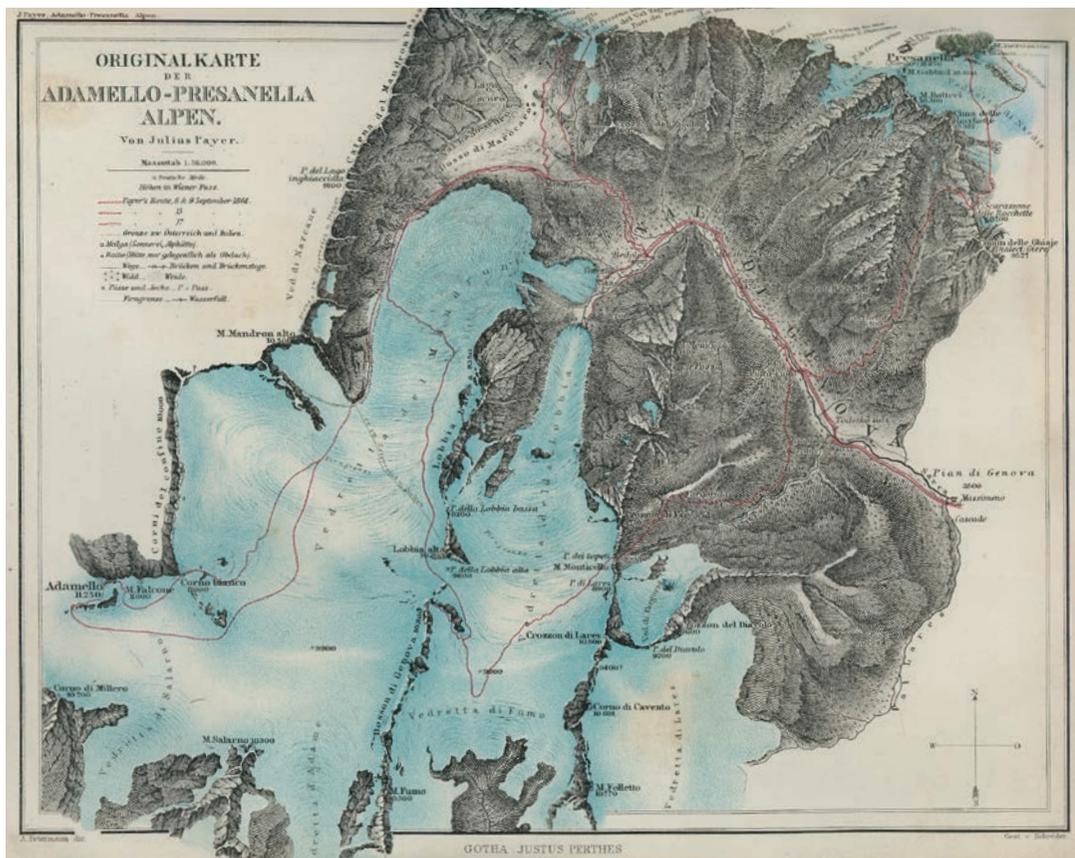
„O nein, ich lebe von meiner Gage.“

„Wie ist das möglich?“

Payer: „Ich spare. Ich esse Polenta und in den Bergen nur Brot.“

Darauf antwortete Kuhn: „Da bewundere ich Sie und bemitleide Sie. Freilich, bei uns hat man für die Wissenschaft kein Geld. Wäre ich Kriegsminister, dann hätten Sie Ihre Arbeiten auf Kosten des Staates fortzusetzen und nicht mehr zu darben.“

Baron Kuhn sollte 1868 k. u. k. Kriegsminister werden. Die großen Erfolge in der Adamellogruppe regten Payers Tatkraft mächtig an. Er publizierte die Resultate dieses Jahres und richtete seine Energie als Nächstes auf den Ortler. Eisern sparte er, um mit geringen Mitteln und knapp bemesse-



Die von Julius Payer angefertigte Karte des Adamello und Presanella-gebietes im Maßstab 1:56.000, Gotha 1865

© Archiv des DAV, München

ner Zeit möglichst umfassend und präzise dieses Gebiet zu erschließen. Die Sommer aller folgenden vier Jahre 1865 bis 1868 verbrachte er am Ortler, der Payers zweite Heimat werden sollte.

### Ortler: Das Suldengebiet (1865)

Im Sommer 1865 lenkte Julius Payer seine Aufmerksamkeit auf die Ortler-Alpen, vor allem das Tal von Sulden mit dem nach Süden sich anschließenden Gebirgsstock des Monte Cevedale. Der Grund für seine Besteigung war die Verbesserung der Karten dieses Gebietes auf 1:48.000, was einen gewaltigen Fortschritt bedeutete. Ausgangspunkt von Payers Unternehmungen war das Suldental. Sein Wirt in St. Gertrud war der Pfarrer Eller (1829–1901), der ihm als einzigen tauglichen Führer des ganzen Suldentales den Holzarbeiter Johann Pinggera (1837–1916) empfahl. In der Tat hatte Payer mit Pinggera einen idealen Begleiter gefunden. Er beschrieb ihn als 29 Jahre alt, klein und untersetzt, stark, von sicherer Kühnheit, munterem bescheidenen Wesen und mäßiger Intelligenz.

Die Kampagne des Jahres 1865 begann am 24. August mit der Besteigung der Suldenspitze (3376 m). Drei Tage später stand er auf dem Gipfel der Vertainspitze (3545 m). Zwei Versuche zur Besteigung des Ortlers scheiterten zunächst in Hagel und Regen. Deshalb wandten sich Payer und Pinggera am 2. September der Hinteren Schöntaufspitze (3325 m) zu. Die Besteigung des Ortlers wurde erst am 4. September durch klares Wetter möglich. Der Aufbruch geschah im Dunkeln um 2:15 Uhr morgens. Pinggera hatte den Ehrgeiz, nun „ganz allein einen Herrn auf den Ortler zu bringen“. Während des Anstiegs löschten beide im Laufe des Vormittags ihren Durst mit drei Flaschen Wein. Sie standen um 10 Uhr auf dem Gipfel des Ortlers (3905 m).

Nach einem Tag Erholung brach Payer mit Pinggera und Joseph Rainstadler als Träger zur Königspitze auf. Die Ersteigung der Königspitze (3859 m) führte Payer und Pinggera über Passagen, die zu den gefährlichsten ihrer alpinen Unternehmungen zählten. „An der Grenze des Le-

bens“ balancierten sie auf der Gebirgsschneide. Um 2.25 Uhr mittags standen sie auf dem geräumigen Gipfel der Königspitze und kamen nach einem schauerlich gefährlichen Abstieg zur Alpe Forno (Malga di Forni). Am nächsten Tag waren sie schon um 7 Uhr am Cevedale-Pass. Die Besteigung des höchsten Cevedalegipfels (3762 m) beurteilte Payer als mühelos. Über den Suldenferner ging es herab nach St. Gertrud. Am nächsten Morgen versäumte Payer wegen Müdigkeit sogar den sonntäglichen Kirchbesuch.

### Ortler: Das Trafoier Gebiet (1866)

Bevor Payer 1866 die nächsten Besteigungen in Angriff nehmen konnte, provozierte Preußen den deutschen Bruderkrieg. In der Schlacht von Custozza war er an der Eroberung zweier feindlicher Kanonen beteiligt. Am 1. September 1866 konnte er endlich „das Schwert mit dem Alpenstock vertauschen“. Während der Vorbereitungen in Prad gesellte sich sein bewährter Führer Johann Pinggera zu ihm. Pinggeras Vorliebe waren das Eis und steile Schneewände, wogegen er den Felsen mit misstrauischer Vorsicht begegnete.

Payer und Pinggera gingen zum Stilfser Joch, von wo aus sie den Monte Scorluzzo (3111 m) und am nächsten Tag die Tuckettspitze (3465 m) bestiegen. Die nächsten Tage war das Wetter schlecht. Am 20. September bestiegen die beiden mit Leutnant Radinger vom Kaiserjägerregiment und dessen Bergführer Johann Thöni die Schneeglocke (3439 m). Am folgenden Tag scheiterte die Besteigung des Monte Zebzu. Nach drei Tagen schlechten Wetters ging Payer über den Madatschferner auf die Vordere Madatschspitze (3107 m). Es folgten die Geisterspitze (3463 m), die Naglerspitze (3257 m), die höchste Kristallspitze (3496 m) und der kleinste Kristallgipfel. Erneut nahmen Payer und Pinggera den Monte Zebzu in Angriff und standen um 10 Uhr auf dem Gipfel. Den Rückweg nahmen sie über die nie zuvor begangene Hochwand in den Kessel des Suldenfernens. Zurück im Tal fand Pinggera seine Geliebte mit dem Einfahren von Heu beschäftigt. In einem Akt christlicher Nächstenliebe gönnte Payer seinem Gefährten eine halbe Stunde zwecks „dolcissima relazione“.

Als Nächstes bestieg Payer mit Florian Ortler und Georg Thöni die Mittlere Madatschspitze (3364 m). Denn Pinggera war verspätet. Tags drauf

kletterte Payer mit Pinggera auf die Hochleiten Spitze (2793 m). Als Nächstes waren sie auf dem Großen Eiskogel (3580 m). Auf dessen Gipfel leerte Payer eine letzte Flasche Wein in einem Zug, was ihn in heitere Stimmung versetzte. Mit sorglosem Gang glitt er auf einer mehrere hundert Meter langen Schneide aus und stürzte den Hang herunter. Pinggera rettete ihn per Seil. Es war schon im Oktober, als Payer und Pinggera die Korpitze (2928 m) und die Röttlspitze (3023 m) bestiegen. Zur Abreise seines Herrn verabschiedete sich Johann Pinggera im Sonntagsanzug.

### Südliche Ortler-Alpen (1867)

Anfang August 1867 kam Julius Payer nach Pejo und auch Johann Pinggera traf dort ein, bestückt mit Regenschirm, Steigeisen, Bergstöcken, Axt und Strick. Als örtlichen Bergführer engagierte Payer Antonio Chiesa, mittelgroß, sechzig Jahre alt, zur Mumie vertrocknet, ein Schwätzer und Zecher, aber auch schlau, treu und ausdauernd. Am 27. August bestiegen Payer, Pinggera und Chiesa das Corno Vioz (2498 m). Drei Tage später wurde die Cima Garneda (2893 m) bestiegen und noch einmal das Corno Vioz. Weitere Stationen waren die Cima Ganani (2887 m), die Rotspitze (3324 m) und die Cima Lago Lungo (3125 m). Am 3. September bestiegen Payer und Chiesa den Monte Vioz (3628 m), anschließend den Palon della Mare (3669 m) und kamen nach Santa Caterina hinab, einem Ort, der sich des Besuchs vieler englischer Alpinisten erfreute. Als Nächstes bestiegen sie die Punta Cadini (3482 m), die Rocca S. Caterina (3497 m) und den Monte Saline (3588 m). Die nächsten Tage waren Rasttage, da es in Strömen regnete.

Am 21. September bestiegen Payer und Pinggera den Monte Giumella (3551 m) und das prächtige Gletscherhorn der Punta San Matteo (3633 m). Den Gipfel verließen sie über eine überstehende Eiswechte. Pinggera, die Gefahr dieses Weges erkennend, rief zwar: „Sie sind ja dümmer als die Nacht!“, setzte aber den Weg mit Payer fort. Wenige Minuten später brach die Wechte, und Payer und Pinggera stürzten kopfüber in die Tiefe. In freiem Fall erwartete Payer den tödlichen Aufschlag auf einen Felsen. Nach einem Sturz von einem Überhang von 20 Metern blieb Payer in einer Schneegrube stecken, aus Mund und Nase blutend, aber unverletzt. Er fand Pinggera ebenso

Der Bergführer Johann Pinggera im Alter

© Archiv des DAV, München



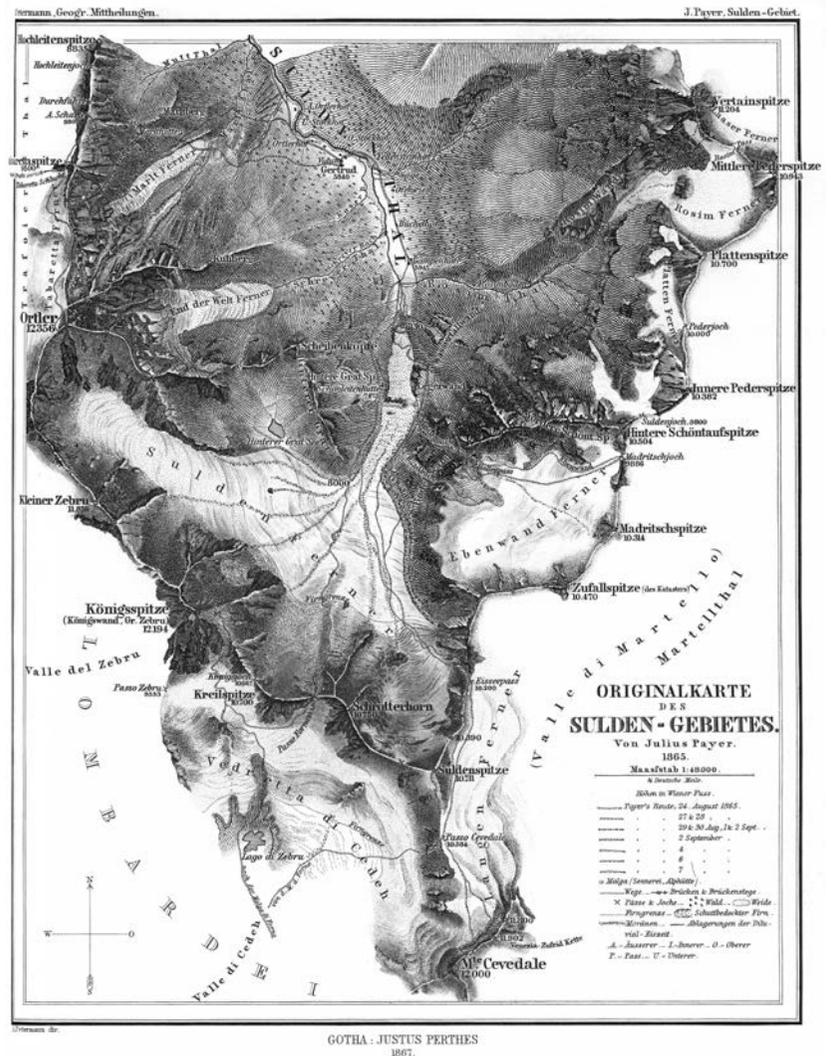
unverletzt vor. Die gesamte Sturzhöhe schätzte Payer auf etwa 800 Fuß. Alle Ausrüstung war verloren. Ohne Axt, Steigeisen und Bergstock bestiegen die zwei noch den Monte Tresero (3547 m).

Zur Schließung einer kartographischen Lücke musste die Cima Venezia ein zweites Mal erstiegen werden. Es war der 24. September. Ohne Bergstöcke, aber mit zwei Maßflaschen Wein, Pinggera beladen wie ein Saumtier, stiegen sie über tiefen Schnee zur Vedretta Marmotta und zum oberen Hochfernerjoch hinan. Um 1 Uhr standen sie auf der Cima Venezia (3345 m). Am folgenden Tag verabschiedete Payer Pinggera mit der Verabredung, im nächsten Jahr im Martell- und Laafertal zu arbeiten.

### Ortler: Gebiete Martell, Laas und Saent (1868)

Im Januar 1868 war es so weit. Feldmarschall-Leutnant Baron Kuhn wurde zum k. u. k. Kriegsmilitärminister ernannt und erinnerte sich an sein altes Versprechen gegenüber Julius Payer. Der Oberleutnant wurde dem Militärgographischen Institut in Wien zugeteilt. Der Minister beauftragte ihn mit der Fertigstellung seiner schon weit fortgeschrittenen Kartierungen im Ortler- und Adamelogegebiet. Jetzt hatten Payers Aufnahmen einen offiziellen und dienstlichen Zweck. Baron Kuhn stellte ihm 1000 Gulden, einen Theodolit und drei Mann als Gehilfen zur Verfügung. In Bozen wählte Payer aus dem Kaiserjägerregiment die erfahrenen Bergsteiger Haller, Corona und Griesmayer als Begleiter aus. Die Armee seiner Gehilfen vergrößerte sich noch um den Träger Kobald und Johann Pinggera. Die Arbeiten begannen auf dem Ebenen Jöchel (2786 m). Nach einigen Tagen Regen ging der Marsch auf die Äußere Pederspizze (3402 m). Es folgte die Besteigung der Inneren Pederspizze (3282 m). Am 9. Juli bestieg Payer mit Haller das Pederköpfl. Nach Unterbrechung durch Regentage vermaß Payer die Umgebung der Mutspitze (2294 m). Von der Zufallhütte aus bestieg er nochmals den Mittleren Zufall-Gipfel (3762 m), die Vordere Rotspitze (3029 m), die Gramsenspitze (3152 m), die Eggenspitze (3435 m), die Lorkenspitze (3351 m) und die Sällentspitze (3219 m).

Trotz Magenverstimmung bestieg Payer den Rotstallkopf (2610 m) und die Altplittschneide (3243 m), einige Tage später die Lysispitze (3347 m),



Die von Julius Payer angefertigte Karte des Suldengebietes im Maßstab 1:48.000, Gotha 1867

© Archiv des DAV, München

die Mittlere Pederspizze (3459 m), die Schildspitze (3456 m) und den Hohen Angelus (3523 m). Am 9. August erfolgte die letzte seiner 60 Bergbesteigungen der Ortleralpen. Auf dem Gipfel der Zutrittspitze (3430 m) schloss er die Bearbeitung des Martelltals ab. Payer entließ Pinggera, „welcher weinte“. Anschließend begab sich Payer mit Haller, Corona und Griesmayer für einige Wochen in das Adamello- und Presanellagebiet, um seine topographischen Aufnahmen des Jahres 1864 zu ergänzen.

### Adamello und Presanella (1868)

Mit seinen drei bewährten Helfern begab sich Payer in das Val di Genova. In Bedole nahm er zusätzlich den einheimischen Jäger Luigi Fantoma



Die Lobbia Bassa zwischen Lobbiagletscher (links) und Mandrongletscher, rechts Corno Bianco und Adamello. Aquarellierte Zeichnung nach einem Entwurf Julius Payers, Gotha 1865

(1819–1896) aus Strembo in Dienst. Fantoma, genannt „König des Genovatal“ („Re di Genova“), war eine schwarze, wilde, räuberhafte Gestalt, in Gämsenfelle gehüllt. Am Anfang stand die Besteigung des Monte Menicigolo (2685 m), gefolgt von der Cima del Tamalé (2578 m) und der Cima delle Rocchette (3235 m). Ziel des folgenden Tages war der Monte Stablel, wohin der Weg nur durch schlimmes Steigen über klippige Grate und über schiefe, von Abgründen scharf begrenzte Platten möglich war. Jenseits des Canalone di Matterot schien ein Weiterkommen unmöglich. In dieser Situation stieg Johann Haller mit größter Verwegenheit eine Wand empor, ließ sein Gepäck oben und half jedem Einzelnen beim Aufstieg. Haller erwies sich hier als der beste Bergsteiger der Gruppe. Um 8:30 Uhr morgens des 1. September standen sie auf dem Monte Stablel (2864 m), einem Felszahn von nur einem Quadratklafter (knapp 4 m<sup>2</sup>) Fläche.

Anfang September bestieg Payer über die Vedretta di Lares den Crozzon di Lares (3351 m), am Nachmittag das Corno di Cavento (3401 m) und am frühen Abend um 7 Uhr den Carè Alto (3462 m), wo er einen Steinmann mit Notiz des englischen Bergpioniers John Tyndall vorfand. Zurück im Genovatal stand plötzlich der Alpinist Dr. Anton von Ruthner (1817–1897) vor ihm, begleitet von Johann Pinggera als Führer. Beide bestiegen anschließend die Presanella.

Julius Payer litt jetzt oft unter Magenkatarrh und Durchfall. Je zwei Männer schleppten ihn zum Passo Lago Scuro, zogen ihn am Seil über Trümmer und Felsen, „wie man ein Schiff stromaufwärts schafft“ (Payer), auf den spitzen Gipfel des Corno Lago Scuro (3140 m). Auf gleiche Weise „schleifte man mich auf den Monte Pisgana (Rohrspitze)“ (3154 m). Südwestlich des Passo di Lago Scuro befindet sich die Cima Payer (3056 m), von wo aus es zum Passo Payer (2978 m) hinabgeht. Payers Weg führte am Abend nach Ponte di Legno hinab, wo ein einfaches Mittel, Opium, die Gesundheit wiederherstellte. Er ging durch das Val d’Avio auf den Monte Venerocolo (3315 m), über die Vedretta Venezia zum Monte Mandron (3285 m) und quer über den Mandrongletscher auf den spitzen Gipfel der Lobbia Alta (3191 m). Es folgten am 10. September die Lobbia Bassa (2956 m) und einen Tag später die Cima del Cigolon (3048 m) und die Cima Presena (3066 m). Am 12. September 1868 begann ein für die Südalpen verheerendes Unwetter, das mit Überschwemmungen und Zerstörungen bis zum 9. Oktober dauerte. Payer harnte in Pinzolo aus.

Am 11. Oktober setzte Payer sein „Gämsenleben“ fort. Seine Männer gingen über den Cercenpass, um den Monte Cercen (3280 m) und den Monte Gabbiolo (3458 m) zu besteigen. Die Temperatur von  $-15^{\circ}\text{C}$  ließ die Steigeisen an den Schuhen festfrieren, doch Payer arbeitete fünf Stunden an Theodolit und Messtisch. Der gutherzige Haller schleppte ihn mit Gewalt zum wärmenden Feuer. Die letzte Besteigung im Presanellagebiet erfolgte am 15. Oktober mit dem Crozzon di Folgorida (3079 m). Es war höchste Zeit, die Bergbesteigungen für dieses Jahr einzustellen.

### Alpine Bilanz

Damit gingen im Sommer 1868 fünf Jahre der intensivsten Erforschung der Ostalpen zu Ende. Payers Bilanz war eindrucksvoll. Mehr als 70 Gipfel der Ortlergruppe hatte er bestiegen, davon 56 in Begleitung von Johann Pinggera. Payer, der leidenschaftliche Kletterer im Fels, und Pinggera, der versierte Bergsteiger in Eis und Schnee, stellten eine hervorragend aufeinander abgestimmte Seilschaft dar. 38 ihrer Gipfelerfolge waren zugleich Erstbesteigungen. Im Adamello-/Presanellagebiet stand Payer auf insgesamt 36 Gipfeln, dabei han-

delte es sich 21 Mal um Erstbesteigungen. Jede seiner fünf Kampagnen der Jahre 1864 bis 1868 hat Payer in je einem Sonderheft der „Geographischen Mittheilungen“ fesselnd beschrieben und seine neuen Karten beigelegt. Die Abbildungen der Titelblätter erstellten die Künstler Moritz Menzinger und Edward Whymper. Die Universität Halle ernannte Payer 1868 für seine Verdienste um die Erforschung der Alpen zum Dr. phil. h. c.

Payers Name lebt in den Ostalpen vielfach fort. Auf dem Tabarettakamm am Ortler wurde 1875 die Payerhütte eingeweiht. Der Deutsche und Österreicherische Alpenverein stellte 1892 in Sulden eine Payer-Gedenktafel aus Marmor auf. Es gibt das Payerjoch (3434 m) zwischen Zebra- und Königspitze, die Payerspitze (3396 m) unweit der Geisterspitze, die Cima di Payer (3050 m) und den Passo Payer (2985 m) nördlich der Mandronhütte. In deren Nähe befindet sich das „Centro di Studi Glaciologi Julius Payer“. In Sulden betreibt die Familie Reinstadler das Drei-Sterne-Hotel „Julius Payer“. Ebenfalls in Sulden, im Messner Mountain Museum Ortles, sind viele von Payer gemalte Bilder ausgestellt. Ein Schlepplift und eine Piste auf dem Stilfser Joch tragen den Namen „Payer“.

## Polarfahrer und Maler

Zurück in Wien fand Payer einen Brief vor, worin er in seiner Eigenschaft als Bergsteiger und Topograf zur Teilnahme an der Zweiten Deutschen Nordpol-expedition eingeladen wurde. Damit war für ihn, ohne es zu diesem Zeitpunkt zu ahnen, ein Lebensabschnitt zu Ende.

Die zweite Karriere des Julius Payer nahm ihren Anfang, die seine Bekanntheit ins schier Unermessliche steigern sollte. 1869/1870 war er Mitglied der Expedition, die neue Gebiete in Nordostgrönland entdeckte, 1871 untersuchte er mit Carl Weyprecht das Meerengebiet zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja. 1872–1874 war Payer zweiter Kommandant der großen Österreichisch-ungarischen Nordpolarexpedition. Auf seinen Schlittenreisen erschloss er weite Gebiete des neu entdeckten Kaiser-Franz-Joseph-Landes. Die Rückkehr 1874 von der Arktis war ein Triumphzug. Ganz Österreich sprach von Oberleutnant Payer. Sein hervorragend illustriertes Expeditionsbuch, sogar von Kaiser Franz Joseph gelesen, wurde zum Bestseller.

Die Heirat mit der reichen Frankfurterin Fanny Kann ermöglichte ihm ein sorgenfreies Leben. Payer erlernte die Malerei am Städelinstitut in Frankfurt und an der Münchener Kunstakademie. Die Familie zog nach Paris, wo Payer große Erfolge als Historienmaler feierte. Er stellte Ölgemälde in großem Format her, auf dem er das Schicksal von Polarexpeditionen und arktische Landschaften darstellte. Derartige Bilder von ihm finden sich im Naturhistorischen Museum Wien und im Heeresgeschichtlichen Museum Wien.

1890 verließ er seine Frau Fanny, seinen Sohn Julius und seine Tochter Alice und ging zurück nach Wien, wo er weiter als Maler tätig war. Durch eine Infektion verlor er ein Auge und im Alter durch einen Schlaganfall die Sprache. Verbittert und vergessen starb er am 29. 8. 1915 im Kurort Bad Veldes in Krain (heute Bled in Slowenien). Seine letzte Ruhestätte fand er in einem Ehrengrab (Gruppe 32A, Nr. 37) auf dem Wiener Zentralfriedhof, gegenüber dem Grab von Johann Nestroy.

## Literatur

Julius Payer: Die Adamello-Presanella-Alpen, Gotha 1865.

Julius Payer: Die Ortler-Alpen (Sulden-Gebiet und Monte Cevedale), Gotha 1867.

Julius Payer: Die westlichen Ortler-Alpen (Trafoier Gebiet), Gotha 1868.

Julius Payer: Die südlichen Ortler-Alpen nach Forschungen und Aufnahmen, Gotha 1869.

Julius Payer: Die Centralen Ortler-Alpen (Gebiete: Martell, Laas und Saent), Gotha 1872.

Wilhelm Lehner: Julius Payers Bergfahrten, Regensburg 1920.

Martin Müller: Julius von Payer. Ein Bahnbrecher der Alpen- und Polarforschung und Maler der Polarwelt, Stuttgart 1956.

Myriam Torneri (Traduz.): Da „Escursioni alpine“ di Julius Payer. In: 1872 SAT 1982, Trient 1984, S. 189–341.

Jaromir Macek (Red.): Sborník k. 150. výročí narození Julia Payera, Teplitz 1993.

Roberto Bombarda / Christian Casarotto / Riccardo Decarli, Dalle Alpi all'Artico. A 140 anni dalla spedizione alla Franz Joseph Land, Ausstellungskatalog Trient 2012.

Frank Berger: Julius von Payer. Alpinist – Polarfahrer – Historienmaler, Innsbruck 2015 (in Vorbereitung).



**Graf Hans Wilczek (1837–1922), Mäzen der österreichischen Polarforschung, auf einem Eisbärenfell stehend, Foto von 1872**



A high-altitude mountain landscape featuring a glacier in the foreground and middle ground. The glacier is a mix of white snow and grey rock, with a prominent dark crevasse running through it. In the lower-left foreground, a blue backpack with various gear is resting on a rock. The background shows rugged, snow-dusted mountain peaks under a clear blue sky.

# BergWissen

Wo geht's denn hier zur nächsten Hütte? Gletscherlandschaften verändern sich in Zeiten der Klimaerwärmung manchmal schneller, als sich Kartenblätter aktualisieren lassen. Ausgedient hat die gute alte topographische Karte, deswegen aber noch lange nicht. Im Gegenteil: Erst im Zusammenspiel von Karte, GPS, aktuellen Informationsdiensten wie dem AV-Tourenportal und dem wachen Blick für die Bedingungen vor Ort lässt sich die Tourenplanung optimal gestalten.

# alpenvereinaktiv.com

Tourenplanung im 21. Jahrhundert

>> **Georg Rothwangl**

*Seit 6. Juni 2013 ist das neue Toureninformationssystem [alpenvereinaktiv.com](http://alpenvereinaktiv.com) der drei Alpenvereine (DAV, OeAV und AVS) online. Wie hat sich die Tourenplanung historisch entwickelt, warum gibt es überhaupt ein Tourenportal und was kann es?*



Der Austausch von Toureninformationen ist so alt wie die Alpenvereine selbst und sogar noch älter. Bereits in den ersten Mitteilungen von OeAV (1863) und DAV (1870) finden sich Berichte über Alpen-Reisehandbücher. Das klassische Werk zu jener Zeit war „Die deutschen Alpen“ von Ernst Adolph Schaubach, welches in fünf Bänden bereits zwischen 1845 und 1847 erschienen war. Die Notwendigkeit von guten Führerwerken wurde klar erkannt: *Bekanntlich zerfallen die Alpenreisen den zum Theil in solche, denen es genügt, auf den Hauptwegen das Land zu durchziehen, an dem einen oder anderen Touristen-Centrum Rasttag zu halten und diesen oder jenen gepriesenen Punkt zu besuchen, zum Theil in Solche, deren Bestreben ist, den eigentlichen Kern und das Charakteristische der Alpen, nämlich die Gebirge im Ganzen und Einzelnen kennen zu lernen und zu durchforschen*<sup>1</sup>. Für die erste Gruppe war es leicht, zuverlässige Informationen für Route und Unterkünfte zu finden, für die zweite nicht.

Die Mitglieder der noch jungen Alpenvereine trafen sich regelmäßig bei Sektionsabenden. Diese fanden meist in Gasthäusern oder Vereinslokalen statt und dienten unter anderem dazu, über die Bergfahrten des letzten Urlaubs zu berichten. Ein besonderes Augenmerk wurde dabei darauf gelegt, wie „lohnend“ eine Unternehmung war. Für alle, die sich keinen lokalen Führer nehmen wollten oder aus finanziellen Gründen konnten, war es von großer Wichtigkeit zu erfahren, wie die Anreise erfolgte, wo es gute Nächtigungsmöglichkeiten gab, wie Auf- und Abstieg bewältigt wurden und mit welchen Gefahren, aber auch besonders schönen Plätzen zu rechnen war. Ebenso relevant waren bereits damals Angaben zu den aktuellen Bedingungen vor Ort. Gibt es noch harte Altschneefelder? In welchem Zustand ist der Gletscher? Sind die Wege gut zu finden oder sind nur Trittspuren vorhanden? War die erzählende Person auch noch persönlich bekannt, konnten die Informationen gleich richtig eingeordnet werden. Dies betraf sowohl die Fakten wie Zeitangaben als auch die allgemeine Schilderung.

Die Gespräche an den Sektionsabenden dienten also unter anderem dem Austausch von Toureninformationen, aber auch um sich gegenseitig

zu inspirieren und motivieren. Optimalerweise stand am Ende des Abends der Tourenplan für die nächsten freien Tage inklusive Ziel und Partner fest.

Später wurde dieser mündliche Austausch um schriftliche Notizen erweitert, indem Tourenbeschreibungen auch in den Sektionsnachrichten abgedruckt wurden. Die regelmäßig erscheinenden Zeitschriften der alpinen Vereine wurden zu wichtigen Quellen für Informationen über Erstbegehungen und Expeditionen. Die Vorteile der schriftlich festgehaltenen Tourenberichte waren die breitere Verteilungsmöglichkeit unter den Mitgliedern sowie die Archivierbarkeit. Die Nachteile waren der beschränkte Raum, die geringere Interaktionsmöglichkeit mit den Erzählenden und vor allem die Tatsache, dass die Inhalte rasch veraltet waren. Gerade in Zeiten, wo der Ausbau der alpinen Landschaft (neue Wege, neue Hütten) rasch voranschritt, waren die Beschreibungen oft in kurzer Zeit nicht mehr aktuell.

## Sektionsnachrichten und Gebietsführer

Das zunehmende Interesse der Mitglieder an Tourenbeschreibungen führte zur Herausgabe der AV-Gebietsführer in Kooperation mit dem Rother Verlag. Diese stellten einen Meilenstein dar, erhoben sie doch den Anspruch, alle Touren in einem Gebiet zu beschreiben. Dies reichte von Hüttenzustiegen und Übergängen bis zu Eis-, Hoch- und Klettertouren. Bei der Darstellung der Informationen kamen immer wieder innovative Ansätze zur Anwendung. So gab es zuerst eine schematische Darstellung der Kammverläufe, die der Abbildung der Gebirgsgruppen dienten. Dann kamen Anstiegsskizzen mit unterschiedlichen Varianten (graphisch differenziert dargestellt) hinzu. Und schließlich die Königsklasse mit hochwertigen Schwarz-Weiß-Bildern, in denen die Routenverläufe eingezeichnet waren, ergänzt durch Toposkizzen. Das Format ist klein, um in eine Rucksackdeckeltasche zu passen, und die Bücher sind robust gefertigt. Da die AV-Gebietsführer den Anspruch der Vollständigkeit hatten, war die Erstellung bzw. die Aktualisierung eines solchen Führers mit großem Aufwand verbunden. Heute können sich all jene Personen glücklich schätzen, die zu Hause noch solche Führer haben, denn dort

Ob mit der guten alten Alpenvereinskarte, klassischer Führerliteratur oder modernen Online-Portalen: Das Bereitstellen von Toureninformationen und Orientierungshilfen im Gebirge gehört seit jeher zu den Kernaufgaben der Alpenvereine.

© PatitucciPhoto

<sup>1</sup> Kurz: Zeitschrift des DAV, Bd. 1, 1870



Gerade im Wanderurlaub wird das Smartphone zur Tourenplanung immer wichtiger.

Rechts: Bei allen Vorteilen der digitalen Welt ist eine gute Karte bei der Tourenplanung weiterhin sehr wertvoll.

© Alle Fotos: PatitucciPhoto

finden sich wichtige Informationen zu oft schon lange vergessenen Touren.

Je mehr Touren in einem Gebiet erschlossen wurden, umso dicker wurde der Führer (z. B. Dachstein), gleichzeitig wurde aber auch die Zielgruppe immer breiter. Vom einfachen Wanderer bis zur extremen Felskletterin waren für alle Interessierten relevante Daten enthalten. Diese Tatsache eröffnete eine neue Kategorie: die Auswahlführer. Mit den Auswahlführern wurden zwei wichtige Aspekte berücksichtigt: zum einen die Differenzierung nach Zielgruppen, zum anderen wurde aus einer großen Menge an Touren eine Vorauswahl für die interessierten Personen getroffen. Als Urtyp können hier die Pause-Bücher (benannt nach dem Autor Walter Pause) bezeichnet werden. Es gab sie sowohl für einfache Hüttenwanderungen als auch für Touren in extremem Fels und Eis. Der Wert eines guten Auswahlführers lässt sich in diesem Fall daran erkennen, dass die Pause-Touren noch heute einen hohen Stellenwert unter den Bergsteigern haben. Interessant bei den Auswahlführern sind ihre unterschiedlichen Erscheinungsformen: Sie reichen vom kleinen Taschenbuch (z. B. Panico-Verlag) über Ordner mit Loseblattsammlungen (z. B. Schallverlag) bis hin zu großen Bildbänden (z. B. SAC-Verlag). Mit den Auswahlführern verloren die AV-Gebietsführer an Bedeutung. Sie sind zwar immer noch erhältlich – allerdings in einem geringeren Umfang und teilweise erfolgte die letzte Aktualisierung vor mehr als zehn Jahren.

Nachdem die Gebietsführer an Bedeutung verloren hatten, gab es keine zentrale Lösung für Toureninformationen in den Alpenvereinen. Sektionen wurden aktiv und erstellten (bzw. erstellen noch immer) Tourenvorschläge für ihre Sektionsnachrichten oder für die Sektionshomepage. Wie kam es nun zu der heute bestehenden Portallösung? Dass Toureninformationen weiterhin zur Kernaufgabe der Vereine zählen, war und ist unbestritten. Die Alpenvereinssektionen organisieren für ihre Mitglieder geführte Berg- und Wanderunternehmungen; wir bilden Menschen in zahlreichen Kursen so aus, dass sie ihre Bergsportbetätigungen selbstständig durchführen können, und wenn diese naturbegeisterten Personen dann Informationen zu Touren suchen, wäre es schade, wenn nur auf externe Quellen verwiesen werden könnte.

Dass die Informationsbereitstellung über das mächtigste Kommunikationsmedium unserer Zeit – über das Internet – erfolgt, hat eine ganz konkrete Vorgeschichte. Der Projektauslöser war leider ein tragischer Lawinenunfall bei einer geführten Tour zum Wurmtaler Kopf im Jahr 2002. Im Zweig Innsbruck des Oesterreichischen Alpenvereins wurde daraufhin der Entschluss gefasst, ein Forum im Internet einzurichten. Ziel des Forums war und ist der Austausch von aktuellen Bedingungen und Toureninformationen in kurzer und unkomplizierter Form. So sollen relevante Informationen wie z. B. Lawinenabgänge rasch einer interessierten Gruppe mitgeteilt werden können.



Unter der Webadresse [www.alpine-auskunft.at](http://www.alpine-auskunft.at) ging das Forum am 3. Jänner 2007 online. Die drei Hauptvereine bzw. Dachverbände erkannten das Potenzial und im Mai 2008 wurde ein Kooperationsvertrag zwischen dem Zweig Innsbruck und dem Deutschen, Oesterreichischen und Südtiroler Alpenverein unterschrieben. Der gemeinsame Auftritt in allen drei Ländern erfolgte unter den Adressen [www.alpine-auskunft.at/](http://www.alpine-auskunft.at/)/[de/](http://www.alpine-auskunft.de/)/[it/](http://www.alpine-auskunft.it/).

### Start in die digitale Tourenplanung

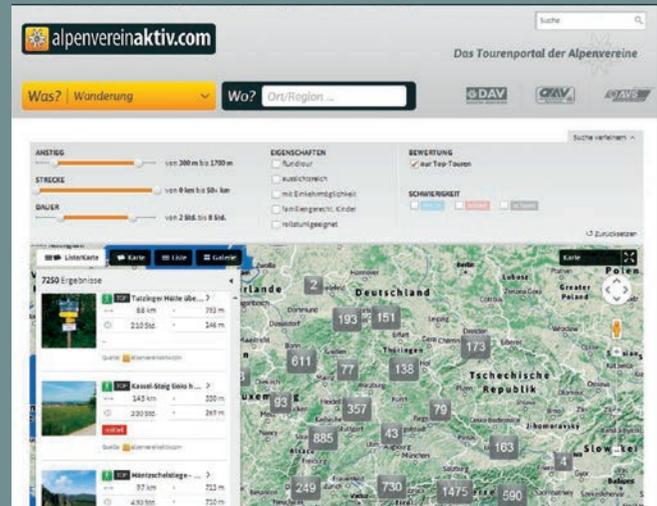
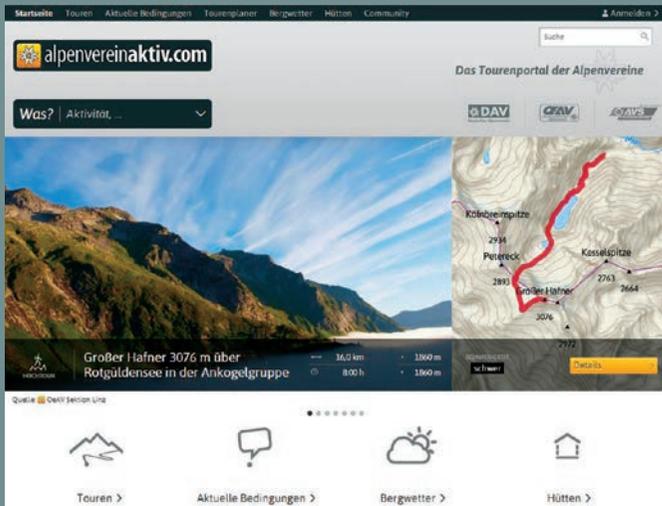
Bereits bei dieser Kooperationsvereinbarung wurde eine Weiterentwicklung des Forums zu einem umfassenden Touren-Informationssystem angedacht. Im Juni 2009 wurde mit einem Auftakt-Workshop in Innsbruck die Vorprojektphase eröffnet. Von Anfang an nahmen Vertreter von DAV, OeAV und AVS sowie vom Alpenverein Innsbruck in der Projektgruppe teil. Frühzeitig wurde erkannt, dass nur ein gemeinsames Portal für alle drei Vereine Sinn macht. Dadurch können Ressourcen gebündelt und eine sehr große Mitgliedergemeinschaft erreicht werden. In einem ersten Schritt wurde geprüft, ob die Umsetzung durch eine Eigenentwicklung oder durch eine Kooperation mit bestehenden Portalen erfolgen soll. Nach eingehender Prüfung der Vor- und Nachteile erfolgte im Oktober 2009 der Beschluss, eine Kooperation anzustreben. Wesentlich für diese Entscheidung war der sehr späte Start des Projektes. Die ersten Tourenportale im Internet waren zu diesem Zeitpunkt bereits fast zehn Jahre alt. Die-

ser deutliche Vorsprung an Erfahrung sollte genutzt werden. Als nächster Schritt wurde eine Studie in Auftrag gegeben, in deren Rahmen alle wesentlichen Tourenportale im deutschsprachigen Raum auf ihre Kompatibilität mit den AV-Zielen geprüft wurden. Im April 2010 wurde die Studie mit dem Titel „Analyse und Bewertung bestehender Touren-Informationssysteme (TIS) im Ostalpenbereich hinsichtlich ihrer Eignung als TIS-Plattform der Alpenvereine“ präsentiert. An erster Stelle der Portal-Reihung stand die Firma Alpstein Tourismus GmbH & CoKG mit ihrem Portal [www.outdooractive.com](http://www.outdooractive.com). Es wurde die Entscheidung getroffen, mit Alpstein als favorisiertem Realisierungspartner in Verhandlungen einzutreten. Nach einer gemeinsamen, detaillierten Ausarbeitung des Pflichtenhefts mit mehreren Gesprächsrunden konnte im Dezember 2011 der Auftrag zur technischen Umsetzung an Alpstein erteilt werden. Im Dezember 2012 erfolgte der „leise“ Onlinegang. Diese Strategie wurde gewählt, um etwaige Fehler und Benutzerunfreundlichkeiten beheben zu können, ohne dass bereits viele Personen auf die Webseite zugreifen. Im Juni 2013 wurde dann bei zeitgleich stattfindenden Pressekonferenzen der offizielle Onlinegang verkündet. Sehr hilfreich für die technische Umsetzungsphase war die tatkräftige Unterstützung durch eine EU-Interreg-Förderung.

Der vereinsübergreifende Ansatz des Projektes spiegelt sich auch in der Organisation wider. Die oberste Instanz im laufenden Betrieb ist das Steu-

Gerade bei schlechten Sichtbedingungen können GPS-Gerät und Smartphone die Navigation unterstützen.

Links: Der Abgleich zwischen digitaler und realer Welt ermöglicht eine rasche Standortbestimmung.



Startseite: die Einstiegsseite in das Tourenportal

Tourenauswahl (rechts): Über die Karte und diverse Filtereinstellungen ist die gewünschte Tour rasch gefunden.

erungsteam, bestehend aus den drei Geschäftsführern bzw. dem Generalsekretär: Olaf Tabor (DAV), Robert Renzler (OeAV), Gislar Sulzenbacher (AVS) sowie der Geschäftsbereichsleiterin für Medien und Kommunikation beim DAV Andrea Händel. Die Projektleitung liegt beim Leiter des Referats Bergsport (OeAV) Michael Larcher, der stellvertretende Projektleiter ist Thomas Bucher (Resortleiter Presse/Öffentlichkeitsarbeit, DAV). Pro Verein gibt es einen hauptamtlichen nationalen Projektmitarbeiter: Jochen Brune (DAV), Mario Zott (OeAV) sowie Karin Leichter (AVS). Ein gemeinsam finanzierter internationaler Mitarbeiter – Georg Rothwangl – spiegelt die vereinsübergreifende Zusammenarbeit im Projekt wider. Die beiden Projektleiter sowie die Mitarbeiter bilden das Team von alpenvereinaktiv.com. Ein regelmäßiger Austausch innerhalb des Teams stellt die gemeinsame Projektentwicklung sicher.

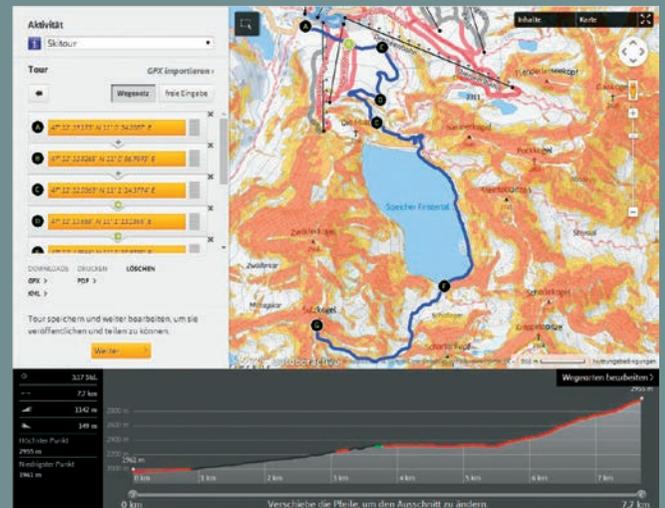
Die Entscheidung zu einer Kooperation mit einem bestehenden Portal hat weitreichende Konsequenzen. Die unmittelbarste Auswirkung ist das Teilen von Inhalten. Im Internetzeitalter bietet dieses Vorgehen einen großen Mehrwert. So konnten beim Start des Portals bereits über 30.000 Touren weltweit angezeigt werden. Dies liegt daran, dass auf alpenvereinaktiv.com auch die Touren von anderen Alpsteinkunden (wie z. B. zahlreichen Tourismusverbänden) angezeigt werden. Es wird also nicht bei null begonnen, sondern auf

bereits bestehende Informationen zurückgegriffen. Umgekehrt können auch alle Touren, die von ehrenamtlichen Alpenvereinsmitgliedern in das Portal eingepflegt werden (1640, Stand Juli 2014), bei den anderen Ausgabekanälen angezeigt werden. So werden die Alpenvereinsqualitätstouren auch für Personen sichtbar, die bisher wenig oder gar nichts mit den Alpenvereinen zu tun hatten – eine optimale Werbung für die Leistungen der Vereine. Schon früh wurde die Entscheidung getroffen, das Alpenvereinstourenportal für alle Menschen zugänglich zu machen – ähnlich unseren Wanderwegen, die von ehrenamtlichen Wegewartern betreut und für alle wandernden Personen kostenfrei zugänglich sind.

### „Teilen ist das neue Besitzen“

Wie erfolgt nun die digitale Tourenplanung im 21. Jahrhundert? Wie die Überschrift schon sagt, geht es im Wesentlichen um zwei Faktoren: Inhalt und Kontext. Betrachten wir zuerst das Thema Inhalt. Hier haben sich die Alpenvereine für einen besonderen Weg entschieden. Um den Spagat zwischen qualitativ hochwertigen und gleichzeitig zahlreichen Tourenbeschreibungen zu schaffen, werden interessierte ehrenamtliche Sektionsmitglieder speziell für die Toureingabe geschult. Nach einer vierstündigen Schulung können diese Autorinnen und Autoren Touren unter ihrem vollen Namen und mit der Quellenangabe der Sektion





eingeben. Bisher wurden über 790 Personen in den Sektionen geschult (Stand Juli 2014). Diese Personen sorgen dafür, dass unter der Quelle „alpenvereinaktiv.com“ nur qualitativ hochwertige Touren veröffentlicht werden. Personen, die das Portal benutzen, brauchen einfach nur auf die Quellenangabe bei einer Tour zu achten, um zu sehen, ob die Tour von einem geschulten AV-Autor oder von einem Tourismusverband kommt. Der große Vorteil liegt in der weitreichenden Gebietskenntnis der Autorinnen und Autoren. Es werden nur Touren beschrieben, die bereits selbst begangen wurden, und meist liegen diese Touren im eigenen Arbeitsgebiet bzw. vor der Haustüre. So kann der Tourentipp mit dem Wissen von Ortsansässigen (korrekter Parkplatz, sinnvolle Wahl von Auf- und Abstieg, Angaben zur besten Jahreszeit und zu Besonderheiten) erstellt werden. Dieser von den Alpenvereinen gewählte Ansatz ist im Internetbereich ungewöhnlich, da er mit einem hohen persönlichen Einsatz und Aufwand (Schulungen) verbunden ist. Üblicherweise gibt es entweder professionelle Autoren mit hochwertigen, aber wenigen Toureneinträgen oder ungeschulte Freiwillige mit vielen Einträgen bei schwankender Qualität.

Eine besondere Herausforderung ist sicherlich die Größe des primären Tourengebiets – der gesamte Ostalpenbereich. In diesem Zusammenhang ist es sehr wertvoll, auf die Sektionsstruktura-

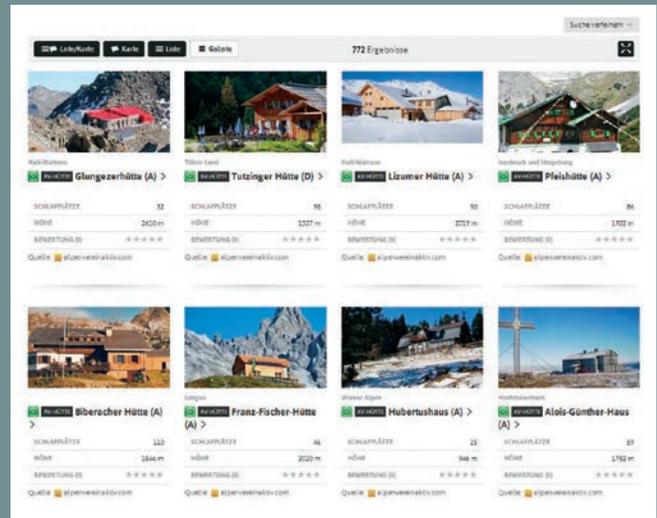
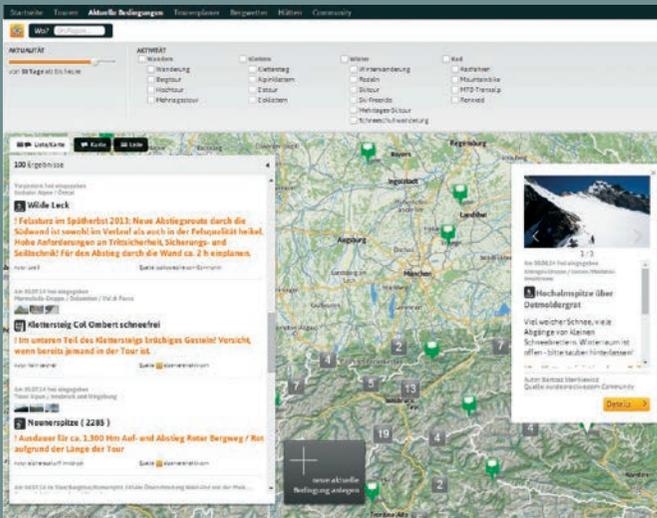
ren von AVS, DAV und OeAV zurückgreifen zu können. Erst dadurch kann eine so große Gruppe an Interessierten erreicht und informiert werden.

### „Content is King – Context is Queen“

Neben den Inhalten ist der Kontext der zweite wesentliche Faktor für den Erfolg. Im weitesten Sinn ist darunter zu verstehen, wie die Inhalte präsentiert, verknüpft und verfügbar sind. Hier setzt alpenvereinaktiv.com auf sehr moderne Verfahren. Alle wesentlichen Einträge im System (Touren, Hütten, Aktuelle Bedingungen, Wetterinformationen) sind georeferenziert und können so einfach miteinander verknüpft werden. Ein konkretes Beispiel: Wenn eine Aktuelle Bedingung eingegeben wird, ist diese im System mit einem Punkt auf der Karte verknüpft. Dadurch ist klar ersichtlich, auf welche Stelle sich die Aktuelle Bedingung bezieht. Ebenso sind die Toureneinträge durch ihre GPX-Tracks georeferenziert. Da beide Einträge (Aktuelle Bedingung und Tour) geografisch verortet sind, kann bei jeder Tour automatisch angezeigt werden, ob und wenn ja welche aktuellen Bedingungen in einem Umkreis von 5 Kilometern eingetragen sind. Somit kann ein aktueller Eintrag bei der Tourenplanung nicht mehr übersehen werden. Nach demselben Prinzip können Hütteninformationen mit einer Tour verknüpft werden. Dadurch ist sichergestellt, dass bei einer Tour immer die aktuellen Hütteninformationen (Öffnungszeiten, Telefon-

**Tourenplanung – Winter:**  
Für die Tourenplanung stehen routingfähige Wegenetze sowie zusätzliche Karteninhalte wie Hangsteilheiten und Wintersportgebiete zur Verfügung.

**Tourenansicht – Detail (links):** Die Detailseite jeder Tour bietet alle relevanten Informationen für die Planung.



Aktuelle Bedingungen geben Auskunft, wie es gerade im Gelände aussieht.

Galerieansicht – Hütten (rechts): Alle Alpenvereinshütten sind hinterlegt und mit Touren verknüpft.

Alle Screenshots © OeAV

nummer) angezeigt werden. Die enge Zusammenarbeit und Vernetzung mit weiteren AV-Informationsquellen wie die AV-Kartographie, AWIS-GIP (Alpine Wege Informationssystem – Graphen Integrationsplattform), Naturschutz- und Hütten-datenbanken ist die Voraussetzung für eine effiziente und erfolgreiche Umsetzung.

### Herausragende Umsetzung

Inhalte und Kontext sind wie Zutaten und Rezept einer Speise – beide sind von großer Wichtigkeit. Aber auch das Auge isst mit. Im Fall von alpenvereinaktiv.com bedeutet dies, dass die Benutzbarkeit und die Planungsmöglichkeiten ebenso wichtig sind. Welche Möglichkeiten bietet nun das Touren-Informationssystem?

- Rasche Suche: Über die beiden prominenten Einstiegsfilter „Was“ und „Wo“ kann rasch die gesuchte Bergsportart und das Zielgebiet (z. B. Skitouren & Sellrain) ausgewählt werden. Das System zoomt sofort auf der Karte in das Gebiet von Sellrain und zeigt alle Skitouren innerhalb des Kartenausschnitts an. Bei Bedarf kann die Suche noch verfeinert werden (z. B. nach Höhenmeter, Schwierigkeit, Dauer). Für Hütten gibt es ähnliche Suchfunktionen.
- Unterschiedliche Ansichten: Die Ergebnismenge der Suche kann auf unterschiedliche Arten dargestellt werden: reine Kartenansicht, Kartenansicht mit Liste, reine Listenansicht, Galerieansicht.

- Kartenmaterial: Im System sind unterschiedliche Karten hinterlegt, zwischen denen frei gewählt werden kann. Das Kartenmaterial umfasst Sommer- und Winterkarte von Alpstein, Luftbildaufnahmen kombiniert mit Höhenschichtlinien, Google- und Openstreetmapkarten. In Deutschland sind die Landeskarten und in der Schweiz die Swisstopo-Karte verfügbar. Mittelfristig sollen in Österreich die amtlichen BEV-Karten sowie die Alpenvereinskarten verfügbar sein. Eine weitere Besonderheit beim Kartenmaterial sind die einblendbaren Zusatzebenen. So gibt es für den gesamten Alpenraum eine farbige Schicht mit den Hangsteilheiten in den Klassen: unter 30 Grad, 30–34 Grad, 35–39 Grad sowie 40 Grad und mehr. Dadurch kann im Winter sehr rasch erfasst werden, ob eine geplante Tour bei der derzeitigen Lawinenwarnstufe durchführbar ist. Ebenso können Wander- und Radwege, die Wettersatellitenkarten inklusive Wolken und Wintersportinformationen angezeigt werden.

- Detailseite: Auf der jeweiligen Detailseite für Touren und Hütten sind zahlreiche Informationen aufbereitet. Eine große Bildergalerie präsentiert instruktive Eindrücke von der Tour, auf der Karte ist der Routenverlauf ersichtlich, eine Infobox enthält die wichtigsten Fakten zur Tour und liefert auch gleich weltweit eine Punktwetterprognose für den jeweiligen Standort der Hütte bzw. den Startpunkt der Tour. Die Informationen können

ausgedruckt werden (ein individuell anpassbares PDF-Dokument wird erstellt), GPX-Tracks heruntergeladen, die Informationen einfach mit Freunden geteilt werden und die Anfahrt mit Öffis, Auto, Rad oder zu Fuß geplant werden. Ebenso können zu jeder Tour Kommentare und Einträge zu aktuellen Bedingungen verfasst werden.

■ **Tourenplaner:** Dort, wo eine gesuchte Tour (noch) nicht vorhanden ist oder ein individueller Tourenwunsch realisiert werden soll, kommt der Tourenplaner zum Einsatz. Wie überall im System stehen die unterschiedlichen Kartengrundlagen zur Verfügung, um die Tour mit wenigen Klicks entweder frei (von Punkt zu Punkt) oder auf einem routingfähigen Wander- und Radwegenetz zu planen. Automatisch wird ein Höhenprofil erstellt und Distanz, Dauer sowie Höhenmeter werden berechnet. Die geplante Tour kann wieder gedruckt, als GPX-Track heruntergeladen oder mit Freunden geteilt werden. Gerade im Zusammenhang mit den Hangsteilheiten bieten sich hier im Winter zusätzliche interessante Möglichkeiten, um eine korrekte Tourenplanung durchzuführen.

## Die ganze Welt im Smartphone

Noch ein paar Worte zu einer ungeplanten Erfolgsstory des Portals: die Smartphone App für Android und iPhone. Diese App wurde bis zum Juni 2014 bereits über 128.000 heruntergeladen. Alle Touren- und Hütteninformationen aus dem Portal finden sich nun auch in der Hosentasche.

Die Einträge können lokal gespeichert werden (inkl. Karte, Text und Bilder), so benötigt man im Gelände keinen Mobilfunk- oder Internetempfang (und es fallen auch keine Roaminggebühren im Ausland an). Es genügt ein GPS-Empfang und schon weiß ich genau, wo ich bin und wo ich hin will. Natürlich sind die Telefonnummern der Hütten sofort anwählbar, ebenso gibt es praktische Werkzeuge wie Hangsteilheitsmesser und Notruf. Hier zeigt sich, wie wertvoll es ist, wenn Portal und App „aus einem Guss“ kommen.

## Ausblick in die Zukunft

Zum Abschluss werfen wir noch einen kurzen Blick in die Zukunft: Immer mehr Daten werden digital verfügbar und helfen so unter anderem bei der Tourenplanung. Für den Winter wird bald noch direkt bei der jeweiligen Tour bzw. Hütte der aktuelle Lawinenlagebericht verfügbar sein. Die Kartengrundlage wird laufend verbessert werden und die Alpenvereinskarten sollen auch in das System eingebunden werden. Die Verknüpfung zwischen Portal und App wird enger werden. In Zukunft sollen z. B. Touren am Portal ausgewählt werden können, um dann in der App rasch aufgefunden zu werden. Weiterhin steht das Schulungsangebot für interessierte Sektionen, und in den Bereichen Alpin- sowie Sportklettern wird es sowohl beim Inhalt als auch bei der technischen Umsetzung noch einen großen Schritt vorwärts geben.

*Abschließend noch ein herzliches Dankeschön an Martin Achrainer und Leonore Rothwangl für die Unterstützung.*

## Was sind die Ziele für das neue Portal?

Entsprechend der Größe und Kompetenz der Alpenvereine geht es darum, die folgenden Punkte erfolgreich umzusetzen:

- **Service für Mitglieder:** Zuerst ist alpenvereinaktiv.com ein Service für unsere Mitglieder. Durch optimal aufbereitete Informationen wird in Zukunft die Tourenplanung rascher und einfacher durchgeführt werden können. Gleichzeitig soll die Sicherheit erhöht werden, da kritische Informationen zeitnah einer großen Gruppe zugänglich gemacht werden.
- **Chancen für Sektionen:** Jede Sektion kann über ihren eigenen Zugang Daten in das System einpflegen und mit ihrem regionalen Know-how das eigene Arbeitsgebiet, die eigenen Hütten, aber auch die Umgebung des Sektionsstandortes attraktiv darstellen.
- **Community:** Langfristig soll eine große Internetgemeinschaft von bergbegeisterten Personen aufgebaut werden. Der alpine Gemeinschaftsgedanke wird dadurch auch in die virtuelle Welt übertragen.
- **Marketing:** Durch die Verteilung der Informationen über viele Kanäle eröffnen die Alpenvereine eine weitere Möglichkeit, ihre Hütten, Kampagnen, Serviceleistungen und Angebote bekannt zu machen.
- **Öffentliche Wahrnehmung und Kompetenzführerschaft:** Drei Jahre nach Onlinegang soll alpenvereinaktiv.com die Nummer 1 der Tourenportale im Ostalpenraum hinsichtlich Qualität der Toureneinträge und unter den Top 3 bezüglich Beliebtheit und Zugriffszahlen sein. Die öffentliche Wahrnehmung der Alpenvereine und deren Kompetenzführerschaft im Bergsport wird deutlich ausgebaut werden.
- **Naturschutz und Besucherlenkung:** Das Portal wird auch dazu genutzt werden, das große Engagement der Alpenvereine im Bereich Naturschutz zu unterstützen. Themen wie Anreise mit den öffentlichen Verkehrsmitteln und Besucherlenkungen gehören in diesen Bereich.

# Blick vor in die Vergangenheit

150 Jahre Alpenvereinskartographie

>> **Karel Kriz**

*Ein Blick in das erste Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins aus dem Jahr 1865 offenbart die Geburtsstunde der modernen und bis heute weltweit anerkannten Alpenvereinskartographie. 150 Jahre später wird der Alpinist neben der Papierkarte auch mit DVDs (Digital Versatile Disc), USB-Massenspeicher (Universal Serial Bus), GPS (Global Positioning System), Smartphone und WMS (Web Map Service) konfrontiert. Werden diese Medien und Dienste auch in Zukunft den Zielen des Alpenvereins, jedem Mitglied eine geeignete Orientierungshilfe anzubieten, gerecht werden?*



Die im Band 1 von Franz Keil erstellte „Specialkarte der Umgebung des Ankogels“ (AV-Jahrbuch 1865) im Maßstab 1:72.000 steht repräsentativ für die vielen hervorragenden, kartographisch-geodätischen Arbeiten, die in der Gründerzeit des Alpenvereins entstanden sind. Nicht nur im Österreichischen Alpenverein (1862 gegründet) war die Aufbruchsstimmung im Umfeld der Kartographie spürbar (Aurada 1962, Kostka 2014). Die zu dieser Zeit durchgreifenden politischen sowie wirtschaftlichen Umwälzungen, gepaart mit dem Drang, sich neues Wissen anzueignen, bildeten den idealen Nährboden, den alpinen Raum zu entdecken. Die Nachfrage nach großmaßstäbigen topographischen Karten war dementsprechend groß.

Franz Keil, ein sehr umtriebiger Kartograph und Geoplastiker (Reliefbauer) sowie begeisterter Alpinist, dokumentiert mit seinen Hochgebirgskarten, wie beispielsweise mit der „Karte der Grossvenediger-Gruppe“ (AV-Jahrbuch 1866), welche Bedeutung Orientierung im Gelände für den Bergsteiger in dieser Zeit hat und wie ästhetisch ansprechend eine detaillierte Reliefwiedergabe ist.

## Die historische Entwicklung

Die Erde zu beschreiben und die Ergebnisse in einer verständlichen sowie nützlichen Form kommunizierbar zu machen, hat die Menschheit seit Generationen beschäftigt. Die Vorstellung, in unwegsames Gelände vorzudringen und neue Erkenntnisse zu gewinnen, beflügelte in der Vergangenheit nicht nur Abenteurer, sondern Wissenschaftler und Meinungsbildner gleichermaßen, sich mit der Topographie näher auseinanderzusetzen. Im Zuge dieser Entwicklung wurde sukzessiv die Kartographie zu einer wichtigen Drehscheibe der Kommunikation.

Ein besonderes Augenmerk wurde dabei auf das Gelände und seine vielen Darstellungsfacetten in Karten gelegt. Gerade in Ländern, die auf eine langjährige (karto-)graphische Tradition zurückblicken können, entwickelte sich eine hochspezialisierte Auseinandersetzung mit dieser Thematik. Erwähnenswert sind hier vor allem die europäischen Länder, die hervorragende Beispiele in der Vergangenheit bis hin zur Gegenwart im Rahmen ihrer amtlichen Landesvermessung aufzuweisen haben. Auch alpine Vereine sind zu nennen, die zum Teil aus der Not, mangels offizieller

Verfügbarkeit großmaßstäbiger Grundlagen, für ihre Mitglieder eigene Karten produzierten. Diese Vereine, wie beispielsweise der Österreichische Alpenverein (Gründung 1862), der Schweizer Alpenclub (Gründung 1863) oder der Deutsche Alpenverein (Gründung 1869), haben früh die Notwendigkeit und Bedeutung der Hochgebirgskartographie für ein breites Publikum erkannt. Sie haben sich die Pflege der Kartographie sowie die Erstellung von hochqualitativen Orientierungshilfen für ihre Mitglieder zum Ziel gesetzt (vgl. Arnberger 1970). Auch die Erprobung spezieller Darstellungsverfahren sowie die eigene geodätische Aufnahme und Vermessung von Berggruppen werden bis in die Gegenwart noch immer betrieben und gleichermaßen von Bergsteigern wie Wissenschaftlern geschätzt.

Die Darstellung des Geländes hat sich in Karten und kartenverwandten Ausdrucksformen über Jahrhunderte entwickelt und wurde ständig von der vorherrschenden Technologie der Geodätenerfassung sowie deren Visualisierungsmöglichkeiten beeinflusst. Zu Beginn geprägt von den technischen Restriktionen und oft ungeeigneten Trägermedien sowie fehlenden graphischen Prinzipien, wurde mit der Zeit die Karte als verkleinerte, vereinfachte Abbildung der Realität immer handlicher, portabler und vor allem effizienter. Kartographische Dokumente finden sich auf Höhlenwänden, Ton- und Holztafeln sowie Metall- und Steinplatten: allesamt zwar beständige, aber schwerfällige Materialien. Allmählich wurden diese dann im Rahmen technologischer Neuerungen und rationaler Vervielfältigungstechniken durch mobilere Materialien wie Tierhäute, Papyrus, Stoffe und schlussendlich Papier erweitert. Gegenwärtig beeinflusst im digitalen Zeitalter der Computer in allen Variationen maßgeblich die weitere Entwicklung und leitet eine kartographische Revolution ein, die vergleichbar ist mit der Nutzung der Drucktechnologie in der Kartographie vor mehr als 500 Jahren.

Unabhängig von der Technologie wurde und wird in allen Epochen intensiv an einer optimierten Wiedergabe des Gebirges (der dritten Dimension) geforscht und experimentiert. Die Vorgabe war und ist immer dieselbe: eine möglichst einprägsame und für die Orientierung praktikable Darstellung des Geländes zu erzielen.

**Blick in die  
„Kartographiewerkstatt“  
im Oesterreichischen  
Alpenverein, Innsbruck**  
© norbert-freudenthaler.com



Franz Keil (1822–1876; oben), ein begeisterter Alpinist und begnadeter Reliefbauer, wird als einer der Gründer der Alpenvereinskartographie betrachtet.

Der Wiener Kartograph Hans Rohn (1868–1955; Mitte) war für die genetische Felsdarstellung, eine besonders künstlerische Darstellungsform, bekannt.

Fritz Ebsters (1901–1979; unten) Markenzeichen war die Haarstrich-Felszeichnung, die sogenannte Ebster-Methode.

© wikimedia (oben und Mitte);  
Archiv des DAV, München  
(unten)

## Meilensteine der Geschichte

Ein wichtiges Ereignis in der topographischen und Hochgebirgskartographie im Hinblick auf eine nachhaltige, nutzbare Geländedarstellung fand im Rahmen der Franzisco-Josephinischen Landesaufnahme statt. Diese sogenannte Dritte Landesaufnahme, die zwischen 1869 und 1887 unternommen wurde, besaß einen Aufnahmemaßstab von 1:25.000, im Raum Wien sogar 1:12.500 und enthielt eine verdichtete Höhenpunktaufnahme, die für die Konstruktion von Höhenlinien und für die Zeichnung von Schraffen herangezogen wurde. Die eigentliche Sensation war jedoch die Tatsache, dass die gesamte Habsburgermonarchie mit einer Fläche von fast 700.000 km<sup>2</sup> in einem Zeitraum von nur 18 Jahren aufgenommen wurde. Durch die behutsame graphische Kombination aus Höhenlinien, Schraffen, Namengut sowie Farbkolorierung wirkte die Karte im flachen bis mittelsteilen Gelände sehr ansprechend. In sehr steilem Gelände war diese Darstellungsform jedoch noch immer unzufriedenstellend.

Die Vierte Landesaufnahme, die auch als Präzisionsaufnahme bezeichnet wird, wurde mit einigen Unterbrechungen in drei Phasen von 1896 bis 1899 durchgeführt. Unter der Ausnützung der damaligen, modernen Technologien, wie beispielsweise der terrestrischen Photogrammetrie und später der Luftbildmessung, wurde in dieser Periode auch die vorwiegende Bearbeitung von Hochgebirgsblättern angestrebt. Dabei hat sich die Geländedarstellung sukzessive von Schraffen im großen Stil verabschiedet und hin zu einer zeitgemäßen Visualisierung mit Höhenlinien, Schummerung, Fels- und Kleinformendarstellung sowie moderner Farbgebung und angepasstem Zeichenschlüssel entwickelt. In diese Zeit fällt die Auflösung des Militärgeographischen Institutes (MGI) sowie die Gründung des Bundesamtes für Eich- und Vermessungswesen (BEV) 1923 in Wien, welches bis heute für die amtliche Kartographie in Österreich verantwortlich ist.

## Alpenvereinskartographie

Parallel zur Entwicklung der amtlichen Kartographie entfaltet sich im Alpenraum ab Ende des 19. Jahrhunderts die Alpenvereinskartographie. Besondere Aufgaben und Ziele waren unter anderem, leicht lesbare Orientierungshilfen für Berg-

steiger zur Verfügung zu stellen sowie ergänzende geodätische Aufnahmen von Berggruppen und die Erprobung spezieller Darstellungsverfahren voranzutreiben. Arnberger (siehe Literatur) unterscheidet 1970 hierbei neben der Frühphase der Böschungsschraffenmethode vier weitere Entwicklungsphasen der Geländedarstellung, die zum Teil noch immer in diversen Kartenausgaben ihren Niederschlag finden.

Die Reliefkartenperiode, die bis Ende des 19. Jahrhunderts andauert, setzt das Gelände in Kombination mit einer Schummerung nach Schweizer Vorbild um. Die Schönheit und Anschaulichkeit solcher Reliefkarten überzeugte nicht nur den Alpenverein, sondern allen voran den Kartenleser, dem nur noch ein sehr geringes Maß an Abstraktion zugemutet werden muss, um sich im Gelände zu orientieren.

Die Periode der klassischen Alpenvereinskartographie kann als Epoche der genetischen Felszeichnung betrachtet werden. In dieser Zeit, Anfang des 20. Jahrhunderts, wurde der Geometrie in Felsgebieten wenig Priorität beigemessen. Die Diskussion über die stärkere Verankerung der Geometrie in Form von Höhenlinien in Karten stand erst am Beginn. Als Vertreter dieser Periode sind Leo Aegerter und Hans Rohn zu nennen. Obwohl innerhalb der Darstellungsmethoden Unterschiede ersichtlich sind, zeichnen sich diese Karten zwar generell durch große Anschaulichkeit, jedoch phasenweise auch durch mangelhafte Geometrie aus (Gartner 1998). Die sogenannte Ebster-Methode, benannt nach dem Kartolithographen Fritz Ebster (1901–1979), die ab der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts betrieben wurde, ist durch eine Schummerungsdarstellung sowie Höhenlinien im Fels mit stark zurücktretender Haarstrich-Felszeichnung gekennzeichnet. Die klassische Brandstätter-Methode hingegen, zurückgehend auf den österreichischen Kartographen Leonhard Brandstätter (1906–2012), versucht gänzlich ohne Schummerung in Karten auszukommen. Die visuelle Erfassung aus der Karte ergibt sich durch die Scharungsplastik der Höhenlinien und den Einsatz des Scharungersatzes, der Kantenzzeichnung und der Gefügezeichnung. Das Ergebnis ist eine sehr anspruchsvolle Gesamtkomposition, die jedoch oft ungeübten Kartenlesern Probleme bereiten kann (Arnberger 1970).

## Bausteine der Hochgebirgskarte

Betrachtet man gegenwärtig jene Komponenten einer großmaßstäbigen kartographischen Geländedarstellung, die für eine gelungene Gesamtkomposition einer Hochgebirgskarte verantwortlich sind, dann treten vorrangig die folgenden formgebenden Elemente inklusive Namengut, welches zur Identifizierung der topographischen Objekte als ergänzendes Element zu erwähnen ist, in Erscheinung: Höhenlinien, Gerippelinien, Höhenpunkte, Schummerung, Fels und Kleinformdarstellung (vgl. Imhof 1965, Brandstätter 1983).

Die **Höhenlinie**, die u. a. auch als Isolinie, Isohypse, Höhenlinie, Höhenkurve oder Höhengschichtlinie bezeichnet wird, ist eine gedachte Schnittlinie der Erdoberfläche, die Punkte gleicher Höhe miteinander verbindet, respektive eine Fläche mit konstanter Höhe bildet. Sie ist das wichtigste Element der kartographischen Geländedarstellung und beschreibt die geometrische Gestalt des Geländes.

Die **Gerippelinie** kann als ein ergänzendes Element der Geländedarstellung betrachtet werden und hat eine wichtige Funktion als Gliederungslinie in Karten für markante, linienhafte Geländeformen. Brandstätter bezeichnet diese als Schlüsselbegriff für die Vervollkommnung der Höhenlinienkarte vor allem in korrelativer Verbindung mit der Scharung. Imhof<sup>1</sup> hingegen setzt diese Darstellungsform primär in Form von Bach- und Flusslinien in seinen Karten ein.

**Höhenpunkte und Höhenkoten** sind ein essenzieller Bestandteil großmaßstäbiger topographischer Darstellungsformen und haben den Zweck, die möglichst rasche, leichte und genaue Extraktion von Höhen aus Karten zu ermöglichen.

Die **Schummerung** ist ein bedeutendes Darstellungselement in topographischen Karten, um eine kontinuierliche, unebene Geländeoberfläche mittels der Geländeplastik, meistens in einer monochromen Hell-Dunkel-Flächentönung, zu repräsentieren. Obwohl sie keine geometrisch exakte und kartometrisch messbare Aussagekraft besitzt, ermöglicht sie eine effiziente Wahrnehmung

der dritten Dimension – des Reliefs – im zweidimensionalen (Karten-)Raum. Brandstätter lehnt jedoch die Schummerung in dieser Form generell ab und behauptet, dass die Schummerung den Kartennutzer von den wesentlichen Merkmalen einer Karte ablenkt und ihm ein verfälschtes Bild der Realität vermittelt. Lediglich die Hilfsschummerung wird in seinen Karten eingesetzt. Imhof betrachtet dagegen die Schummerung als integrativen Bestandteil jeder großmaßstäbigen Karte, die dem Kartennutzer eine wertvolle Unterstützung bei der Interpretation des Geländes bieten kann. Gemeinsam mit den anderen Elementen der kartographischen Geländedarstellung bildet die Schummerung die Grundlage der Schweizer Schule, die sich besonders die anschauliche Art der Reliefdarstellung zum Ziel gesetzt hat.

Die **Felsdarstellung** ist eine Formzeichnung, die nicht allein auf einer geometrischen Konstruktion beruht und ihren Ausgang Mitte des 19. Jahrhunderts in der Schweiz und Österreich genommen hat. Sie setzt sich aus einer freien Strichzeichnung zusammen und soll die individuelle Eigenheit des Felskörpers wiedergeben. Die Veranschaulichung der Verknitterung des Felsgeländes und besonders hervortretender Formeigenheiten des Felskörpers steht im Fokus einer sehr spezialisierten, oftmals subjektiven Konstruktion. Das klassische Darstellungselement ist dabei die Felschraffe, die in diversen Varianten in Erscheinung treten kann.

**Kleinformen** hingegen sind typische, für die Orientierung bedeutsame Gebilde der Erdoberfläche, die durch Höhenlinien nicht ausreichend erfasst werden. Beispiele hierfür sind Geröll- und Schutthalden, Karstformen, Gletscheroberflächen, Moränenwälle, Felsstürze, Abrisse, Steinbrüche u. a. m.

In der Literatur werden mehrere Felsdarstellungsmethoden unterschieden (vgl. Arnberger 1970), die bis heute weltweit im Rahmen der großmaßstäbigen amtlichen Kartographie sowie der Alpenvereinskartographie zur Anwendung kommen.

Die freie oder auch genetische Felszeichnung erfasst durch Überzeichnung die großen orographischen Formen und verkörpert eine dichte, plastische und vor allem künstlerische Darstellung. Dabei treten keine Höhenlinien im Fels auf.



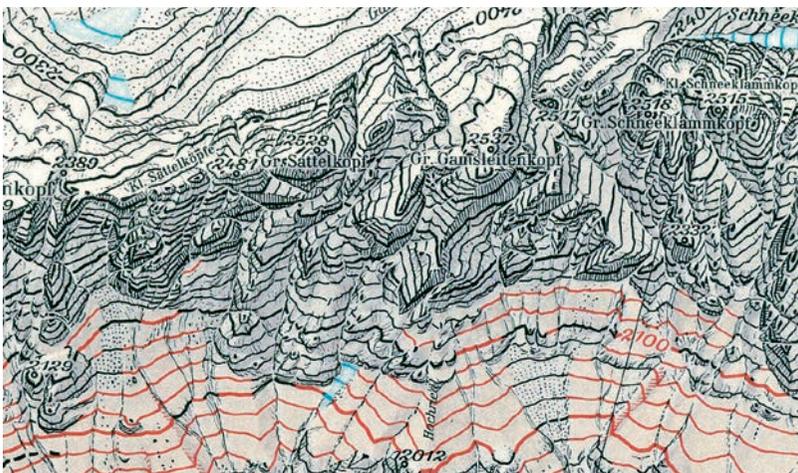
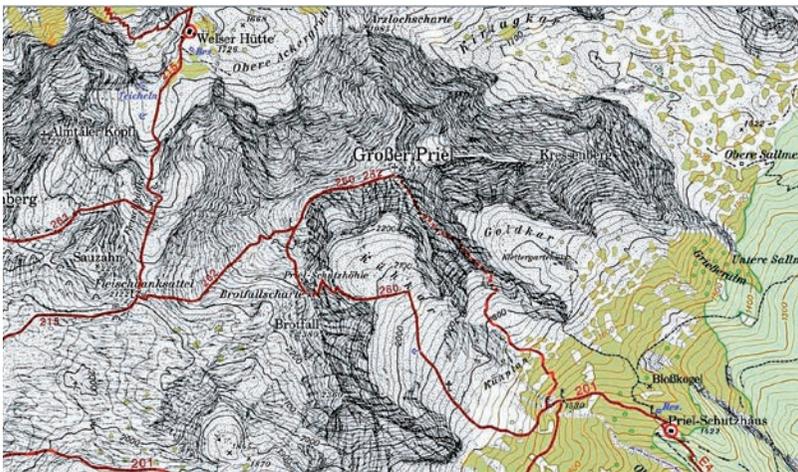
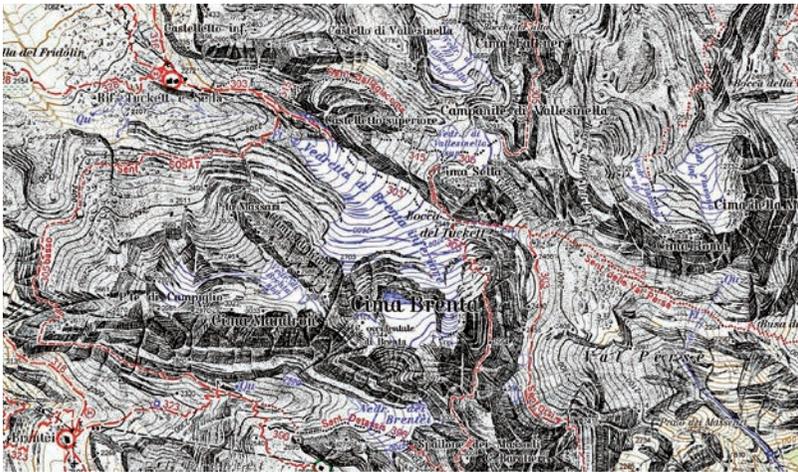
Richard Finsterwalder (1899–1963; oben) erlangte besondere Verdienste um die Hochgebirgskartographie sowie um die stereophotogrammetrischen Aufnahmen von Alpenvereinskarten.

Der Tiroler Erwin Schneider (1906–1987; Mitte) war einer der bedeutendsten Pioniere der terrestrisch-photogrammetrischen Geländeaufnahme im Hochgebirge.

Leonhard Brandstätter (1906–2012; unten) wurde für seine geometrisch-integrierte Gebirgsformendarstellung bekannt.

© Archiv des DAV, München (oben und Mitte), Sabine Monsberger (unten)

<sup>1</sup> Eduard Imhof (1895–1986) begründete und leitete von 1925 bis 1965 das Institut für Kartographie an der ETH Zürich. Mit seinen exakt ausgearbeiteten Reliefmodellen wurde er international bekannt.



Oben: Ausschnitt aus der Alpenvereinskarte Nr. 51, Brentagruppe – Gruppo di Brenta im Maßstab 1:25.000 (nicht maßstabsgetreu)

Mitte: Ausschnitt aus der Alpenvereinskarte Nr. 15/2, Totes Gebirge – Mitte im Maßstab 1:25.000 (nicht maßstabsgetreu)

Unten: Ausschnitt aus der Alpenvereinskarte Nr. 10/2, Hochkönig – Hagengebirge im Maßstab 1:25.000 (nicht maßstabsgetreu)

Als klassischer Vertreter dieser Art ist die Alpenvereinskarte Nr. 51, Brentagruppe – Gruppo di Brenta im Maßstab 1:25.000 aus dem Jahr 1908 von Leo Aegerter und Hans Rohn zu nennen (siehe Abb. links oben).

Die geometrisch gebundene Felszeichnung nutzt den Aufbau von Felschraffen aus exakten geometrischen Grundlagen, die aus Höhenlinien und Abgrenzungen von Felsregionen stammen. Unterschiedliche Methoden können bei der Konstruktion zur Anwendung kommen, die in der Kombination von Höhenlinien mit anderen graphischen Elementen als Felsdarstellungsmittel eingesetzt werden. Eine Möglichkeit, die Höhenlinien mit anderen graphischen Elementen als gleichwertiges Felsdarstellungsmittel einzusetzen, wird von Ebster im Rahmen der Alpenvereinskartographie verfolgt (siehe Abb. links Mitte).

Die geometrisch integrierte Felsdarstellung, als Hauptvertreter dieser Richtung sind Walter Blumer und Leonhard Brandstätter zu nennen, versucht die widerspruchsfreie Verschmelzung mit den Höhenlinien umzusetzen. Die Grundlage dafür ist die Höhenermittlung für Punkte im Fels durch hohe photogrammetrische Genauigkeit. Das Prinzip der Geländedarstellungsmethode nach Brandstätter liegt in einer geschickten Umsetzung von Kantenzeichnung, Scharungersatz und Scharungsplastik, hilfplastischer Schummerung, Gefügezeichnung sowie einer modulierten Bodenbedeckungsdarstellung. Probleme können jedoch in der Lesbarkeit von Steilwänden durch Verschmelzung der Höhenlinien auftreten (siehe Abb. links unten).

Das **Namengut**, auch Toponymie genannt, umfasst die Gesamtheit aller Namen, die in der Karte vorkommen und den Raum im weitesten Sinne betreffen. Dazu gehören vorrangig Bezeichnungen des Reliefs, wie beispielsweise Gebirgszüge, Bergspitzen und Übergänge sowie von Landschaften, Gewässern und anthropogenen Objekten wie Siedlungen, Straßen, Freizeitanlagen und administrativen Verwaltungseinheiten, die zur Orientierung dienlich sind. Diese geographischen Namen sind daher nicht nur ein wichtiges Hilfsmittel, um topographische Objekte zu identifizieren, sondern zählen als Kultur- und Bildungsgut auch zu einem wesentlichen Bestandteil der Sprache. Darüber hinaus wird auch die regionale Identität damit gestärkt und dokumentiert. Das Na-

mengut kann daher auch als besonderes Alleinstellungsmerkmal der Alpenvereinskartographie betrachtet werden.

## Ausblick

Die Hochgebirgskartographie des Alpenvereins blickt nicht nur auf eine lange und erfolgreiche Vergangenheit zurück, sondern steuert mithilfe der neuen Technologie in eine spannende und interessante Zukunft. Stand früher primär die Orientierung im Gelände im Mittelpunkt, so werden gegenwärtig der individualisierte Zugang zu Geodaten sowie die rasche und zielgerichtete Kommunikation raumbezogener Ergebnisse immer wichtiger.

Die neuen Technologien stellen mittlerweile sowohl in den Aufnahmeverfahren als auch in den Darstellungsmethoden verschiedener Medien die Kartographie vor eine herausfordernde Zukunft. Die Forderung nach einem individualisierten Zugang sowie einer raschen, zielgerichteten Kommunikation raumbezogener Informationen und Ergebnisse ist dabei ein wichtiges Anliegen, obwohl laut einer AV-internen Mitgliederbefragung die gedruckte Karte für Bergsportbegeisterte immer noch das wichtigste Planungs- und Orientierungsmittel darstellt. Geoinformationssysteme, Tourenportale und Navigationssysteme für GPS-Geräte und Smartphones unterstützen diese Möglichkeiten. Vor allem Geoinformationssysteme bieten ein solides System, mit denen maßgeschneiderte kartographische Informationen erstellt werden können. Damit können nicht nur Bergsportbegeisterte bedient werden, sondern auch die klassischen Aufgabenfelder wie die Themenbereiche Raumplanung und Naturschutz oder Hütten und Wege im Alpenverein.

Eine zukünftige Ausrichtung der Hochgebirgskartographie kann auf die Erfahrungen und gestalterischen Konzepte der Vergangenheit zurückgreifen, muss aber auch auf den innovativen, technologischen Zugang der Gegenwart bauen.

## Literatur

Arnberger E. (1970): Die Kartographie im Alpenverein. Wissenschaftliche Alpenvereinshefte, DAV u. ÖAV, Heft 22, München, Innsbruck.

Aurada F. (1962), 100 Jahre Alpenvereinskartographie – Die Alpenvereinskarte und ihre Entwicklung,



Arbeiten der Gruppe für Natur- und Hochgebirgskunde und alpine Karstforschung der Sektion Edelweiß des OeAV der Technischen Universität Graz, Folge 83.

AV-Jahrbuch (1865), Jahrbuch des oesterreichischen Alpen-Vereines. 1. Band, Wilhelm Braumüller, K. K. Hof- und Universitätsbuchhändler, Wien 1865.

AV-Jahrbuch (1866), Jahrbuch des oesterreichischen Alpen-Vereines. 2. Band, Verlag von Carl Gerold's Sohn, Wien 1866.

Brandstätter L. (1983), Gebirgskartographie. In: Enzyklopädie, Die Kartographie und ihre Randgebiete. ÖAW, Wien, Band II.

Brandstätter L. (1996), Denkschrift zur Alpinkartographie, Mitteilungen der Geodätischen Institute.

Gartner G. (1998), Die Alpenvereinskartographie – oder Gedanken über den Begriff „Qualität“ in der Kartographie. In: Kriz K. (Hrsg.) (1998), Hochgebirgskartographie. Silvretta '98 (= Wiener Schriften z. Geogr. u. Kartogr., 11), S. 163–168.

Imhof E. (1965), Kartographische Geländedarstellung. Walter de Gruyter & Co., Berlin.

Kostka R. (2014), Die Kartographie im Alpenverein – an der Schwelle zum 21. Jahrhundert, hrsg. v. OeAV und DAV.

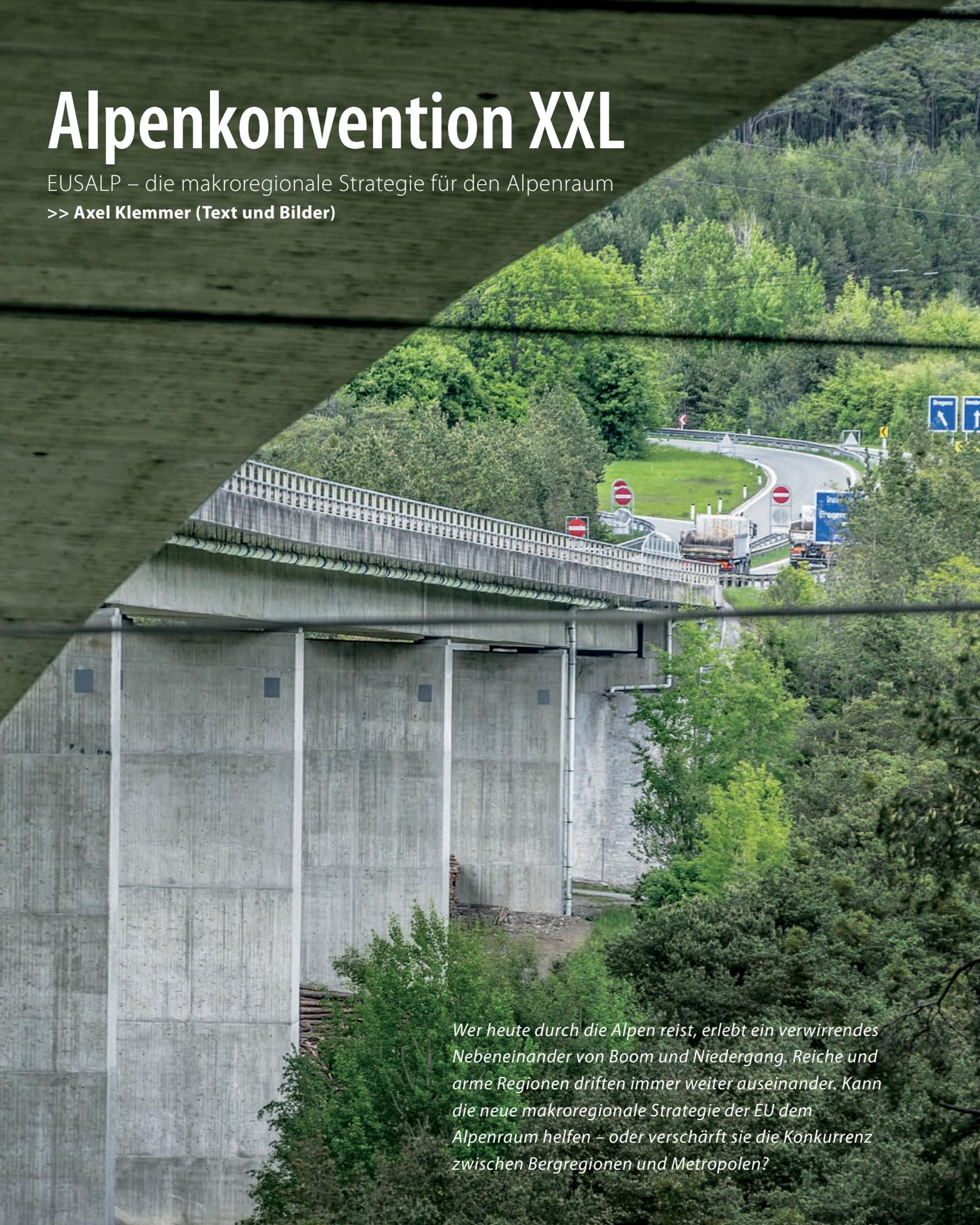
Kriz K. (2011), Topographische und Hochgebirgskartographie. In: Kainz/Kriz/Riedl (Eds.): 50 Jahre ÖKK (= Wiener Schriften zur Geographie und Kartographie, Band 20), Wien.

**Ausschnitt aus einer virtuellen, perspektivischen, dreidimensionalen Überlagerung der Alpenvereinskarte Nr. 26, Silvretta mit Skirouten und UTM-Gitter im Maßstab 1:25.000 (2007) mit einem digitalen Höhenmodell**

# Alpenkonvention XXL

EUSALP – die makroregionale Strategie für den Alpenraum

>> Axel Klemmer (Text und Bilder)



*Wer heute durch die Alpen reist, erlebt ein verwirrendes Nebeneinander von Boom und Niedergang. Reiche und arme Regionen driften immer weiter auseinander. Kann die neue makroregionale Strategie der EU dem Alpenraum helfen – oder verschärft sie die Konkurrenz zwischen Bergregionen und Metropolen?*

Fangen wir mit der guten Nachricht an. Im Frühling 2014, gute drei Monate nachdem die EU-Kommission vom Europäischen Rat den Auftrag zur Erarbeitung einer Strategie für den Alpenraum erhalten hatte, veröffentlichte die Internationale Alpenschutzkommission CIPRA in ihrem Newsletter eine erstaunliche Meldung:

*„Nach der Affäre um die Spionagetätigkeit der NSA folgt die nächste schockierende Enthüllung. Die makroregionale Strategie für den Alpenraum (EUSALP) ist eine fiktive Versuchsanlage – angeordnet vom US-amerikanischen Außenministerium. Untersucht wurde, wie EntscheidungsträgerInnen in den Alpen arbeiten. Dabei kam heraus, dass der typische Alpenakteur die Hälfte seiner Arbeitswoche mit Sitzungen oder mit der Anreise zu Sitzungen verbringt. Ein weiterer Tag wird in die Lektüre und Beantwortung von E-Mails investiert und mindestens fünf Stunden werden für geheime Absprachen zwischen den Mitgliedern von vermeintlichen Steuerungsgruppen verwendet. Für die eigentliche Arbeit bleibt pro Woche ein knapper Normalzeit-Arbeitstag. Das Harvard Department of Sociology, welches die Studie durchgeführt hat, spricht in seinem Endbericht von der alpinen Zweitageswoche (Reisezeiten werden dort als Arbeitszeit gerechnet). Für die E-Mail-Flut und den Sitzungsmarathon zur EUSALP stellten Organisationen in den Alpen sogar neue Mitarbeiter an. Die CIPRA etwa holte sich Hilfe von einer Expertin für Europabürokratie aus London.*

*Die USA, die mit zunehmender Arbeitslosigkeit zu kämpfen hat, überlegt sich nun, das Modell der alpinen Zweitageswoche zur Arbeitsplatzbeschaffung zu übernehmen. In Planung befinden sich bereits Makroregionen um „America's Most Miserable Cities“ Detroit/Mich. und Miami/Fla. (Anm.: laut Forbes Magazine).“*

Die Meldung datiert vom 1. April 2014 und belegt, was viele Menschen gar nicht mehr für möglich hielten: Umweltschützer können witzig sein. Allerdings beschleicht einen beim Lesen und Lachen der Verdacht, dass es sich bei dem Aprilscherz nicht bloß um einen Insider-Gag handelt, sondern um etwas, das der Wirklichkeit nicht allzu fern ist. Immerhin fand man hier seine liebsten Vorurteile über Verbände und Gremien, schlechterdings über die vielzitierte „Europabürokratie“ in einer Weise bestätigt, die Erinnerungen an die US-Diplomatin Victoria Nuland weckte. Barack Obama

Europaberaterin hatte zwei Monate vorher mit ihrem unverschlüsselten „Fuck the EU“ ausgesprochen, was viele Bewohner der Alten Welt offenbar auch so empfanden – egal ob sie dann Ende Mai die Wahlkabine aufsuchten oder nicht.

Womit wir zur schlechten Nachricht kommen: Europa hat Gegner, und zwar nicht nur in den USA. Die Begeisterung für den politischen Kontinent ist in vielen Regionen, vorsichtig formuliert, abgekühlt. Auch in den Alpen. Skeptiker wollen wissen, dass mit der Makroregion ein weiteres Brüsseler Bürokratiemonster entstehe, das in erster Linie mit seinem eigenen Stoffwechsel beschäftigt sei.

Dominik Siegrist, Präsident der CIPRA, lächelt (er kann geradezu einschüchternd lächeln) und sagt: „In zwei Jahren sprechen wir nicht mehr über die Makroregion.“

Werner Bätzing, Kulturgeograph und prominenter Alpenforscher, lächelt auch, als er einwendet: „Der Alpenkonvention hat man am Anfang auch nicht lang gegeben. Überstehen solche Instrumente eine gewisse Zeit, kann es sein, dass sie bleiben.“

## Worum geht es?

2010 starteten einige sehr wohlhabende Alpenregionen – unter ihnen Oberbayern, Salzburg und Tirol – eine Initiative, um die Zusammenarbeit zwischen den Berggebieten und den Alpenvorländern einschließlich der großen Metropolen zu verbessern. Am 20. Dezember 2013 beauftragte der Europäische Rat die EU-Kommission, binnen 18 Monaten eine Makroregionale EU-Strategie für den Alpenraum zu erarbeiten.

Kleiner Blick zurück, stand einige Zeilen weiter oben nicht Alpenkonvention? Richtig, die gibt es auch noch, sogar schon seit 1991: ein völkerrechtlich verbindliches Vertragswerks der acht Alpenanrainerstaaten gemeinsam mit der EU. Zehn Protokolle regeln „konkrete Schritte zum Schutz und zur nachhaltigen Entwicklung der Alpen“, zum Beispiel für die Bereiche Tourismus, Verkehr, Energie und Berglandwirtschaft. Ein gutes Dutzend Nichtregierungsorganisationen, neudeutsch: NGOs, übt Beobachterfunktionen aus; unter ihnen ist die CIPRA die wichtigste.

Nun steht die Frage im Raum, wozu EUSALP nötig ist, wenn die Protokolle der Alpenkonvention

**Raus aus dem Ötztal, rauf auf die Autobahn. Haben periphere Bergregionen nur dann eine Chance, wenn man sie so schnell wie möglich verlassen kann?**

nahezu alle Themen der neuen Strategie bereits enthalten – und andere mehr. Am 26. März 2014 veranstaltete der Club Arc Alpin (CAA), der Dachverband der alpinen Vereine in den Alpen, im Alpinen Museum in München eine Podiumsdiskussion zum Thema: Die Rolle der Alpen – Zentrum Europas oder Hinterland der Metropolen? CAA-Präsident Klaus-Jürgen Gran erklärte in seiner Einführung, dass die Umsetzung der gemeinsamen Ziele für die Alpen seit gut zwanzig Jahren nur langsam vorankomme, obwohl es an Initiativen nicht gemangelt habe: „Das mag zu einem Großteil darin begründet sein, dass die Alpenkonvention vor allem auf lokaler und regionaler Ebene in den Alpen als ‚von oben aufgesetzt‘ betrachtet wurde und wird und ihr Bekanntheitsgrad selbst in den unmittelbaren Bergregionen eher gering war und ist.“

Das war nett formuliert. Hinter vorgehaltener Hand sagen nicht wenige, die ihr dienen sollen, dass die Alpenkonvention „tot“ sei. Die Alpenkonvention ist tot, es lebe EUSALP? Der Verdacht mag naheliegen, ist aber gegenstandslos: Ein völkerrechtlich bindender Vertrag, dessen Bestimmungen in nationales Recht übertragen wurden, kann nicht durch eine freiwillige Vereinbarung wie EUSALP ersetzt werden.

Warum also diese neue Strategie? Peter Eggensberger hat die Antwort. Eggensberger arbeitet im Bayerischen Umweltministerium, Abteilung Internationale Zusammenarbeit. Er leitet das Referat Alpenraum-Netzwerke, Makroregionale Strategien und Förderangelegenheiten der EU, und er ist Vertreter Bayerns in den Gremien der Alpenkonvention – deren Vertragspartner freilich Deutschland heißt, weshalb der Bayer dort kein Stimmrecht hat. Peter Eggensberger sagt: „Wir möchten als Region mehr Mitspracherecht haben. Und das ist ja das Entscheidende: Es war nicht die EU, die die makroregionale Strategie angestoßen hat, es waren die Regionen! Sie haben die EU überzeugt, dass es diese Strategie braucht.“

Werner Bätzing ergänzt: „Es gibt bisher keine systematische Zusammenarbeit zwischen dem Kernraum der Alpen und den umgebenden Räumen. Wir brauchen ein Instrument zur Vernetzung. Dafür wäre eine Makroregion notwendig und wichtig – aber nur so, dass der Kernraum nicht überstimmt wird.“

Doch genau darin liegt das Problem. Die EU hat bereits Makroregionen installiert, im Ostsee- und im Donaauraum. In beiden Fällen musste sie keine existierenden überregionalen Verträge be-

## „Heute schaut man nur auf die großen Zentren“



© Archiv Club Arc Alpin e. V.

„In den 1980er- und 1990-er Jahren waren die Alpen innerhalb Europas eine Peripherie, und man hat gefragt: Wie kann man dort mit einer eigenständigen Regionalentwicklung ein dezentrales, umwelt- und sozialverträgliches Wirtschaften fördern – über die Grenzen hinweg? Da war die Alpenkonvention ein europäisches Vorzeigeprojekt. Dann kam 2002 die Wirtschaftskrise, ab 2007 auch noch die Finanzkrise und die verschärfte Globalisierung, und da änderte sich der Fokus total. Jetzt schaut man nur auf die großen Zentren: Das sind die Lokomotiven des Wachstums! Das sind die Akteure, die im globalisierten Wettbewerb bestehen können! Die Metropolen sind in den Mittelpunkt gerückt, und ich habe das Gefühl, dass in der aktuellen Diskussion über die Makroregion dieser Schwenk mitvollzogen wird. In der heutigen neoliberalen Sicht hat eine Peripherie nur Wirtschaftschancen, wenn sie eng mit dem nächsten Zentrum verbunden wird. Etwa: Je besser die Verbindung mit München, desto besser die Entwicklung in der Peripherie – ein Gedanke, den ich für grundfalsch halte.“

Werner Bätzing  
Kulturgeograph und Alpenforscher

achten. In den Alpen gibt es dagegen schon die Alpenkonvention, die den Lebensraum von rund 15 Millionen Menschen umfasst. Die zukünftige Makroregion erstreckt sich indessen weit über die eigentlichen Bergregionen hinaus. Sie reicht im Norden bis zu den Vogesen und über die Donau hinweg bis zum Böhmerwald, im Süden bis weit in die Poebene hinab. Etwa 66 Millionen Menschen leben in dem XXL-Konstrukt – die meisten in den großen Metropolen vor den Alpen. Damit nicht genug, wie Werner Bätzing erklärt: „Dieser Raum, das ist erschreckend, wird bis 2030 doppelt so stark wachsen wie der EU-Durchschnitt. Im Alpenraum selbst wird die Entwicklung dagegen so weitergehen wie in den letzten zwanzig, dreißig Jahren. Das heißt, die Gegensätze werden weiter zunehmen. Das Gewicht der Regionen um die Alpen herum wird wachsen.“

Mehr Mitsprache für die Regionen, das klingt gut. Sieht man aber genauer hin, dann sind die Regionen, die ihren Bevölkerungs- und Wirtschaftsschwerpunkt außerhalb der Alpen haben, deutlich in der Mehrheit. Oberbayern wird klar von München dominiert, die Lombardei von Mailand, Piemont von Turin. Dasselbe Bild in Salzburg, Ober- und Niederösterreich. Bätzing: „Wenn man

da Fakten schafft und sagt: die Regionen sollen zusammenarbeiten, dann leuchten bei mir alle roten Lampen auf. Denke ich an heikle Themen wie Wasser oder Energie, sehe ich die große Gefahr, dass der Alpenraum von außen her überstimmt wird.“ Peter Eggensberger kontert: „Inneralpen gut, Außer-alpen böse – das ist mir zu einfach.“ Es gebe viele, die außerhalb der Alpen lebten, die Alpen aber nützten. Die Verflechtungen seien schlichtweg da und nicht wegzudiskutieren. Nur im großen Zusammenhang könnten bestimmte Probleme gelöst werden. Außerdem werde in allen Papieren zur Makroregion, auch im Papier von Grenoble, festgehalten, dass es einen Interessenausgleich gebe und keine Region über die andere dominiere.

Dennoch, der Verdacht scheint nicht ganz unbegründet. Die Alpenkonvention hatte bereits 2010 ein „Input-Paper“ formuliert, das im September 2012 von der 11. Alpenkonferenz in Poschiavo verabschiedet wurde. Im weiteren Prozess spielte sie kaum noch eine Rolle. Bei der Vorbereitung der Grenoble-Resolution vom Oktober 2013, heute die Grundlage für die Inhalte der zukünftigen Strategie, war sie nicht beteiligt. Zusammen mit Vertretern der sieben Alpenstaaten und von sie-

## „Es gibt derzeit keine integrierte Alpenpolitik“

„Ich sitze im Ständigen Ausschuss der Alpenkonvention, war Nationaler Koordinator im Alpenraumprogramm, ich fungiere als Kontaktstelle im Ministerium für die ARGE Alp, ich kenne das Gemeindefeld. Und ich erlebe da jedes Mal dasselbe: Jeder lebt in seiner eigenen Welt. Man besucht sich, man ist in denselben Gremien vertreten. Das ist alles wunderbar, aber eine systematische Abstimmung der einzelnen Aktivitäten gibt es schlichtweg nicht. Es gibt keine integrierte Alpenpolitik. Von der makroregionalen Alpenstrategie erhoffe ich mir die Entwicklung einer Art gemeinsamen Alpen-Agenda, bei der schon jeder seine Eigenständigkeit und Verantwortlichkeit behalten muss – nur dann ist die Ab-sprache der Maßnahmen und ihre Finanzierung wesentlich klarer zu treffen, als das jetzt der Fall ist. Wenn wir versuchen, diese auf die regionalen Strukturen zu verlagern, auf die einzelnen Teilräume, dann erwarte ich mir davon auch viel für die europäische Integration.“

*Peter Eggensberger  
Leiter des Referats Alpenraum-Netzwerke  
im Bayerischen Umweltministerium*





Das Inntal brummt nicht wegen der Landwirtschaft. Gewerbegebiete wie in Strass bieten gut bezahlte Jobs fürs ganze Jahr – anders als der Tourismus.

Rechts: Jede Generation hat ihre Baustelle in den Alpen. Schneller und dramatischer als der Klimawandel wird sich der demographische Wandel bemerkbar machen.

ben Alpenregionen ist sie immerhin in der Steuerungsgruppe vertreten, die seit Januar 2014 berät. Ein Stimmrecht hat sie dort nicht. Keinen Platz in der Steuerungsgruppe hat die sogenannte Zivilgesellschaft, deren Vertreter als offizielle Beobachter bei der Alpenkonvention zugelassen sind. Dazu zählen das Gemeindeforum „Allianz in den Alpen“, Umweltschutzgruppen wie der WWF oder die IUCN, Natursportverbände wie der CAA. Sie dürfen ihre Wünsche, Gedanken und Anregungen lediglich in den drei Unterarbeitsgruppen beisteuern – jedoch nur mit der Stimme eines CIPRA-Vertreters, der die Koordination aller anderen NGOs gewährleisten soll.

Der CIPRA, die seinerzeit die Alpenkonvention maßgeblich mitinitiiert hat, kommt also eine Schlüsselrolle zu. Nun steht das „P“ in CIPRA für „Protection“, Schutz, und so erscheint die Alpenkonvention, die maßgeblich von der CIPRA initi-

iert wurde, in der Öffentlichkeit sehr oft als eine Alpenschutzkonvention, mit klarer Betonung auf Naturschutz. Ein naheliegendes Missverständnis, das ihrer Akzeptanz nicht förderlich ist, zumal sie keine Instrumente zur Ahndung, zur Sanktionierung von Vertragsverstößen besitzt. Es gibt lediglich einen Überprüfungsausschuss, der sich aus Vertretern der nationalen Ministerien zusammensetzt. Das macht ihn abhängig, in der Folge machtlos und letztlich unnötig. Tatsächlich verknüpft die Alpenkonvention die Ebenen Umwelt, Wirtschaft und Gesellschaft in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung, womit sie die Zuständigkeit der jeweiligen Fachministerien übersteigt. „Die Alpen müssten in solchen administrativen Strukturen Chefsache werden, auf der Ebene der Ministerpräsidenten, aber dafür sind sie politisch zu unwichtig.“ So sieht es Werner Bätzing, der darüber hinaus auf grundlegende kulturelle Differenzen hinweist. Vor allem in Frankreich und Italien könne man sich gar nicht vorstellen, wie sich der Alpenraum entwickeln sollte, ohne dass die Städte da mitmischen. Die „mediterrane“ Vorstellung – allein die Städte sind Träger von Kultur und wirtschaftlicher Entwicklung, das Land ist minderwertig – prägt in seiner Sicht auch den Text der Erklärung von Grenoble für die Makroregion. Im deutschen Sprachraum werde dagegen die Idee der eigenständigen Regionalentwicklung hochgehalten. Diese verträge sich freilich schlecht mit der Makroregion, die „nur Wirtschaftsimpulse fördern“ möchte und dabei einer klaren Maxime folge: Berggebiete blühen deshalb, weil sie mit der Stadt verbunden sind.

## Die drei Säulen der EUSALP – Was die EU-Strategie dem Alpenraum bringen soll

- Sicherstellung eines nachhaltigen Wachstums und Förderung von Vollbeschäftigung, Wettbewerbsfähigkeit und Innovation durch Konsolidierung und Diversifizierung der spezifischen Wirtschaftstätigkeiten zur Stärkung der gegenseitigen Solidarität zwischen Berggebieten und Städten.
- Förderung einer Gebietsentwicklung, deren Fokus auf einer umweltfreundlichen Mobilität liegt, sowie Entwicklung von Dienstleistungen, Verkehrswesen und Maßnahmen für die Kommunikationsinfrastruktur.
- Förderung des nachhaltigen Umgangs mit Energie und mit natürlichen und kulturellen Ressourcen, Schutz der Umwelt und Erhaltung der Biodiversität und der Naturräume.



Ist die Alpenkonvention in die Jahre gekommen? Oder werden schlicht zu hohe Erwartungen an sie gestellt? So oder so, ihre Abgrenzung berücksichtigt nicht die funktionalen Verflechtungen mit dem Umland. Genau dort soll EUSALP ansetzen. In den Jahren 2015 und 2016 wird Deutschland der Alpenkonvention vorsitzen, und Peter Eggensberger verspricht für diese Zeit eine Fülle konkreter Projekte, beispielsweise in den Bereichen Klimaschutz und Tourismus. Wirklich Sorgen, sagt er, machten ihm die Zentrifugalkräfte innerhalb Europas, das immer weitere Erstarken der EU-Kritiker, -Nörgler und -Verächter. „Furchtbar“ findet er das. Werner Bätzing sieht auch da noch Chancen. Gegenwärtig hält Brüssel seine makroregionalen Strategien noch auf kleiner Flamme, was die „drei Neins“ deutlich machen, die dazu formuliert wurden:

- *Nein*, es wird keine neuen Gesetze geben.
- *Nein*, es werden keine neuen Institutionen geschaffen.
- *Nein*, es wird kein zusätzliches Geld aus dem EU-Haushalt geben.

Bei der Donaauraum-Strategie ist man von diesen Prinzipien, wenig überraschend, schon wieder abgewichen. Für Bätzing ist das nur vernünftig. Da die Kritiker im Europaparlament seit der Wahl im Mai 2014 deutlich mehr Stimmen haben, hofft er, dass die makroregionalen Strategien nun ernster genommen und die drei Neins weiter aufgeweicht werden – ganz im Sinne der weiteren Föderalisierung Europas.

Denn auch wenn die Alpen als eine große Peripherie erscheinen, weil ihnen die Metropole fehlt,

sind sie intern sehr heterogen. Die eine Hälfte der Alpengemeinden ist strukturschwach, kämpft mit Wirtschaftsproblemen und einem mehr oder weniger großen Bevölkerungsrückgang – ist also Problemgebiet. Die andere Hälfte boomt. Zunehmende Verstädterung auf der einen, weitere Marginalisierung auf der anderen Seite: keine wünschenswerte Entwicklung. Kann eine makroregionale Strategie das ändern? Nach der, wie man in solchen Fällen sagt, „hochkarätig“ besetzten Podiumsdiskussion am 26. März in München erklärte ein Zuhörer, er habe jetzt so lange zugehört, aber bis zuletzt nicht verstanden, was die einander gut bekannten Verbands- und Verwaltungsmenschen eigentlich gesagt hätten. Ein anderer drückte sein „Erschrecken“ darüber aus, mit welcher „Kälte“ da über die Alpen geredet worden sei. Ein dritter wollte wissen, welche Themen die EU-Strategie denn eigentlich anpacken will, und erhielt vom Podium umgehend Antwort: Die Themen kennen wir ja auch noch nicht! Es klang belustigt, beinahe ungläubig ob der Naivität dieser Frage aus der „Zivilgesellschaft“. Geht es in dieser Kommunikation um Inhalte, oder ist die Kommunikation selbst der Inhalt? Der Zivilist, der Fragen stellt, bleibt scheinbar erst mal draußen. Er gelangt nicht hinein in dieses dichte Geflecht aus Sprachspielen, Codes und Kürzeln und kann so einen fatalen Eindruck gewinnen: Der Gegenstand der EUSALP ist die EUSALP.

Im Frühjahr 2014 legte die Steuerungsgruppe ein Konsultationspapier vor, über das im Juli öffentlich beraten wurde. Konkrete Maßnahmen will die Lenkungsgruppe frühestens im Februar 2015 präsentieren. Im Juni 2015 soll EUSALP stehen.

#### Stufen des Niedergangs in der Steiermark:

13.000 Menschen lebten 1951 in der Stadt Eisenerz am Fuß des Erzbergs. Sechzig Jahre später waren es 5000 Menschen.

Links: Große Investitionen garantieren längst nicht mehr große Gewinne. Sie sind Symptome des knallharten Verdrängungswettbewerbs im Tourismus – auch in Mayrhofen.

# Eisdrama am dritten Pol?

In Hochasien beeinflussen Gletscher das Leben der Menschen weit komplexer, als Forscher bislang zu differenzieren vermochten

>> **Martin Roos**

*Meereis schmilzt, antarktische Eisschilde gleiten ins Meer. Hiobsbotschaften aus der Klimakunde hagelt es ständig. Aufhellend wirken Nachrichten aus Hochasien: Viele Großgletscher sind stabil, einige legen an Eismasse zu. Das stimmt optimistisch, denn es geht immerhin um den größten Vorrat an Süßwasser außerhalb Antarktis und Grönland, den „dritten Pol“. Aber: Zu tief sind für viele Menschen die Spuren, die der Klimawandel in und um den Himalaya bereits hinterlassen hat.*



Concordia. Die Göttin der Eintracht steht Pate für ein Areal, auf dem mehrere Gletscher zusammenfließen. Drum herum ragen Sechstausender auf, manche Siebentausender; selbst einige Achttausender wie der K2 sind nah. Wir befinden uns im Norden des heutigen Pakistans, im Karakorum. Als den Namen Concordiaplatz ein britischer Bergsteiger ersann, neigte sich das 19. Jahrhundert dem Ende. Es war die Frühzeit weltweiten Höhenbergsteigens und letzte Blütezeit der irdischen Gletscherwelt. Global schrumpfen seitdem die Eismassen. Nur wenige Gletscherregionen sind heute stabil oder wachsen – der Karakorum gehört dazu, wie Glaziologen unlängst verkündeten.



Der Concordiaplatz mit Baltoro, dem drittlängsten Karakorum-Gletscher, rektelt sich zwischen den Bergwänden gleich einem Sinnbild für nahezu unberührte Eiswelt. Namenspatin Concordia suggeriert, es herrscht noch immer Eintracht zwischen Mensch und Natur.

### Ende der Eintracht

Bis weit ins 20. Jahrhundert stimmt in Nordpakistan das Bild, wenngleich in getrennten Bahnen für die Menschen der „dritten“ und der „ersten“ Welt. Da lebt auf der einen Seite die Landbevölkerung in den tiefen Tälern Baltistans, in Urvertrauen und Abhängigkeit des Schmelzwassers, das Kleingletscher und Altschnee alljährlich spenden. Auf der anderen Seite geben sich immer mehr Expeditionen und Trekkingreisende ein Stelldichein, um sich an der Eis- und Gipfelwelt zu ergötzen, zu stählen oder auch zu scheitern. Nun scheint das 21. Jahrhundert für Hochasien den Übergang zu markieren von Eintracht hin zu Zwietracht. Geopolitische Konflikte mehren sich; Gletscher und Wasser geraten immer öfter zu Streitobjekten. Um wieder auf den Karakorum zu fokussieren: Vielerorts ist das einträchtige Leben der Bergbauern längst passé. Denn zahllose Minigletscher unterhalb des „ewigen Eises“ sind bereits verschwunden. Damit entfällt im zeitigen Frühjahr an Terrassenfeldern genau das Quäntchen Schmelze, um Korn sprießen und Weiden ergrünen zu lassen. Zugleich wird das Leben gefährlicher: Moränenhänge geraten ins Rutschen, Seen aus Schmelzwasser sorgen für Überschwemmungen und Flutgefahr.

### Fokus Mensch

Wie stark Abertausende Menschen allein im Karakorum am Nabel frühjährlicher Eisschmelzen hängen, darüber verschaffen sich Wissenschaftler erst jetzt ein umfassendes Bild. Zu den Protagonisten gehört Kenneth Hewitt, tätig für die Wilfrid-Laurier-Universität im kanadischen Waterloo. Der gebürtige Engländer legte Ende 2014 eine Monografie<sup>1</sup> vor, die sich um die Gletscher des Karakorum dreht. Auf Seite 327 gesteht er in britisch-zurückhaltenden Worten: „Es besteht eine Tendenz (...), Gletscher und Gletscherwissenschaften von den menschlichen Belangen abzukoppeln.“ Weniger zurückhaltend mag man formulieren: „Kolle-

**Fast perfekte Eiswelt – zumindest in den höchsten Lagen. Blick vom Broad Peak zum Concordiaplatz und Masherbrum**

© Markus Kronthaler/Archiv Peter Resmann



**Leben inmitten  
knochentrockener Ödnis:  
der Weiler Surungo im  
Braldotal (Nordpakistan)**

© Archiv Barbara Hirschbichler

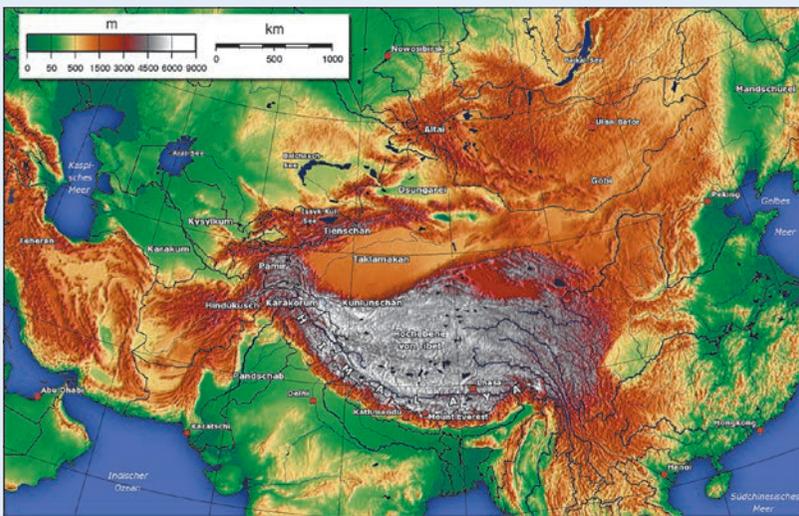
**„Dritter Pol“: Das mit  
Fantasie wie ein Halb-  
mond anmutende  
Hochasien (Bildmitte)  
birgt auf der Welt die  
größten Süßwasser-  
vorräte, abgesehen von  
Antarktis und Grönland.**

gen, füllt nicht nur eure Gletschertabellen mit Zugewinnen und Massenverlusten – schaut, wie es den Menschen geht und gehen wird!“ Hewitt war Dutzende Male vor Ort und schreibt in seinem Karakorum-Buch ein ganzes Kapitel unter dem Titel „Glaciers in Human Life“. Das ist neu in Glaziologiebüchern. Hewitt mutmaßt, dass im Fall des Indus mehr Menschen vom Schmelzwasseranteil des Flusses abhängen, als das bei jedwedem an-

deren Fluss weltweit der Fall ist. Ein Umstand, der kurz vor Redaktionsschluss wissenschaftlich untermauert wurde.<sup>2</sup>

Der Indus gehört zu den sieben Megaströmen Asiens, die rund zwei Milliarden Menschen mit Wasser versorgen. Mehr als ein Viertel der Weltbevölkerung! Zumindest bis 2050 bedeutet der Gletscherschwund für den Indus, dass im Sommer Wasserüberschuss herrscht, weil genügend Eisvorräte lagern. Nur wer den Blick allein auf die Hydrologie lenkt und wasserbedingte Risiken ausblendet, mag das erfreulich finden. Denn fernab der Berge steht für Landwirtschaft, Industrie und Energieerzeugung auf Jahre hin hübsch viel Wasser zur Verfügung. Kritisch wird die Wasserversorgung an den Flussunterläufen, wenn die sommerliche Gletscherschmelze mangels Ressourcen immer kleiner ausfällt, wahrscheinlich gegen Ende dieses Jahrhunderts.

Doch verlieren wir uns nicht in spekulativer Zukunft. Schauen wir auf die Gegenwart. Auf die Gegenwart von vielleicht hunderttausend Kleinbauern im Karakorum und im Himalaya, die im Frühjahr die rasche „Wasserspende“ aus Kleingletschern und Toteis brauchen, damit Saaten auf den Feldern und Gras auf den Tierweiden sprießen. Etliche dieser Bauern haben längst aufgegeben, denn es gibt sie vielerorts nicht mehr, diese Wasserspender.



Quelle: Wikimedia.org

## Meniskus als Metapher

Alle Bergsteigerinnen und Bergsteiger kennen ihn, den Halbmond, abgeleitet vom altgriechischen „meniskos“. Was hat ein Meniskus mit Gletschern zu tun, außer dass die knieeigenen „Halbmonde“ bei einer Expedition aufs Dach der Welt besonders leiden dürften? Am Meniskus fühlt der Bergsteiger, wie kaputt sein Knie ist. Am asiatischen Hochgebirgs-Meniskus „fühlen“ Gletscherforscher, wie „kaputt“ das Erdklima ist und wie es um die globalen Vorräte an Süßwasser steht. Der Vergleich drängt sich auf durch die Form: In Satellitenbildern, die das Gebiet vom Pamir (Tadschikistan) bis zum Hengduan-Gebirge (Sichuan/China) umfassen, gleicht das Band der allerhöchsten Gletscherberge einem Meniskus. Oben, im Nor-

## In Ladakh

In einem Winkel Kaschmirs keimt Hoffnung, weil rund tausend Bauern gelernt haben, sich ihre eigene Wasserspende zu schaffen. Um zu sehen, wie sie das tun, springen wir also in „Feindesland“: Vom Norden Baltistans (Pakistan) begeben wir uns in Luftlinie rund 250 Kilometer südöstlich, in den vom Erzrivalen (Indien) kontrollierten Teil Kaschmirs. Hauptort ist Leh, das mit einer Seehöhe von gut 3500 Metern zu den höchstgelegenen ständig bewohnten Städten der Erde zählt. Die Hochtäler des Leh-Distrikts, wo etwa 140.000 Menschen leben, gleichen Wüsten. Spärliche fünf Zentimeter Regen fallen hier – pro Jahr wohlge-merkt! Das ist genauso wenig wie in der Sahara. Der zur Region Ladakh gehörige Distrikt Leh sitzt gleichsam am Gelenk, wenn die Gletscherentwicklung Asiens eine Schere darstellt, deren Klänge auseinanderklaffen: Eine Klinge weist in Richtung Karakorum und Pamir, wo sich die Großgletscher an den höchsten Bergen recht stabil verhalten, einzelne sogar leicht an Eismasse zulegen (siehe Seite 209, Abschnitt „Pamir – Karakorum – Himalaya“). Die andere Klinge weist weiter südöstlich, in die immensen Bergweiten des Himalayas, wo die Gletscher unter dem Strich deutlich schrumpfen. In Leh und Ladakh finden sich alle Regionen: solche mit massivem Gletscherschwund und solche, in denen die Gletscher im



**Hängen am Tropf  
des Schmelzwassers:  
Dörfer im oberen Braldotal**

© Archiv Barbara Hirschbichler

zeitlichen Durchschnitt stabil sind. Aber was besagt schon dieser Durchschnitt? Mit Blick auf den Menschen wenig bis nichts. So spüren es die Bergbauern Baltistans, und so resümiert es – eben am Beispiel Ladakh – Marcus Nüsser in Heidelberg. Geograph Nüsser hat mit Kollegin Susanne Schmidt für das Heidelberger Südasieninstitut zusammengetragen, wie sich im Kang-Yatze-Massiv Ladakhs die Gletscher seit 1969 verändert ha-

den, der Kopf des Oberschenkels, bestehend aus dem Uigurischen Autonomen Gebiet Xinjiang und natürlich aus Tibet. Unten, südlich des Meniskus, das pakistanisch-indische Schienbein.

## Die globale Diagnose

Auch wenn einzelne Eisriesen noch immer wachsen: Unter dem Strich verlieren die Gletscherregionen der Erde an Masse. Mit ausgefeilter Satellitentechnik vermögen die Glaziologen immer genauer hinzuschauen. Bewusst schauen sie dabei für ihre Berechnungen an Antarktis und Grönland vorbei. Denn deren Gletscher spielen gleichsam in einer anderen Liga, kalben sie doch überwiegend direkt ins Meer. Antarktis plus Grönland also außen vor lassend, hat eine Crème de la Crème der

Glaziologie den geschätzten globalen Eisverlust mächtig nach unten korrigiert: Nicht 330 Gigatonnen pro Jahr betrage der jährliche Massenverlust an Gletschereis, sondern „nur“ 170 Gigatonnen pro Jahr – eine Halbierung der Abschätzungen! Da ließen sich die Autoren sogar dazu hinreißen, in *Science* ihren Beitrag mit dem Zusatz „eine ver-söhnliche Abschätzung“ zu übertiteln.<sup>4</sup>

## Maß in Gigatonnen

Pro Jahr fünfmal der Bodensee! Mit dieser Faustformel lässt sich veranschaulichen, welche Masse an Gletschereis rund um den Globus pro Jahr abschmilzt. Die Zahl im Detail: Wissenschaftler schätzen, dass sich seit Beginn des 21. Jahrhunderts unter dem Strich in allen Gletscherregionen der

Chewang Norphel im Alter von 75 Jahren. Noch immer unterweist der heutige 80-jährige Kaschmirer seine Landsleute in der Kunst des Gletschermachens.

© Kiran Jonnalagadda

Rechte Seite: Der Liligo-Gletscher, aufgenommen vom Zusammenfluss mit dem Baltoro-Gletscher, hat dramatisch an Masse verloren. An der helleren Linie in den Felswänden rechts kann man den früheren Gletscherstand erkennen. Keine 50 Kilometer östlich von hier, um den Saltoro-Gebirgszug, herrscht seit dreißig Jahren Krieg.

© J. Hemmleb/Broad-Peak-Expedition 2006



ben<sup>3</sup>. Zu seinen Schlussfolgerungen gehört, dass es mit Blick auf die Versorgung und Entwicklung der Menschen eben *keinen* Sinn macht, wissenschaftlich alle Gletscher über einen Kamm zu scheren. Er empfiehlt, die unterschiedlichen Gletschertypen und -lagen zu differenzieren, wenn es an die Beurteilung der Eiswelten geht.

### Künstliche Gletscher

Wissenschaftlich sind also alternative Wege zu beschreiten. Aus der Sicht von Bergsteigern haben Alternativrouten ja nichts Schlimmes, wenn sie doch bloß zum Ziel führen. So wie bei Gerlinde Kaltenbrunner, die den K2 im August 2011 schließ-

lich nicht über Pakistan und den Concordiaplatz, sondern vom chinesischen Norden her bezwang. Bisweilen aber gilt es, völlig neue Pfade zu finden. Auf dem Weg zur selbst geschaffenen Wasserspende folgen Lehs Bauern dem pensionierten Ingenieur Chewang Norphel. Er zählt in und um Leh längst als Berühmtheit, ist eine lebende Legende. Glaziologen luden ihn auf Fachkongresse ein, und das renommierte Magazin *Science* porträtierte ihn als „Gletschermann“. Im Jahr 2015 wird es achtzig Jahre her sein, dass Norphel in Leh geboren wurde. Aber selbst in diesem Alter stapft er noch immer behutsam durch den Firn auf über 4000 Meter Meereshöhe. Norphel unterweist seine Landsleute in der hohen Kunst des Gletschermachens.

„Es geht ihm gut!“, mailt im Frühjahr 2014 Rajendra Kondapalli, indischer Filmemacher. Er hat Norphels rastloses Rentnerdasein in einem eindrucksvollen Streifen dokumentiert. „Ladakh’s Artificial Glaciers“ heißt Kondapallis zwanzigminütiger, noch nicht kommerzialisierter Streifen. Er zeigt Norphel bei seiner allwinterlichen Arbeit. Denn in der kalten Jahreszeit gilt es, Rinnsäle unter Fels und Eis umzuleiten auf abgedämmte Hochflächen, so groß wie zwei bis drei Fußballfelder. In diesen Flachbecken staut sich das Wasser, gefriert und bildet damit ein eisiges Wasserreservoir fürs Frühjahr. Beginnt die Zeit des Säens, ersetzen diese Toteisreserven den Verlust an Klein-

Erde 260 Gigatonnen Eis pro Jahr verflüssigen. Eine Gigatonne sind 1000 Megatonnen oder 1.000.000.000 Tonnen. Das Wasser im Bodensee, der im Mittel 90 Meter und maximal über 250 Meter tief ist, wiegt rund 50 Gigatonnen. Das ergibt also pro Jahr eben jenen Verlust an Eis, der mehr als der fünffachen Wassermenge des Bodensees entspricht. Wer nach anderer Art der Anschaulichkeit für den jährlichen Massenverlust sucht, der begeben sich vom Bodensee nach Berlin-Brandenburg: Für den neuen BER-Flughafen wurden 3,4 Megatonnen Beton verbaut. Spulen wir noch einmal zurück: Wissenschaftler schätzen, das sich seit Beginn des 21. Jahrhunderts unter dem Strich in allen Gletscherregionen der Erde pro Jahr so viel Eis verflüssigt, wie es 78.000 BER-Flughäfen auf-

wöge. Subtrahieren wir vom globalen Eisverlust, was in Antarktis und Grönland flöten geht (s. o.), bleiben 51.000 BER-Flughäfen abgeschmolzenes Gletschereis pro Jahr.

### Himalayagate

Im Grunde dreht sich in der Glaziologie alles ums Wasser. Aber nicht deswegen heißt die Affäre, die vor rund fünf Jahren hochkochte, „Himalayagate“ – angelehnt an den Watergate-Skandal vor vierzig Jahren. Wie bei Watergate besteht der Verdacht politischer Einflussnahme. Was war passiert? Im Klima-Sachstandsbericht des „Intergovernmental Panel on Climate Change“ (IPCC) stand 2007, die Gletscher im Himalaya würden bis 2035 zu zwei Dritteln abschmelzen. Als Quelle diente eine Stu-

gletschern hoch über einigen Bergdörfern nahe Leh. Die Kunstgletscher, mittlerweile vielleicht zwanzig an der Zahl, überbrücken die kritische Zeit des Keimens und Gedeihens. Bis im Sommer endlich die hochliegenden Naturgletscher ihr Schmelzwasser gen Tal schicken. Angewandte Glaziologie rettet Landwirtschaft und Leben: Nach Recherchen von *Science* leben mittlerweile mehr als 10.000 Menschen von den Feldern, in denen Leben gedeiht dank Norphels neuem Weg.

## Gebirgskrieg

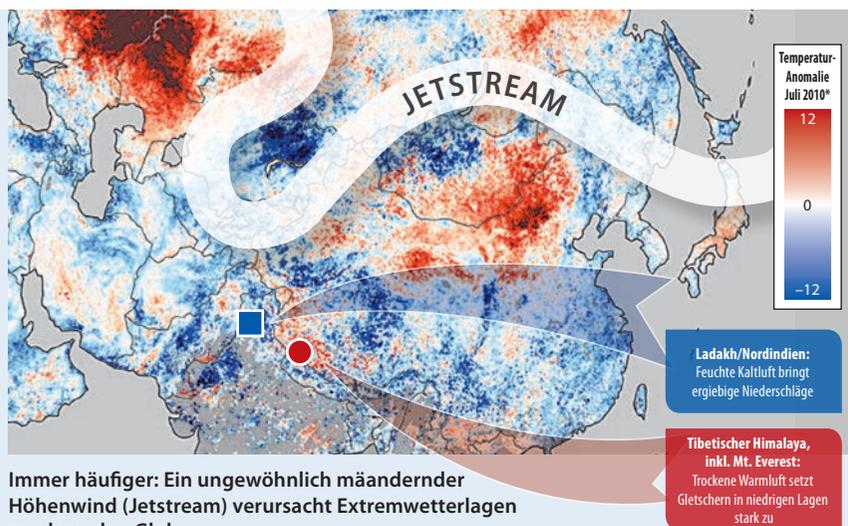
Neue Wege ganz anderer Art ist Indien vor dreißig Jahren gegangen. Im April 1984 besetzte das Militär den Siachen-Gletscher und alle wichtigen Pässe der Saltoro-Berge. Dieser Gebirgszug erstreckt sich just über die Grenze zwischen Kaschmir im Osten und dem pakistanischen Baltistan im Westen. Grenze klingt beschönigend. Es handelt sich um eine Art Niemandsland. Denn nach dem Ersten Kaschmirkrieg bemühte sich 1949 keiner der Kontrahenten, im unwirtlichen Saltoro die Linie des Waffenstillstands genau festzulegen. „Nun findet in dieser spektakulären Hochgebirgsarena seit dreißig Jahren ein extrem aufwändiger, kostenintensiver und absurder Stellungskrieg statt“, schreiben Marcus Nüsser und Anthropogeograph Hans Gebhardt in der Mai-Ausgabe 2014 des Heidelberger Unimagazins.<sup>5</sup> „Motiviert wird dieser Stel-



die, derzufolge nichtpolare Gletscher bis 2350 abschmelzen würden. Ob Abtippfehler oder willentliche Panikmache, bleibt dahingestellt. Als der IPCC-Fehler zu Beginn des Jahres 2010 herauskam, stellten Kritiker zugleich eine Menge anderer Berichtsteile infrage. Am Misstrauen, das Himalayagate schürte, knabbert das IPCC bis heute. Im jüngsten IPCC-Bericht, der Ende März 2014 erschien, gehen die Experten für das Jahr 2100 von einem fünfzigprozentigen Gletscherverlust im Himalaya aus; dies ausgehend vom Gletscherstand des Jahres 2006.

## Pamir – Karakorum – Himalaya

Dass der Gletscherschwund auch im Himalaya um sich greift, dafür sammeln Glaziologen schon seit



**Immer häufiger: Ein ungewöhnlich mäandrierender Höhenwind (Jetstream) verursacht Extremwetterlagen rund um den Globus.**

© Karte: Nasa Earth Observatory. Erläuterungen in Anlehnung an: UK MET Office, New Scientist, Spektrum der Wissenschaft 4/2014.

\* Temperaturabweichung (°C) vom Durchschnitt der Jahre 2000 bis 2008



Gehört zu den Großen Nepals: der rund 22 Kilometer lange Ngojumba Glacier in der Khumbu-Region. Vorne der Gokyo Lake.

© Susanne Stein

lungskrieg durch geostrategische Erwägungen, nationales Prestigedenken und den Wunsch nach Ressourcenzugängen.“ Die Ressourcen sind wahrhaft gewaltig: Der Siachen ist mit einer Länge von 75 Kilometern weltweit der zweitlängste Gletscher außerhalb der Polargebiete (nach dem Fedt-

senko, Pamir/Tadschikistan, mit 77 Kilometern Länge). Des Siachens Nährgebiet reicht bis auf eine Meereshöhe von 7742 Metern; die Gletscherzunge endet auf rund 3600 Meter Höhe. Sein Schmelzwasser nährt auf Umwegen den Indus. Selbst die auf Hochasien spezialisierten Geo-

Jahrzehnten Belege. Aber erst seit kurzem gelingt ihnen eine Gesamtschau. In Asiens Hochgebirgen, die gemessen an der Gletscherfläche etwa 16 Prozent der weltweiten Gletschereisreserven beherbergen, schreitet das Schmelzen, verglichen mit Alpen oder Anden, eher langsam voran. Aufgeteilt nach Regionen lässt sich differenzieren: Pamir und Karakorum – relativ stabile Gletscherwelt, vereinzelt sogar Zuwachs an Gletschereis; westlicher und südlicher Himalaya – massive Eisverluste. Zentraler und östlicher Himalaya – moderate Massenverluste. Wobei diese Aussagen laut Andreas Käab mit Vorsicht zu genießen sind. Der renommierte Glaziologe, aus der Schweiz stammend, jetzt an der Uni Oslo tätig, warnt im Gespräch mit *Nature* im Jahr 2012: Durchschnittliche Eisverän-

derungen können auf die falsche Spur führen, da womöglich große Eisverluste in einigen Regionen ebenso unsichtbar bleiben wie ein beträchtlicher Massenzuwachs anderswo.

### Himalaya plus Tibet

Von den 260 Gigatonnen Eis, die seit Beginn des 21. Jahrhunderts weltweit pro Jahr verloren gehen, schmelzen allein 6 Prozent im tibetanischen Raum (also 16 Gigatonnen pro Jahr). Die Gletscher des Tibetischen Plateaus haben eine Ausdehnung von rund 40.000 Quadratkilometern. Damit machen sie rund ein Viertel der Eisbedeckung Hochasiens aus und entsprechen der rund zwanzigfachen Eisfläche der Alpen. Nackte Zahlen im Vergleich: Alpen rund 2000 km<sup>2</sup> Eis, Pamir bis Himala-

graphen aus Heidelberg vermögen nicht zu beurteilen, wie viele pakistanische und indische Soldaten um und auf dem Siachen stationiert sind. Sie mutmaßen, es dürften mehr Soldaten durch Ödeme, Erfrierungen, in Gletscherspalten, Steinschlag und Lawinen ums Leben gekommen sein als durch gegnerischen Beschuss. Der Gebirgskrieg 1915 bis 1918 (siehe Rubrik BergKultur) lässt makaber grüßen.

Laut Recherchen des pakistanischen Magazins „Newline“ verstecken sich allein entlang des Gletschers rund 150 Militärposten, der höchste pakistanische auf fast 6800 Metern Meereshöhe. Um die Umwelt schert sich das Militär herzlich wenig. „Satellitenbilder zeigen Umweltschäden in der Umgebung von Bunkeranlagen, von Landeplätzen für Hubschrauber und von Öl-Pipelines“, schreiben Nüsser und Gebhardt. „Tonnen von Abfällen werden regelmäßig in Gletscherspalten entsorgt.“ Das allein ist bedauerlich genug, aber es könnte noch schlimmer kommen. Nach einem Dossier, veröffentlicht im Umweltrecht-Magazin „Stanford Environmental Law Journal“, mag der Kampf ums Wasser dereinst in Asien einen Dritten Weltkrieg entfesseln. Immerhin stehen sich mit Indien und Pakistan zwei Atommächte gegenüber. Eine Dritte regiert in unmittelbarer Nachbarschaft: China. Ein renommierter Journalist befürchtet Anfang 2014 in der „Times of India“, Wasserkonflikte

mit dem nördlichen Nachbarn laufen auf eine Eskalation hinaus. Ohne Pessimist zu sein, lässt sich zumindest für Karakorum und westlichen Himalaya konstatieren: von Eintracht keine Spur.

## Anmerkungen und Literatur

- 1 Kenneth Hewitt: „Glaciers of the Karakoram Himalaya. Glacial Environments, Processes, Hazards and Ressources“, Springer, Dordrecht 2014.
- 2 Arthur Lutz und Kollegen (Niederlande) in „Nature Climate Change“ 2014, Band 4, S. 587–592.
- 3 Susanne Schmidt & Marcus Nüsser in „Arctic, Antarctic, and Alpine Research“ 2012, Band 44, S. 107–121.
- 4 Multinationale Forschungskoooperation: Alex Gardner und Kollegen in „Science“ 2013, Band 430, S. 852–857.
- 5 Hans Gebhardt und Marcus Nüsser in „Ruperto Carola“ 2014, Nummer 4, S. 16–23.
- 6 Thomas Mölg und Kollegen in „Nature Climate Change“ 2014, Band 4, S. 68–73.

Fakten zusammengestellt unter Beratung von Andreas Käab (Oslo) & Etienne Berthier (Toulouse). Schlüsselpublikationen, zusätzlich zu den oben genannten:

Julie Gardelle und Kollegen in „The Cryosphere“ 2013, Band 7, S. 1263–1286.

Niklas Neckel und Kollegen in „Environmental Research Letters“ 2014, Band 9: 014009.

ya 118.000 km<sup>2</sup> Gletscherfläche (weltweit: 730.000 km<sup>2</sup>). „Glück“ für die Meerespiegel, Unglück für etliche tibetanische Landwirte: Große Teile des Schmelzwassers auf dem Tibetplateau fließen nicht ins Meer, bringen aber abflusslose Seen zum Überlaufen, sodass diese wichtiges Weideland überfluten. Thomas Mölg und Kollegen der TU Berlin stellen für das kontinental geprägte zentrale und nordwestliche Tibet überraschend fest, dass die Gletscher „eine ausgeglichene oder leicht positive Bilanz“ aufweisen.<sup>6</sup>

## Meteorologie und Gletscherdynamik

Karakorum – Ladakh – Himalaya. In einem Bereich, der vom Durchmesser in etwa der Entfernung vom Matterhorn bis zum Großglockner ent-

spricht, berühren sich nicht nur Gebirgsketten mit teils stabilen, teils drastisch schrumpfenden Gletschern. Sondern in diesem Bereich kommen sich auch völlig entgegengesetzte Wetterlagen in die Quere: Im östlichen Raum der skizzierten Region bringt der Monsun das Gros der Niederschläge – und das passiert im Sommer. Von winterlicher Akkumulation „leben“ dagegen vor allem die Gletscher im Nordwesten, sprich Pamir, Hindukusch und Karakorum. Brandneue Forschungsergebnisse gibt es für den Bereich nördlich der „Hauptketten“, also für das südliche Tibet-Plateau. Bisher ging man davon aus, dass Gletscheränderungen dort monsungesteuert sind. Studien der TU Berlin zeigen jedoch, dass dort das Klima der mittleren Breiten ebenfalls „mitspielt“.



**Sommerliche Niederschläge bringt der Monsun, winterliche die Westwinde.**

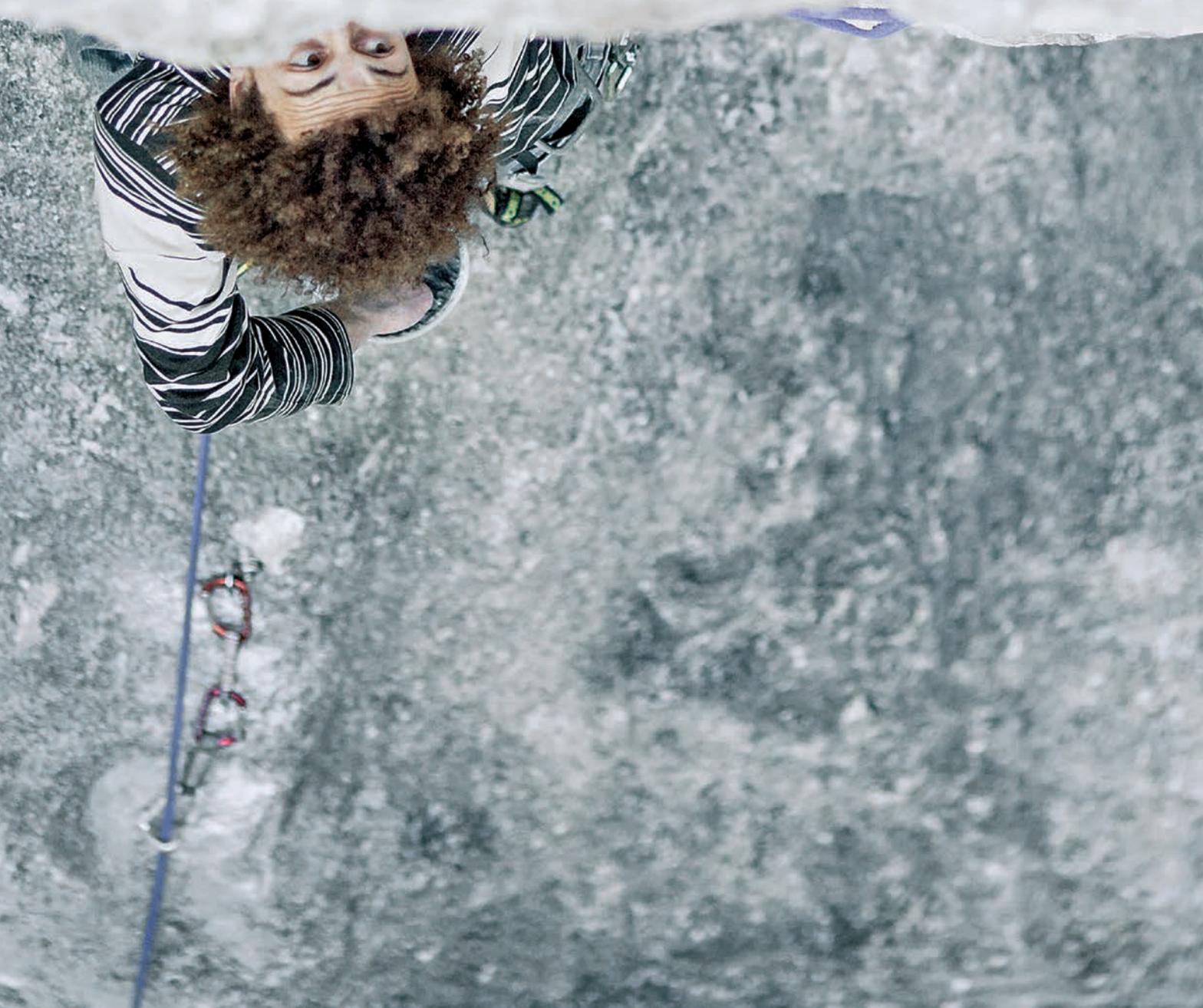
Grafik verändert nach Tobias Bolch und Kollegen in „Science“ 2012, Band 336, S. 310–314

# Reine Kopfsache

Wie sich Bewegung und Sport aufs Gehirn auswirken

>> **Franziska Horn**

*Beim Klettern, Bergsteigen oder Wandern berichten Menschen häufig von großen Veränderungen bezüglich ihrer Gefühle und Kognitionen wie auch von der Entstehung des sog. Flow-Zustandes. Seit einigen Jahren untersuchen Neurowissenschaftler die Mechanismen, die hinter diesen Auswirkungen von Sport und Bewegung stecken, und kommen zu erstaunlichen Ergebnissen.*



Was passiert im Oberstübchen, wenn wir bergsteigen oder klettern? Wenn wir also komplexe Bewegungen ausüben, die höchste Leistungen vom Gehirn erfordern? Was verändert sich in der Wahrnehmung, in den Gefühlen, wenn sich der vielzierte Flow-Zustand im Kopf breitmacht? Wenn mitten im Laufen oder Steigen das Einssein mit dem Rest der Welt plötzlich ganz einfach und sowieso „alles easy“ erscheint, man sich selbst buchstäblich als Selbstläufer sieht?

## Hochleistungszentrale auf Sparflamme

Fragen wir einen Tourguide, der sich hauptberuflich im zerebralen Outback bewegt, dabei „detaillierte Karten von Neuroland erstellt“ und „Wege durch die bizarre Welt der Gehirnzellen und des menschlichen Verhaltens“ weist. So versteht sich Arne Dietrich, 45, gebürtiger Hamburger, der nach dem Studium der Psychologie und der Neurowissenschaften in Georgia, USA, heute an der Amerikanischen Universität Beirut (AUB) im Libanon forscht und unterrichtet. Auf dem International Mountain Summit (IMS) 2013 in Brixen hielt er einen Vortrag zum Thema „Flow“ – mit großer Resonanz. Obwohl führend im Fachbereich metakognitiver Verarbeitungsprozesse und höchstgradig „bewandert“, um im Bild zu bleiben, zeigt er sich erfrischend unakademisch, wenn es um kursierende Populärmythen wie rechte oder linke Gehirnhälften geht. Da reicht eine einzelne Geste, die alles vom Tisch wischt. „Alles Quatsch“, sagt er dazu. Was die allgemeine Mythenbildung jedoch zeigt: wie wenige topographische Landmarken es im Reich der grauen Zellen tatsächlich gibt.

Eine dieser Landmarken oder Tatsachen hat Dietrich zwar nicht geschaffen, aber entdeckt: Vor rund zwölf Jahren entwickelte er seine Theorie der transienten Hypofrontalität (THT). Klingt abstrakt, ist aber schnell erklärt: Diese besagt, dass die „rechnerische“ Leistung bei komplex-motorischen Bewegungsabläufen wie beim Bergsteigen oder Klettern so hoch ist, dass das Gehirn Teile seines Zentrums vorübergehend herunterreguliert oder sogar lahmlegt. Und zwar ausgerechnet den Präfrontalen Cortex, den Vorderstirnklappen – jenen Teil, „der der geilste, beste und schönste Teil unseres gesamten Hirns ist. Dieser macht das Menschsein aus, er unterscheidet uns von unse-

ren Anverwandten, den Affen. Er steht für die Krone der Evolution“, so Dietrich. Seine Annahme frappte die Fachwelt, sie stand bisherigen Überlegungen konträr gegenüber – ging man doch davon aus, dass eine vermehrte Durchblutung (MBT-More-Blood-Theorie) für den Flow verantwortlich sei. „Nein, das ist kein höherer, sondern ein niedrigerer ‚State of mind!“, insistierte Dietrich. Für die Wissenschaft ein Affront.

Bleibt die Frage an den Experten: Ist es sinnvoll, wenn unser urmenschliches, metakognitives Über-Ich gerade in motorisch belasteten, angespannten Situationen zurückfährt? Oder dann, wenn wir in Steilwänden komplexe Bewegungsabläufe erhalten müssen? „Aber ja!“, sagt Dietrich, der bereits ein einführendes Buch über das Bewusstsein veröffentlichte und diverse Seins-Aggregate des Bewusstseins studiert, als da sind: Meditation, Tagträume, Träume, Hypnose oder Trance. Sie alle verbinden sich mit der zurückgefahrenen Bewusstseinssebene des Hypofrontalen Cortex. Welcher auf ältere Strukturen (des impliziten Systems) verlinkt.

„Genau darum geht es, dass man auf Automatismen zurückgreift. Das ist prähistorisch bedingt. Stellen Sie sich vor, ein Eisbär verfolgt Sie. Sie müssen fliehen. Da ist es ein wesentlicher Vorteil, auf Automatismen oder anders gesagt, auf langjährig eingeübte Bewegungsabläufe zurückzugreifen!“. Klingt plausibel. Eine wiederholte Ähm-was-mach-ich-und-wohin-renn-ich-nun-Frage hätte in archaischen Krisensituationen wohl das Aus der Spezies bedeutet. Diese Mechanismen schreiben sich in der DNA bis heute fort.

## Klettern wie in Trance

Ohne den Wortlaut der THT und damit der Dietrich'schen Ausführungen zu kennen, sind es genau jene Automatismen, von denen Extremkletterer wie Stefan Glowacz berichten. „Ich klettere oft unbewusst, intuitiv und aus dem Gefühl heraus. Drüber nachdenken? Nein, das wäre verkopft, das funktioniert so nicht. Im Zustand höchster Konzentration oder Meditation gehe ich sozusagen im Hier und Jetzt auf, da denke ich nicht über die Zukunft oder die Vergangenheit nach. Das ist ein perfektes, unbewusstes Zusammenspiel zwischen Körper und Geist, eine Art absoluter Bewegungsharmonie. Wenn ich dann

**Nicht nur beim Sportklettern wichtiger als der stärkste Muskel: ein Portfolio an Bewegungsmustern im Kopf. Cody Roth aktiviert es an der Chinesischen Mauer in Tirol.**

© Reinhard Fichtinger

# „Bergsteiger brauchen in der Regel eine hohe Stimulation, um sich nicht zu Tode zu langweilen“

**Franziska Horn** » Herr Dietrich, wie wirken sich komplexe Bewegungsabläufe wie Bergsteigen auf das Gehirn aus?

**Arne Dietrich** » Bergsteigen ist motorisch so hochanstrengend, dass das Gehirn nach einiger Zeit die Rechenleistung des Frontalkortex, der metakognitive Prozesse verantwortet, herunterfährt. Das führt dazu, dass das Ich, also das Konstrukt des Selbst oder des Selbstseins, langsam verschwindet. Man fühlt sich eins mit seiner Umwelt. Das passiert ebenso in diversen Stufen der Meditation, bei der Hypnose oder wenn man Drogen nimmt, und natürlich auch beim Bergsteigen. Man ist nicht mehr so leicht fähig, sich als von der Natur oder vom Rest der Welt getrenntes Wesen zu sehen. Man hat das Gefühl, näher an der Natur und an der Umwelt zu sein. Das wird noch dadurch verstärkt, dass Berge als „schön“ empfunden werden und ästhetischen Wert haben. Das alles klappt nur, wenn man nicht mehr zwischen SICH und dem REST abgrenzen kann. Das ist beim Bergsteigen so, beim Meditieren oder auch beim Malen. Picasso hat das mal schön ausgedrückt: „Wenn ich ins Atelier gehe, vergesse ich die Umwelt. Und wenn ich Glück habe, auch mich selbst. Und dann fange ich an, zu malen.“

**FH** » Haben Sportarten wie Klettern und Wandern einen vergleichbaren Effekt?

**AD** » Bergsteigen und Klettern stellen ähnlich hochkonzentrierte Anforderungen an Motorik und Gehirn, sind also vergleichbar. Bergsteigen ist aber gehirntechnisch interessanterweise eher mit dem Malen vergleichbar als mit dem Laufen, denn das Laufen erfordert eher einfache, automatisierte Bewegungen und weniger Konzentration. Beim Bergsteigen und Malen sind die Bewegungsabläufe komplizierter, sind mit Interaktionen verschränkt und laufen nicht nur aus sich selbst heraus. Du musst dabei verstärkt auf deine Umgebung reagieren, die Bewegungsabläufe sind vielfältiger, fokussierter und konzentrierter, es braucht höhere Skills.

**FH** » Nehmen Bergsteiger es wahr, wenn der Frontalkortex herunterreguliert und somit eine Bewusstseins Ebene ausgeschaltet ist?

**AD** » Nein. Denn um das zu merken, benötigt man eben jene metakognitiven Prozesse und gerade die sind ja abgeschaltet. Analysierende Prozesse zerstören diese Phase und auch den Flow.

**FH** » Behalte ich als Läufer dabei mein Entscheidungs- und Reaktionsvermögen?

**AD** » Ja, sicherlich behält man das Reaktionsvermögen. Es wird sofort eingeschaltet, wenn etwas passiert, wofür man keine Automatismen hat. Das heißt, wenn man unterwegs stolpert oder auf Steinschlag reagieren muss und langjährig eingeübte Automatismen dafür nicht ausreichen, wird man sofort rausgeschmissen aus dem Flow. Denn dann ist das explizite System und damit das metakognitive System wieder von Vorteil.

**FH** » Bitte erklären Sie kurz das explizite bzw. implizite System des Gehirns.

**AD** » In unserem Gehirn gibt es zwei Systeme, die unterschiedlich funktionieren. Das implizite System ist der evolutionär ältere Teil des Gehirns und darauf ausgerichtet, zu entscheiden und zu handeln. Das ist sozusagen der Autopilot, hier laufen unbewusste Prozesse ab. Hier sind langjährig ausgeführte Bewegungsabläufe fest verankert, die internalisiert und sozusagen zur zweiten Natur werden. Im expliziten System, das ist der Pilot, ist das bewusste Nachdenken verankert, also metakognitive Prozesse, verbale Kommunikation, bewusstes Wissen. Dieses Hochrechenzentrum wird bei längeren anstrengenden Bewegungsabläufen abgeschaltet, um besser auf die Automatismen zugreifen zu können. Das ist die Vorbedingung für den sogenannten Flow, der eher selten und nur als Folge von automatisierten Prozessen möglich ist.

**FH** » Über den Flow gibt es viele Halbwahrheiten. Gibt es die vielzitierte Flow-Forschung überhaupt?

**AD** » Flow ist eine Veränderung, die in vielen Disziplinen auftreten kann, auch beim Bergsteigen. Es gibt Wissenschaftler, die hierzu forschen, aber kaum vernetzt sind. Insofern gibt es keine Flowforschung. Es gibt eine Sportforschung, wo der Flow mit einfließt, es gibt eine Kunstforschung, wo der Flow einfließt, aber es gibt keine Flowforschung im Flow-Sinne.

**FH** » Gibt es, gehirntechnisch betrachtet, weitere Kriterien, die das Bergsteigen im Vergleich zu anderen Sportarten spezifisch machen?

**AD** » Da sind mindestens noch zwei Punkte, die das Bergsteigen spezifisch machen – Bergsteiger ticken anders als



**Tourguide für den Back-Country-Bereich des Hirns: Auf dem International Mountain Summit (IMS) 2013 präsentiert Neurowissenschaftler Arne Dietrich seine Forschungsergebnisse.**

Künstler oder Läufer: Da ist einmal die Risikobereitschaft, im Englischen High Sensation Seeking genannt. Bergsteiger brauchen in der Regel eine hohe Stimulation für ihr Leben, um sich nicht zu Tode zu langweilen. Diese Stimulation braucht im Grunde jeder, mein Pegel ist jedoch zum Beispiel ziemlich tief, ich gehe relativ wenig Risiko ein.

Aber Stefan Glowacz zum Beispiel würde sich wohl die Kugel geben, wenn er mein Leben hätte. Er braucht eine andere Art Stimulation, er hat einfach eine andere Baseline, was die High Sensation Seeking Skale betrifft. Stell dir vor, man

würde Stefan Glowacz bei der sogenannten „forced choice“, das ist eine Befragungstechnik aus der Psychologie, zwischen Angst und Ekel entscheiden lassen nach dem Motto: Würdest du lieber aus dem Flugzeug springen oder zwei Stunden dein Klo putzen? Ich bin mir sicher, welche Antwort Stefan Glowacz geben würde (lacht). Ich kann dir aber auch sagen, welche Antwort ich dir geben würde. Bei Bergsteigern ist die Angst davor, zum Beispiel aus geringer Höhe abzuspringen, sicher weniger stark ausgeprägt.

**FH »** Vielen Dank für das Gespräch.



Der menschliche Frontalkortex (hellblau) gilt als höchste Entwicklungsstufe der Evolution.  
© iStock.com

oben ankomme, hab ich manchmal das Gefühl, wie aus einer Trance zu erwachen.“

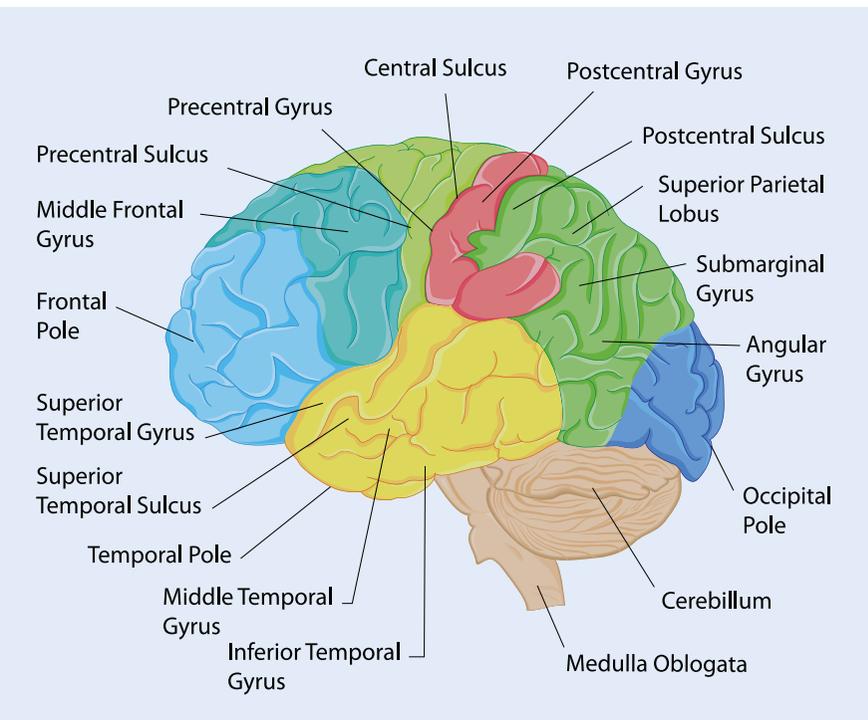
Bei allem sei es die Intensität der Augenblicke, die für Glowacz nach wie vor den Reiz seiner Unternehmungen ausmachen, so der Extremsportler. Diese Art von Sensation-Seeking und Risikobereitschaft sei typisch für den Bergsport, erklärt wiederum Arne Dietrich. Glowacz' Aussagen ver-

wundern ihn in keinsten Weise. „Schon ein 20-Minuten-Lauf verändert die Selbsteinschätzung positiv“, sagt Dietrich. „Weil man ab diesem Zeitpunkt einfach nicht mehr die Kapazitäten frei hat, sich auf metakognitiver Ebene Sorgen zu machen oder ständig in Frage zu stellen. Das Selbstbild zerfließt mit steigender sportiver Anforderung und mischt sich mit der Umgebung. Das hat schon Charles Darwin festgestellt.“ Doch erst Dietrich ist es gelungen, diese Mechanismen im Rahmen der Hypofrontalitätstheorie zu belegen. Dass dabei auch die Ästhetik der Berge eine Rolle im Aufgehen in der Natur spielt, ist dem Wissenschaftler klar.

### Automatismen als Entscheidungshilfe

Dass die Hypofrontalitätstheorie aktuell das einzige neuronale Erklärungsmodell ist, um diese Art psychologischer Prozesse zu erklären, bestätigt Dr. Oliver Stoll, Professor für Sportpsychologie und Sportpädagogik an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Er beschäftigt sich mit Flow-Erfahrungen im Sport, berät und betreut neben seiner Lehr- und Forschungsarbeit Leistungssportler und interessiert sich für neuro-kognitive Aspekte sowie für die Psyche und Psychologie von Ausdauersportlern. Wie Arne Dietrich läuft er selbst aktiv Marathon und Trails.

Stoll wendet die Hypofrontalitätstheorie in der Praxis an, im Leistungssport wie auch in der De-





pressionstherapie. „Wenn Depressive Sport machen, haben sie einfach keine Ressourcen mehr zum Grübeln, geschweige denn für die typische negative Gedankenspirale“, beobachtet er. „Die Hypofrontalitätstheorie ist inzwischen empirisch indirekt belegt und damit nachgewiesen.“

Rasch kommt er auf den Zugspitzlauf zu sprechen, bei dem 2008 zwei Läufer an Unterkühlung starben. Für Stoll zeigt das Beispiel eine Schattenseite des heruntergefahrenen Vorderstirnlappens: „Nach extrem sportlicher Verausgabung sind manche Bergläufer aufgrund der partiellen Hirnunterversorgung offenbar nicht mehr in der Lage, rationale Entscheidungen zu treffen“, folgert er.

Arne Dietrich will das so nicht stehen lassen. „Wenn sich der Cortex eines unerfahrenen Bergläufers herunterreguliert, hat er natürlich keine Automatismen mehr, auf die er zurückgreifen kann. Das war wohl die Crux an der Sache. Für einen trainierten Läufer ist die Präfrontalität ja eher von Vorteil. Was zu beweisen war: Er hat nach jahrzehntelangen Exercises eine perfekte Entscheidungsbasis, ohne darüber kognitiv nachdenken zu müssen!“

### Trailrunner im Flow

Vor allem Läufer und Trailrunner kennen das „Hiker’s High“ – wenn nach stundenlanger Bewegung plötzlich alles leicht, einfach oder sogar euphorisch erscheint. In den 1970er-Jahren mach-

ten Neurologen dafür Endorphine verantwortlich. Mitte der 90er fand Arne Dietrich heraus, dass es vielmehr andere natürlich-chemische Stoffe wie die Anandamide (Ananda ist das Sanskrit-Wort für Seligkeit) sind, die diesen Effekt bewirken. Die Anandamide docken an die Cannabinoid-Rezeptoren im Gehirn an – an jene Rezeptoren also, an welche auch im Marihuana enthaltene Substanzen andocken. „Genau aus diesem Grund berichten Ausdauersportler von vermindertem Schmerzempfinden, von Sedation, und von einem gelösten, umfassenden Gefühl von Wohlbefinden“, sagt Dietrich.

Der Forscher und Psychologe Mihály Csikszentmihalyi charakterisiert den Flow-Status durch einen „fast automatischen, mühelosen, jedoch hoch fokussierten Zustand des Bewusstseins“. Er entsteht, wenn jemand derart tief auf eine Aufgabe konzentriert ist, dass die Umwelt für ihn verschwindet, ebenso das Zeitgefühl oder die Angst, zu versagen. Ein Entsprechung für den Begriff „Flow“ wäre übrigens das Wort Tätigkeitsrausch. Nach Csikszentmihalyi kann das Flow-Erleben ganz individuell ausfallen, typisch seien aber immer Mühelosigkeit, das Verschwinden von Sorgen und Zeitgefühl und die Verschmelzung von Handlung und Bewusstsein. Mit Euphorie oder dem berühmten „Kick“ sei der Flow jedoch nicht zu verwechseln – sondern eher eine Form von Glück, auf die man Einfluss hat.

**Linke Seite: Langstreckenläuferin Annemarie Flammersfeld zählt zu den Besten ihrer Disziplin.**

© Andrew King

**Senkrechtstarter: In fordernden Routen setzt Spitzenkletterer Stefan Glowacz auf Intuition und normierte Abläufe.**

© Stefan Glowacz

**Entscheidung in Millisekunden: Steilwandfahrer und Speedclimber Basti Haag während einer Extrem-Skiabfahrt (links) und beim Volcano-Wüstenmarathon in der Atacama, Chile.**

© Dynafit (links), Mike King

# „Sport wirkt wie ein Schmerzmittel“

Wie nehmen Profisportler den Flow-Zustand wahr? Franziska Horn hat nachgefragt:

**FH** » Mediziner stellen fest, dass Ausdauersport bereits nach rund 20 Minuten Veränderungen in Gehirn und Bewusstsein bewirkt: Sorgen, Angstzustände oder Depressionen verschwinden, die Selbstschätzung (self-esteem) dagegen steigt an. Wie nimmst du diesen Zustand wahr?

**Basti Haag** » Wenn ich laufe, dauert es länger, bis ich erste Auswirkungen spüre. Anfangs denke ich über vieles nach, höre die ersten ein, zwei Stunden noch iPod und reagiere auf mein Handy. Den Absprung zum Flow schaffe ich nach kurzen Trainingseinheiten von ein bis zwei Stunden eher nicht.

**Anne-Marie Flammersfeld** » Eine derartige Bewusstseinsveränderung nehme ich so schnell noch nicht wahr. Nach 20 Minuten springt bei mir normalerweise der Motor erst an, dann komme ich langsam auf Betriebstemperatur. Erst nach längerer Zeit, ab ca. 2 Stunden Dauerbelastung, merke ich eine gewisse Veränderung, die oben genanntem Zustand entsprechen könnte. Hinzu kommen Gedanken wie Freiheit

und Leichtigkeit und die Überlegung, dass ich noch viel weiter laufen könnte. Ich denke, um eine effektive positive Veränderung im Bewusstsein zu spüren, muss man mindestens dreimal pro Woche für 20 bis 30 Minuten joggen, und das über einen längeren Zeitraum von bis zu drei Monaten. Eine einmalige Belastung führt zwar auch schon zu Veränderungen und Stimmungserheiterung, hält aber nicht lange an. Nach 20 Minuten kontinuierlicher Belastung kommt es sicherlich zu einer Veränderung im vegetativen Nervensystem mit Ausschüttung verschiedener Neurotransmitter, die dafür sorgen, dass sich das Stressniveau reduziert, man sich ruhiger und gelassener fühlt und auf Dauer auch stressresistenter wird. Ich persönlich kann bei hochintensiven Intervalleinheiten an nichts denken, außer an die Runden, die ich noch laufen will. Da wäre es unmöglich, unbekannte Rechenaufgaben zu lösen oder Gedichte aufzusagen. Reime, die ja auch wieder automatisierte Denkmuster sind, funktionieren allerdings immer.

**FH** » Der herunterregulierte Frontalkortex gilt als Vorphase für den „Flow“, der meist erst nach langem Training aufgrund Automatisierung entsteht. Wie würdest du den Flow-Zustand beschreiben?

**BH** » Der Flow stellt sich bei mir erst nach drei bis vier Stunden ein. Nach fünf bis sechs Stunden hab ich dann auch keine Schmerzen mehr im Körper (oder Seele). Der sogenannte Flow-Zustand ist für mich wie ein Meditationszustand. Der Verstand befreit sich von dem Gedankengewitter und ist nach längerer Belastung sogar in der Lage, sich auf einige wenige Gedanken zu konzentrieren. Die Alltagsorgen werden in Relation immer kleiner und man kann sich selbst in einer Art Vogelperspektive beobachten. Dadurch wird mir oft die eigene Nichtigkeit bewusst und ich nehme Probleme auch nicht mehr als Sorgen oder Stress wahr. Alles relativiert sich.

**AMF** » Diesen Flow-Zustand erlebe ich erst, wenn ich länger als zwei Stunden laufe. Es kann vorkommen, dass ich 40 Kilometer laufe und mich nachher an nichts erinnern kann, keine Schmerzen spüre und trotz der großen Anstrengung rundum zufrieden bin. Ich glaube, dass der Organismus ab einer gewissen Dauer und Intensität so sehr mit körpereigenen Prozessen, die dem Erhalt der Abläufe dienen, beschäftigt ist, dass man einfach nicht mehr in der Lage ist, an etwas Sinnvolles zu denken. Am Anfang einer Trainingseinheit



## Anne-Marie Flammersfeld

Jahrgang 1978, gilt als schnellste Wüstenläuferin der Welt. 2012 gewann die studierte Sportwissenschaftlerin den Wettkampf „Racing the Planet“ und lief 1000 Kilometer in sechs Tagen durch vier Wüsten: die Atacama, die Gobi, die Sahara in Ägypten und durch die Eiswüste der Antarktis, in vier Etappen von je 250 Kilometern Länge. Sie stammt aus Duisburg und lebt seit acht Jahren im Engadin.

habe ich eher noch konfuse Gedanken, erst ab einer Dauer von 90 bis 120 Minuten kann ich mental abschalten. Möglicherweise ist dieser Mechanismus eine genetische Überlieferung unserer Vorfahren, die täglich Strecken bis zu 30 Kilometer zurück gelegt haben, um Nahrung zu finden oder um vor Gefahren zu flüchten. Im Flow-Zustand spüre ich meinen Körper ganz bewusst, auch die Füße am Boden, ich höre mein Atmen, sehe die Landschaft vorbeiziehen. Spaziergänger nehme ich nicht wahr. Ich kann diesen Zustand mit und ohne Musik erfahren. Einen Flow-Zustand erlebe ich auch, wenn ich im unbekanntem Terrain unterwegs bin und die Landschaft mit voller Neugier entdecke. Jegliche negativen Gedanken und mögliche Erschöpfungszustände kann ich somit ausblenden. Ich bin im Flow, wenn ich meinen eigenen Rhythmus habe.

**FH** » Der deutsche Neurowissenschaftler Arne Dietrich hat zudem die „Endocannabinoid-Hypothese“ aufgestellt, nach welcher Ausdauersport ähnliche Wirkungen auf das Gehirn zeigt wie der Gebrauch von Marihuana.

**BH** » Für mich klingt das plausibel. Sport bewirkt eine komplette Zustandsveränderung, macht mich wach und konzentriert und wirkt wie eine Katharsis auf mich – es ist wie eine seelische und körperliche Reinigung, die ich durch den Schmerz und die Anstrengung erfahre. Marihuana dagegen macht mich eher schwer, teilnahmslos und langsam. Umso länger meine Sparteinheit, umso länger der Effekt danach. Sport wirkt wie ein physisches als auch psychisches Schmerzmittel. Nach sehr langem Laufen ist mein Kopf nur noch zu einer Art von Gedankenkarussell fähig, zu Mantras, die Minuten bis Stunden im Kopf kreisen können, bis man irgendwann ganz aufhört zu denken. Manchmal kann ich mich kaum erinnern, wie ich die letzten drei Kilometer gelaufen bin. Anfangs hat mich das erschreckt, jetzt empfinde ich es eher als Genuss und als höchsten Grad der Meditation, nicht mehr zu denken. Das ist eine Pause für meine Seele, die ich manchmal brauche.

Ich persönlich kann nicht verstehen, wie Menschen ohne diese Pause leben können. Manche finden das sicher auch bei anderen Sportarten oder durch Yoga oder Meditation. Ähnliches mag auch ein Chirurg bei einer langen, schwierigen Operation oder ein Musiker bei einem Konzert erleben. Die meisten Menschen erreichen diesen Zustand wohl eher selten und kompensieren das vielleicht durch Aggressionen oder Drogen. Man kann die Wirkung von extremem Ausdauersport wohl mit der Wirkung von Drogen vergleichen, denke ich. Wobei Sport für mich ausschließlich positive Nebenwirkungen hat.

**AMF** » Die Hypothese von Arne Dietrich ist sehr interessant, und ich halte sie für durchaus plausibel. Wenn der Körper mit internen Prozessen voll ausgelastet ist, hat er oft keine Energie mehr für komplexe Gedanken. Ich kann diese These bestätigen, glaube aber auch, dass dieser Prozess umso später einsetzt, desto besser ein Athlet trainiert ist. Daneben ist aber auch die Endorphinhypothese wissenschaftlich belegt und besagt, dass Langstreckenläufer ab einer gewissen Dauer (größer als zwei Stunden) eine erhöhte Menge körpereigener Opiate (Endorphine) ausschütten, die Schmerzen unterdrücken. Inwieweit Personen, die Marihuana konsumieren, eine ähnliche Reaktion spüren, kann ich nicht beurteilen.

**FH** » Das heißt unterm Strich: Sport als „körpereigene“ Droge ist die bessere Alternative?

**AMF** » Wenn ich vier Stunden oder länger trainiere und eine niedrige Intensitätsstufe wähle, spüre ich oft eine tiefe Müdigkeit und einen ganz tiefen Entspannungszustand. Nach so einer Einheit dreht sich alles nur noch um Regeneration und ich bin kaum in der Lage, etwas anderes zu machen. Ein durchaus angenehmer Zustand!

**BH** » Für mich ist klar: Ohne Sport müsste ich mir eine andere intensive Aufgabe im Leben suchen, denn das Leben ist intensiv, wenn man es voll leben und wahrnehmen will. Mein Motto: Es lohnt sich immer, auf den Berg zu gehen.

**FH** » Vielen Dank für das Gespräch.



© Basti Haag

## Basti Haag

ebenfalls Jahrgang 1978, stammt aus München. Er hält Rekorde im Skitourenrennlauf und bei Speedbegehungen von Achttausendern. Der studierte Tierarzt trainiert das gesamte Jahr über. Er sagt: „Im Winter versuche ich, jeden Tag auf Ski zu kommen, und laufe dann am liebsten 3000 Höhenmeter. 2000 sind auch noch okay, aber bei 1000 bin ich schon etwas unzufrieden.“ Seit zwei Jahren läuft er mehrtägige Rennen in diversen Klimazonen der Erde.

# BergKultur



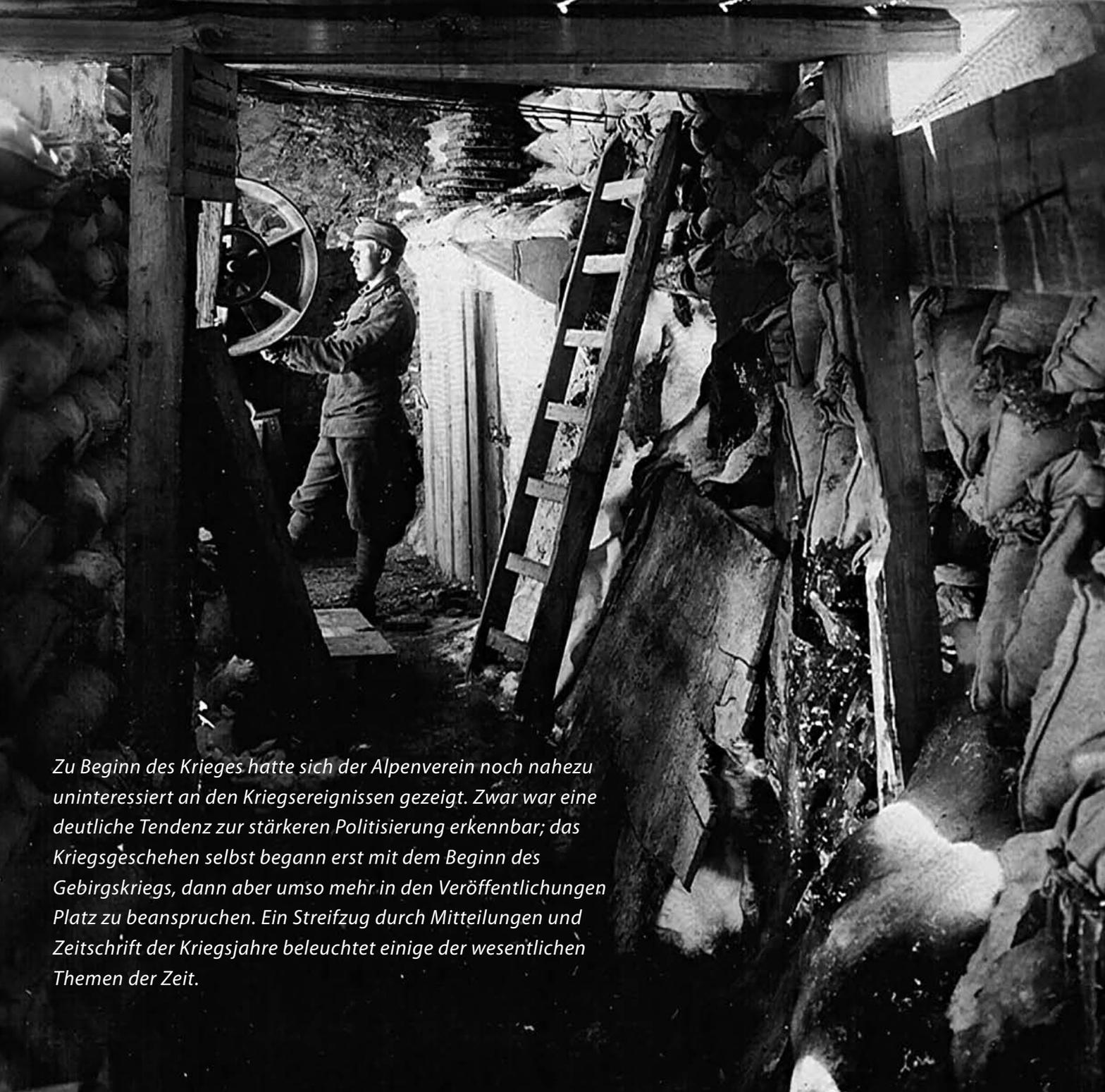
Die Hohe Schneid (3434 m) in den Ortler-Alpen – hier in einem Ölbild des 1877 in Wien geborenen Künstlers Rolf Bakalla – gehörte zu den am stärksten umkämpften Gipfeln im Ersten Weltkrieg. Mit dem Gebirgskrieg sah sich der Alpenverein in eigener Sache vom Weltgeschehen betroffen. Eine Tatsache, die ihn und das Bergsteigen für Jahrzehnte prägen und politisieren sollte. Grund genug, nach 100 Jahren auf diese Zeit zurückzublicken.



# Der Alpenverein im Gebirgskrieg

Mit dem Kriegseintritt Italiens erfuhr das Bergsteigen eine neue Bedeutung: Es galt fortan als ernste Vorschule des Krieges

>> **Martin Achraier**



*Zu Beginn des Krieges hatte sich der Alpenverein noch nahezu uninteressiert an den Kriegseignissen gezeigt. Zwar war eine deutliche Tendenz zur stärkeren Politisierung erkennbar; das Kriegsgeschehen selbst begann erst mit dem Beginn des Gebirgskriegs, dann aber umso mehr in den Veröffentlichungen Platz zu beanspruchen. Ein Streifzug durch Mitteilungen und Zeitschrift der Kriegsjahre beleuchtet einige der wesentlichen Themen der Zeit.*

„Mehr als ein Dutzend Sommerurlaube habe ich ganz oder teilweise – infolge ‚Liebe auf den ersten Blick‘ – im Bann jener urwüchsigen Berge verbracht. Sie waren und sind ein Teil meines Lebensglücks“, bekennt Hanns Barth (1873–1944) im dritten, 1916 veröffentlichten Teil seiner Schilderungen aus dem Adamello-Gebiet. Die ersten beiden Teile waren noch im Frieden erschienen. Inzwischen hatte auch Barth „die freudige Pflicht, seine Heimat zu schirmen wider jeden Feind (...) an die Südwestfront gebracht, in mein Lieblingsgebiet, und ich kann nun meiner alpinistischen Heimat nicht nur mit Tinte und Worten, sondern, wenn es sein muß, mit Blut und Leben meine Dankbarkeit bezeigen.“<sup>1</sup> So wie Barth empfanden viele Alpinisten, als mit der Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn zu Pfingsten 1915 das Hochgebirge zum Kriegsschauplatz wurde. Die Liebe zu den vertrauten Bergen, das Interesse für jedes Geschehen in den Alpen, die eigene Mitarbeit am Wegenetz und den rund hundert im weiteren Kriegsggebiet errichteten Schutzhütten: Wohl die meisten der 100.000 Mitglieder des Alpenvereins fühlten sich vom Gebirgskrieg persönlich betroffen und berührt.

Darüber hinaus wussten die Medien mit den neuartigen Erscheinungsformen eines Kriegs im Hochgebirge ein großes Publikum zu fesseln: Plaudernden und sensationsheischenden Feuilletons in den Zeitungen folgten Filmaufnahmen in der Wochenschau, ja sogar ein „Sascha-Film“ – „Der österreichisch-ungarische Krieg in 3000 m Höhe“ – kam in die Kinos. Der propagandistische Wert dieser Medienpräsenz wurde vom Militär massiv unterstützt. Das Kriegspressequartier der österreichischen Armee brachte Kriegsberichterstatte und Kriegsmaler an die Front und ermöglichte ihnen damit Berichte „mitten aus dem Geschehen“.

Die Mitglieder des Alpenvereins bekamen über die monatlichen Mitteilungen und die jährlich erscheinende Zeitschrift zahlreiche Schilderungen von Augenzeugen zu lesen. Schriftleiter Heinrich Heß war offensichtlich bemüht, die Veröffentlichungen weitestgehend sachlich zu halten. Allmonatlich erschienen nun ausführliche

Zusammenfassungen des Kampfgeschehens in den Bergen, auf den Generalstabsberichten Österreichs und Italiens beruhend. Die Mitteilungen konnten mit der Aktualität der Tagespresse keineswegs mithalten, boten dafür abseits von vorliegenden Tagesmeldungen eine Zusammenstellung weitestgehend gesicherter Informationen; auf Spekulationen ließ sich Heß nie ein.

Breitere Schilderungen aus den Kämpfen stammten zumeist aus der Feder von alpinen Referenten oder Offizieren. Es ist hochinteressant, in den Veröffentlichungen der Kriegsjahre zu blättern: Denn die Beiträge bieten ein breites Spektrum an Themen und Sichtweisen, aus denen erst nach dem Krieg Vorlagen zu Klischees und Mythenbildung herausgeschält wurden. Schwärmerische Idealisierungen finden sich dabei ebenso wie nüchterne Beschreibungen der technischen Seite des Kriegsgeschehens – die drastischen Erfahrungen im Kampfgebiet, das Leiden der Mannschaft und der als Träger und Arbeiter eingesetzten Kriegsgefangenen bleiben aber auch hier praktisch völlig ausgespart. Man könnte die Zensur oder die vorweggenommene Rücksicht auf die Zensur dafür verantwortlich machen, doch sprechen die Nachkriegsveröffentlichungen gegen diese Annahme: Dort dominiert erst recht ein Heldentum, das Demütigungen, Hunger und Verwesungsgeruch nicht kennt.

### Erfahrene Alpinisten gesucht

Schon bei den Kämpfen in den Vogesen und in den Karpaten war der Mangel an bergsteigerisch und schitechnisch geschulten Soldaten und Offizieren mehr als deutlich geworden. Das deutsche Heer besaß damals überhaupt keine Gebirgstruppen, jene Österreich-Ungarns wurden im Herbst 1914 in Galizien eingesetzt, wo sie in kürzester Zeit stark dezimiert wurden. Spontan bildete sich im Deutschen Reich eine „Schneeschuhtruppe“ aus Freiwilligen, größtenteils Mitglieder des Deutschen Skiverbandes und des Alpenvereins. Auch das österreichische Heer hielt es nach der Kriegserklärung Italiens für sinnvoll, aktive Bergsteiger an die neue Südwestfront zu berufen. Das Landesverteidigungskommando in Tirol ließ im November 1915 über den Alpenverein einen Aufruf verbreiten: „nicht im militärischen Verhältnisse stehende, hervorragende Hochalpinisten und tüchti-

<sup>1</sup> Hanns Barth, *Bergfahrten und Wanderungen im Adamello-Bereich*, in: *Zeitschrift des DuOeAV 1916*, S. 183–211, hier S. 183.

**Gedeckter Laufgraben auf der Tuckettspitze**

Alle Abbildungen  
© Alpenverein-Museum Innsbruck, Laternbildsammlung



Der erste in einer Reihe von Berggipfeln, die an der Dolomitenfront nach zermürendem, erfolglosen Stellungskrieg unterminiert und samt Besatzung in die Luft gejagt wurden: Col di Lana und Monte Sief mit Sprengungsschacht.

Rechts: Abtransport eines Verwundeten am Ortler



ge alpine Schifahrer, die bereit wären, sich für Instruktions- und Führerzwecke in den ihnen vertrauten Gebirgsgruppen an der Tirolerfront zur Verfügung zu stellen“, würden „in entsprechende Verwendung“ genommen.<sup>2</sup>

Zugleich begann man auch unter den bereits Eingerückten geschulte Bergsteiger und Skifahrer an die Gebirgsfront abzuziehen, wo sie wie die Freiwilligen als Ausbilder tätig waren oder als sogenannte „alpine Referenten“ den regulären Truppen zugeteilt wurden. Unter diesen alpinen Referenten finden wir zahlreiche schon in die Jahre gekommene bekannte Bergsteiger, selbst der 57-jährige Julius Kugy meldete sich als solcher. Und einen Großteil der jüngeren Alpinreferenten finden wir später in den unterschiedlichsten Funktionen im Alpenverein wieder. Von Mythen durchwirkt sind die Rollen der Tiroler Standschützen und der Bergführer in die Geschichtsschreibung eingegangen. Tatsächlich waren die Standschüt-

zen in Tirol, die Kärntner Freiwilligen sowie die nachrückenden Landsturmmänner aus den Alpenländern Österreichs – zum großen Teil mit dem Gebirge vertraute Männer – für den Kriegsdienst wertvoller, als so mancher höherer Offizier anerkennen wollte. Gustav Renker, der in Kärnten aufgewachsene angehende Schriftsteller, der sich trotz seiner Schweizer Staatsbürgerschaft zum österreichischen Heer meldete, formulierte eine Erkenntnis, die wohl alle Bergsteiger verband: *Zeiten, da man uns Bergsteiger sinnlose Sportfexen, Kletternarren und wie dergleichen schöne Ausdrücke noch lauteten, nannte, werden nie mehr wiederkommen. Mit so vielem andern unnützen Gerümpel hat der Krieg auch dieses Urteil über den Haufen geworfen und hat das frische, frohe Wagen der Jugend gerechtfertigt. Das Bergsteigen war eine harte, ernste Vorschule des Krieges, Pickel und Kletterschuh wurden im Felde ebenso wichtig wie Gewehr und Bajonett, und wer mit den Kniffen der Seiltechnik vertraut war, der hat nun vor seinen Kameraden einen großen Vorsprung voraus.*<sup>3</sup>

Auch die Vereinstätigkeit, das Errichten von Wegen und Hütten, interpretierte man im Alpenverein als etwas, das sich jetzt, im Krieg, als nützlich erweise. Doch was nun im Hochgebirge an Wegen und Steigen angelegt und ausgesprengt, an Unterständen gebaut wurde, ließ selbst erfahrene Alpenvereiner staunen. Mit Massen an Material und menschlicher Arbeitskraft, technischem Know-how und Improvisationskunst, aber auch den Erfahrungen aus den zahlreichen Lawinenabgängen mit tausenden Toten, wurden Fels und Eis für den Krieg zugerichtet. Ludwig Pullirsch, der spätere Vorsitzende der Alpenvereinssektion Steyr in Oberösterreich, berichtet in seinen (überarbeiteten) Tagebüchern lapidar vom Frontalltag im Jahr 1916, als eine Feldwache am 3458 Meter hohen Monte Gabbio eingerichtet werden musste: *Mit Trägern stiegen wir hinauf, am Gipfel luden sie einen Schwarmofen, etwas Brennholz, Proviant, Decken und Pelze ab und der Leutnant sagte zu uns: „Da grabts eich an Unterstand“, deutete auf die steile Gletscherfläche gleich unter dem Gipfel, schnallte die Schier an und fuhr zum Cercenpass ab. Wir gruben uns ein Schneeloch, und als es zu däm-*

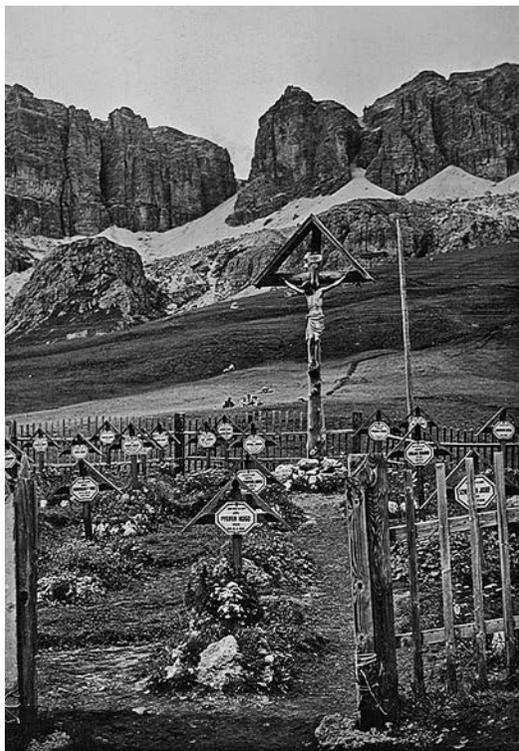
<sup>2</sup> Aufruf, in *Mitteilungen des DuOeAV* Nr. 21 u. 22, 30. 11. 1915, S. 233.

<sup>3</sup> Gustav Renker, *Bergsteiger im Kriege*, in *Mitteilungen des DuOeAV* Nr. 9 u. 10, 31. 5. 1917, S. 55–57.

mern begann, zogen wir uns müde und frierend in dieses zurück.<sup>4</sup>

Im Kontrast dazu erschien in der Alpenvereinszeitschrift 1917 ein ausführlicher Beitrag von Ing. Leo Handl über den sicheren Bau von Unterkünten am Fels, Schnee- und Wechtenbeobachtung zur Umgehung von Lawinenabhängen und schließlich zur Einrichtung ganzer Höhenstellungen im Gletschereis.<sup>5</sup> Handl hatte das Stollensystem im Marmolata-Gletscher angelegt, das Militär und Bergsteiger gleichermaßen faszinierte. Die technische Seite dieses Krieges wurde generell zum Hauptthema der Berichterstattung, gefolgt von den ungeheuren körperlichen Leistungen der Soldaten und der Träger, die vielfach Kriegsgefangene waren. Die Versorgung der höchsten Stellungen mit Hilfe von Materialeilbahnen, letztlich aber doch immer durch Kolonnen von Trägern, die häufig dem Beschuss durch feindliche Truppen ebenso ausgesetzt waren wie den stets drohenden Lawinen, erregte Aufsehen und Bewunderung. Dass die Versorgung wohl häufig auch unterbrochen war, durfte man sogar während des Krieges lesen. Leutnant Norbert Gatti zitierte ausführlich aus dem Gipfelbuch der Punta Penia: *Und nun heißt es vom 4. bis 20. November 1916 ununterbrochen nur: „Wetter stürmisch, Sturm, furchtbarer Schneesturm; Träger nicht gekommen, Träger wieder nicht gekommen usw.“ Einmal in dieser Reihenfolge von Sturmtagen heißt es „greifen die Reserveportion an“, und dann später: „heute die letzte Konserve verzehrt! Wie wird es morgen? haben nur Bohnen hier ohne alle Zubehör; sehr traurig!“ Und gleich darunter steht: „haben nichts mehr zum Heizen und kein Licht; sitzen völlig im Dunkeln.“ Und dann zwei Tage später heißt es — es klingt wie ein Freudeneruf! — „heute Träger zweimal gekommen! haben wieder zu essen!“<sup>6</sup>*

Selbst die spektakulären Sprengungen von Berggipfeln, deren erste die des Col di Lana am 17. April 1916 war, scheinen häufig mehr Interesse an



den technischen Zerstörungen erweckt zu haben als Bedauern oder gar Kritik an diesem Naturfrevler. Eine Ausnahme bildet dabei Heinrich Heß: *Nicht ohne ein Gefühl der Wehmut sieht der Bergfreund, wie weit das Zerstörungswerk dieses furchtbaren Krieges geht. Selbst Berge, die der Mensch so gerne als ein Symbol des Dauernden, Unveränderlichen hinstellt, schont die Kriegsfurie nicht mehr, auch sie werden zerstört, wenn es ein größerer Zweck erheischt.*<sup>7</sup>

Der Col di Lana bringt uns zurück zu den vielen Menschen, die auf diesem Kriegsschauplatz, abseits der großen Schlachtfelder, ihr Leben lassen mussten. An der Stelle des Gipfels, mit dem rund 150 Mann Besatzung in die Luft gesprengt wurden, blieb nur ein Krater zurück. Die nahezu lieblichen Bilder, sei es die oben abgebildete Fotografie oder die Radierung von Hans Beat Wieland (Seite 238) vom Soldatenfriedhof am Pordojoch, dessen geschmückte und gepflegte Gräber mit dem sie umgebenden Zaun idyllisch wie ein Bauergarten wirken, vermögen über das Grauen des Kriegs nicht hinwegzutäuschen.

Rund ein Dutzend Alpenvereinshöhlen wurden im Krieg völlig zerstört, wie zum Beispiel die Sachsendank-Hütte (oben), die Drei-Zinnen-Hütte (Mitte) und das Contrin-Haus (unten).

Links: Blick in den Soldatenfriedhof am Pordojoch

4 Ludwig Pullirsch, „hineingeboren“. Erzählungen aus den Tagebüchern meines Vaters 1913–1918, Steyr / Norderstedt 2008, S. 46.

5 Leo Handl, *Von der Marmolata-Front II*, in *Zeitschrift des DuOeAV* 1917, S. 149–161.

6 Norbert Gatti, *Das Marmolata-Gipfelbuch. Ein Stück Weltkrieg von der Tiroler Hochgebirgsfront*, in *Mitteilungen des DuOeAV*, Nr. 21/22, 30. 11. 1917, S. 140–145, hier S. 145.

7 Heinrich Heß, *Die Kriegsergebnisse in unseren Alpen XVI*, in *Mitteilungen des DuOeAV*, Nr. 19 u. 20, 31. 10. 1916, S. 160–163, hier S. 161.

# Skifahren für Gott, Kaiser und Vaterland

Josef Prochaska im Ersten Weltkrieg

>> **Walter Klier**

*Josef Prochaska war ein nahezu idealtypisches Kind der Jahrhundertwende. Seine Geschichte steht exemplarisch für jene Generation, die den Untergang der Donaumonarchie am eigenen Leib in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs erfuhr. Seine Feldpostbriefe und Tagebuchaufzeichnungen bilden ein außergewöhnlich authentisches Bild dieser Zeit.*



Mein Großvater mütterlicherseits, der 1888 in Brandenburg in Tirol geborene Josef Prochaska, genannt Pepi, war ein Kind der späten Habsburgermonarchie, ein sehr typisches. Sein Vater kam aus Mähren, die Mutter aus Oberösterreich. Brandenburg war zu dieser Zeit Dienstort des k.u.k. Forstbeamten; alle paar Jahre wurden diese versetzt; 1896 ging es nach Kitzbühel. Dort wurden 1898 „vier Paar Ski aus Schlesien bestellt“. Die Familie Prochaska folgte damit dem Vorbild des Pioniers Max Reisch, der 1893 das Kitzbüheler Horn als Erster mit den Brettern erstiegen hatte, deren Siegeszug in diesen letzten Jahren des 19. Jahrhunderts, zunächst noch unscheinbar, gerade begonnen hatte. 1900 übersiedelte, mit einer weiteren Versetzung des Vaters, die Familie nach Innsbruck, und da ging es erst richtig los.

## Die Belle Epoque

Pepi und sein Bruder Heinrich, genannt Heintschi, gehörten zu jener Generation, in der es ernst wurde mit dem Sport als neuem Lebenselixir der bürgerlichen Schichten. Schwimmen und Eislaufen, Handball und Fußball, Skilaufen und Bergsteigen, über weite Strecken berichten ihre Tagebücher von nichts anderem. Der Anbruch der Moderne, der Einbruch des Neuen manifestiert sich, auch, als Sportbegeisterung. Der Zeitgeist jener Jahrhundertwende wies nicht auf Untergang, sondern auf Vergnügen – wenn auch die Propheten, an denen es zu keiner Zeit fehlt, diese Vergnügungssucht als Vorstufe zum Untergang auslegten.

So waren unsere jungen Helden von damals die Vorläufer dessen, was wir im 21. Jahrhundert leben – jedenfalls in den Alpen und ihrer Umgebung, die sich heute schon zumindest bis Moskau oder Madrid erstreckt, den Autonummern nach zu schließen, die man auf einem beliebigen Seilbahnparkplatz in Tirol studieren kann.

Pepi und seine Freunde waren damals, wie angedeutet, begeisterte Allrounder. Der Leistungssport wurde nach englischem Vorbild gepflegt, als Wettbewerb zwischen Amateuren, die das ernst nahmen, so lang es währte; man gewann gerne und verlor mit Fassung. Am Abend aber ging man in die Oper: 6.–7. April 1913. In der Lizum (Wattental). 11. April. Aufführung des ‚Messias‘ von Händel. 11. Mai Fußballwettspiel Ulm-Innsbruck 3:1. 18. Mai. Sonntag Abends in der Oper: ‚Die Königskinder‘ von

Humperdinck. So liest sich das im Tagebuch, das jeder der Brüder seit der Kindheit führte.

Die Brüder studieren (Heintschi Medizin, Pepi Jus), sie treten den verschiedenen Sportvereinen bei, die als Ergänzung zum bunten Strauß des gründerzeitlichen Vereinslebens nun entstehen: dem Österreichischen Touristenclub etwa (dessen Sektion Innsbruck Pepi später in den OeAV führen wird) und dem Akademischen Alpinen Verein Innsbruck, der 1900 als erste katholische Studentenverbindung zum Zwecke des Bergsteigens gegründet wurde. Bis dahin hatte das Bergsteigen als Domäne der Freisinnigen gegolten und als etwas mit dem wahren Glauben Unvereinbares. Leute wie Pepi und Heintschi dachten da anders. Sie gingen am Sonntag in aller Herrgottsfrüh zur Messe und danach in die Berge – oder hatten praktischerweise auf den Vereinsausflügen einen Priester in Gestalt eines Vereinsmitglieds dabei, der dann in ungewöhnlicher Umgebung für eine Sonntagsandacht *comme il faut* sorgte.

Fast unheimlich, wie ihr Leben (bis 1914) dem unsrigen glich – nur dass es, in jenem Sommer 1914, mit einem Mal damit vorbei war. Den historischen Augenblick, den er während einer Waffenübung in Siebenbürgen erlebte, beschreibt Pepi so:

*28. Juni. Beim nächsten rumänischen Dorf sahen wir trotz der Dunkelheit eine schwarze Fahne vor dem Gemeindehaus heraushängen. Buzelsky rief uns gleich zu: „Unser Kaiser wurde umgebracht – so etwas Ähnliches muß es sein, sonst würde man nicht die Fahne aushängen.“ Beim ersten Geschäftsladen machten wir halt, und in deutscher Sprache hörten wir die Worte: „Der Thronfolger wurde umgebracht“, und nach einigen weiteren Einzelheiten auch von seiner Gemahlin etc. Wir waren ganz erschüttert und unsere frohe Laune, die infolge des guten Weines sogar eine recht gute zu nennen war, war plötzlich düsteren Vermutungen gewichen.*

## Die Felder der Ehre

Als Einjährig-Freiwillige rückten die Brüder Anfang August 1914 mit der allgemeinen Mobilmachung zum Heer ein. Noch aus dem Zug von Innsbruck nach Wien schrieb Pepi die erste von vielen, vielen Postkarten an seinen Vater (die Mutter war 1908 gestorben), darin der denkwürdige Satz: „Bis jetzt ist der Krieg ganz lustig.“



Das letzte Familienfoto vor dem Krieg. Pepi, Vater Heinrich und Heintschi am 26. 7. 1914 (oben)

Gipfel-Gaudi: Der Akademische Alpine Verein Innsbruck auf der Frau Hitt, ca. 1910 (Mitte)

Porträtfoto von Pepi, aufgenommen in Przemysl im Herbst 1914 (unten)

Trägerkolonne am Pasubio, Winter 1916/17

alle Abbildungen  
© Archiv Walter Klier



Übungswiese am Schuler bei Kronstadt/Brasöv. Dazu das Tagebuch von Pepi Prochaska, 24. Jänner 1915: „Wir marschierten zur Unteren Wiese. Mein Blick haftete an unserem neuen Skilehrer. Er probierte einen kleinen Bergrücken, wobei es ihn überschlug. [...] Dabei kann er nicht Ungarisch und nicht Rumänisch. Nicht einmal wir verstehen ihn, er ist ja ein Berliner.“

Die Skikompanie am Pasubio, Winter 1916/17, Pepi ist der Zweite v. r.

Heintschi starb Anfang September in Osijek (im heutigen Kroatien) an der Ruhr und wurde im „Grab Nr. 1“ des dortigen Militärfriedhofs begraben. Pepi nahm an den verheerenden Schlachten des Herbstes 1914 in Galizien teil und wurde im Oktober in der Nähe von Przemysl verwundet, nicht schwer, doch die Wunde verübelte, zum Glück, muss man sagen, und er wurde zur Genesung nach Hause geschickt.

In jenem Winter, da die Armeen einander in den Karpaten gegenüberstanden und der Kriegseintritt Italiens absehbar war, wurde die österreichisch-ungarische Heeresleitung auf einen speziellen Mangel aufmerksam: jenen an ausgebildeten Skiläufern. Und so kam es, dass Pepi, zum Skilehrer mutiert, einige Wochen lang auf der Poiana bei

Kronstadt damit beschäftigt war, die Mannschaft in der Kunst des Schneeschuhlaufs zu unterweisen.

14. Jänner 1915. *Das erstmal im Ragado-Tale. Es war einfach zum Bauchwälzen, wie meine Leute im Schnee herumkugelten, als wir am Marsche dorthin einen kleinen Steilhang passieren mußten. Wie die Schneemänner mit Schnee beladen krabbelten sie immer wieder heraus. Es schneite den ganzen Tag fort. Ich übte dann für mich. Es schadete mir auch gar nicht, daß ich mich wieder ein wenig im Springen vervollkommen habe. Auf einen neuen Sprung bin ich draufgekommen.*

Im Frühjahr 1915 begann die große Offensive gegen Russland; Pepi, inzwischen Leutnant und zeitweise Kompaniekommandant, gelangte diesmal weiter nach Osten. Im September wurde er, auf dem Gebiet des heutigen Weißrussland etwas westlich von Minsk, erneut verwundet. Mit der Extraportion Glück, die ihm sein ganzes weiteres, insgesamt 86 Jahre währendes Leben nicht ausgehen sollte, kam er wieder davon und fand sich, nach einem neuerlichen Genesungsurlaub in Innsbruck, zur Jahreswende 1915/16 in einem – Skikurs wieder, diesmal in Osttirol.

Am 23. 5. 1915 war das bis dahin neutral geliebene Italien an der Seite der Alliierten in den Krieg eingetreten. Damit begann in den Südalpen ein zäher Stellungskrieg, der im wesentlichen stationär blieb und von weiter weg betrachtet als besonders sinnlose Veranstaltung wirkt. Nie zuvor oder seither lagen sich zwei Armeen in solcher Dimension und Dauer im Hochgebirge gegenüber, und keiner der mehr oder weniger groß angelegten Offensiven war Erfolg beschieden.

Im Mai und Juni 1916 versuchten die österreichisch-ungarischen Streitkräfte den ersten Vorstoß. Dieser erfolgte ungefähr im Bereich zwischen Rovereto und Valsugana mit Richtung aus den Dolomiten hinaus gegen die östlichste Poebene. So als habe eine makabre Art von Reisebüro dafür gesorgt, dass unserem Helden keine Sorte von Kriegsschauplatz erspart bleiben möge, nahm Pepi nun als Leiter einer „Skigruppe“ an der Frühjahrsoffensive teil. Diese blieb bald stecken, und die Front musste wieder zurückgenommen werden. Am Ende und für längere Zeit fand Pepi sich auf dem Pasubio wieder, wo sich im hochalpinen Gelände die Heere, im Fels verschanzt, auf geringste Entfernung, buchstäblich von Ange-

sicht zu Angesicht gegenüberlagen. Für die folgenden zweieinhalb Jahre bildete der Monte Pasubio (2232 m) mit seinem unwegsamem Karstmassiv den Schauplatz verlustreicher und bis zuletzt unentschieden bleibender Kämpfe. Auch hier wie an anderen Orten versuchten beide Armeen, sich durch den Fels unter die gegnerische Front zu bohren und diese durch gewaltige Sprengungen aufzubrechen.

*Ich sitze hier in der Front mit den vereinigten Ski-Kompagnien I und II, die unter meinem Kommando stehen. Plappert ist beim Train, hat noch starken Durchfall. Czerwicky war mit Erfrierungen im Garnisonsspital Innsbruck. Ich bewohne mit Kallab ein Felsennest, oben mit Brettern und Dachpappe notdürftig verschalt. Morgens wirds immer sehr kalt. Gestern erwarteten wir einen allgemeinen italienischen Angriff. Es wurde Gottlob nichts daraus. Mit jedem Tage wird natürlich die Gefahr des feindl. Artilleriefeuers für uns geringer, da wir mit aller Macht uns in den Felsen einsprengen. Auch die Kavernen werden jeden Tag größer. Heute oder morgen wird meine Bretterbude fertig, dann wirds in jeder Beziehung angenehmer werden. (28.10.1916)*

Im November kam der Winter; es wurde ein ungewöhnlich harter und schneereicher, mit allem, was das im Gebirge mit sich bringt.

*Von hier aus sieht man gewöhnlich die 200 Schritt entfernte feindliche Feldwache. Heute aber wütete einem ein Orkan entgegen, Schnee und Eisnadeln peitschten, der es nicht erlaubte, auch nur auf Sekunden vor die Schnee-Brustwehr des Loches, in dem der Doppelposten stand, zu treten. Der Anführer meldete nun, Herr Oberlt., alles leuchtet heute, sogar die eisernen Rosetten auf unseren Kappen. Es war tatsächlich das interessante und in dieser Art höchst selten vorkommende St. Elmsfeuer bemerkbar. Ein regelrechtes elektrisches Gewitter ging los und es hagelte von 6 h bis nächsten Tag 4 h früh. Der Hagel lag 1/2 m hoch aus lauter kleinen aber kantigen eckigen Hagelkörnern bestehend. Um 4 h früh entlud sich Blitz auf Blitz mit mächtigen Donnerschlägen. Das Elmsfeuer war so kräftig, daß die Menschen als solche leuchteten. So war es uns möglich, jede einzelne italienische Vedette [Wachposten] zu sehen, da sie einen Schein von sich gab. Jedes Gewehr leuchtete, hellblaue Strahlenbüschel flossen aus aufgestellten Kanthölzern. [...] Bewundernswert ist die Haltung der Leute, das Vaterland sollte einem jeden eine Ext-*



**Unterstand auf dem Monte Val Bella (Sieben Gemeinden), Januar 1918**

*... rabelohnung am Schlusse des Krieges geben. Ich bin doch abgehärtet und konnte doch kaum im Sturm Athem bekommen. Heute drückten uns die Schneemassen unsere Küche ein und so müssen wir wieder den ganzen Tag laborieren, um sie aufzustellen. Die Post kommt nur noch mit 2tägiger Verspätung und geht auch nicht weg, weil am Wege nach G...i [Gerolli] zahlreiche Lawinen abgegangen sind.*

Das Kriegführen beschränkte sich nun auf das verzweifelte Bemühen, das Überleben der Truppe in dieser Schneehölle zu organisieren. Insbesondere hatte man nicht bedacht oder aus militärischen Notwendigkeiten heraus gar nicht bedenken können, dass große Teile der Wege und Unterkünfte lawinengefährdet waren.

*Die heutige Nacht war eine der schlimmsten des Weltkrieges. Gestern abends um 9.40 wurden wir alarmiert, denn das Brig. Kmdo sei durch eine Lawine verschüttet. Darauf watete ich bereits mit einer Laterne an der Spitze meiner Leute durch den meterhoch gewehten Schnee. Leider war der Umfang des Unglücks noch größer. An 5 Stellen mußten wir zugleich arbeiten. Es schaudert mich die Zahl der von uns geborgenen Leichen anzugeben. Wir legten die armen Unglücklichen, die ganz nackt waren, da sie sich entkleidet zu Bett gelegt hatten, auf einen Haufen. Den Anblick der durch Balkensplitter zerquetschten und durch die Kälte steifgefrorenen nackten Leichname werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Wir waren alle erschüttert besonders aber durch die ungeheure Zahl derselben. Wir hier haben es nicht nötig, an unsere religiösen Pflichten erinnert zu werden. Arbeite-*



Winter am Pasubio  
Das Denkmal für die  
Lawinentoten der  
Skikompanie, im  
Bisortetal (Pasubio), 1917

*ten wir doch gestern bis 4 h früh wie die Tiere unter der fortwährenden Gefahr nachbrechender Lawinen. Walli bemühte sich, durch künstliche Athmung etwas bei den Armen zu erreichen, aber ihre Zahl war zu groß und es war meist zu spät. Wir arbeiteten im Scheine von Pechfackeln. Ich habe mir eine Bronchitis mit Schnupfen zugezogen, ist auch kein Wunder.*

*Die lebendig Geretteten waren meist irrsinnig, liefen im Hemd im Schneesturm herum und mußten von uns eingefangen werden. Einer attackierte den Wallnöfer. Es sollen alle, die ruhig und sicher im Tal sitzen, unserem Herrgott danken, schon deshalb, weil er ihnen erspart hat, so viel Schauriges zu sehen, als wir sehen mußten. Ich habe Leichen ausgegraben, so wie man Kartoffel aus dem Acker gräbt, die Blutspuren waren im Schnee unsere Wegweiser.*

*An Kati viele Grüße, werde ihr noch einmal schreiben und für die guten Topfenkrapfen danken, habe aber auf Tage hinaus keine Zeit dazu. (6. 12. 1916)*

Pepis Tagebücher und die Briefe an seinen Vater sind ein seltenes Dokument aus jener Zeit, in der Art, wie hier der Alltag des Soldatenlebens in allen Facetten beschrieben wird. In diesem Alltag geht es ja in den seltensten Fällen um Gefechte, sondern die meiste Zeit darum, sich einzurichten und ein Leben zu führen unter den unmöglichsten denkbaren Umständen. Es geht um Post, die nicht kommt, um Nachrichten von Bekannten und Verwandten, um die Verpflegung und was man zum Anziehen hat. Zwischen alldem geht es für Pepi auch noch um seine Verlobung mit dem Fräulein Anna Zeeb aus Freudenstadt, die just in jenem Winter an den unüberwindlichen Gegensätzen zwischen den beiden Familien scheitert, die eine

tief katholisch, die andere nicht minder stark der protestantischen Konfession verbunden. Am Ende scheint es gerade Pepis „lieber Papa“ gewesen zu sein, der durch sein Beharren auf dem Übertritt der Braut zum Katholizismus alles zunichtemachte.

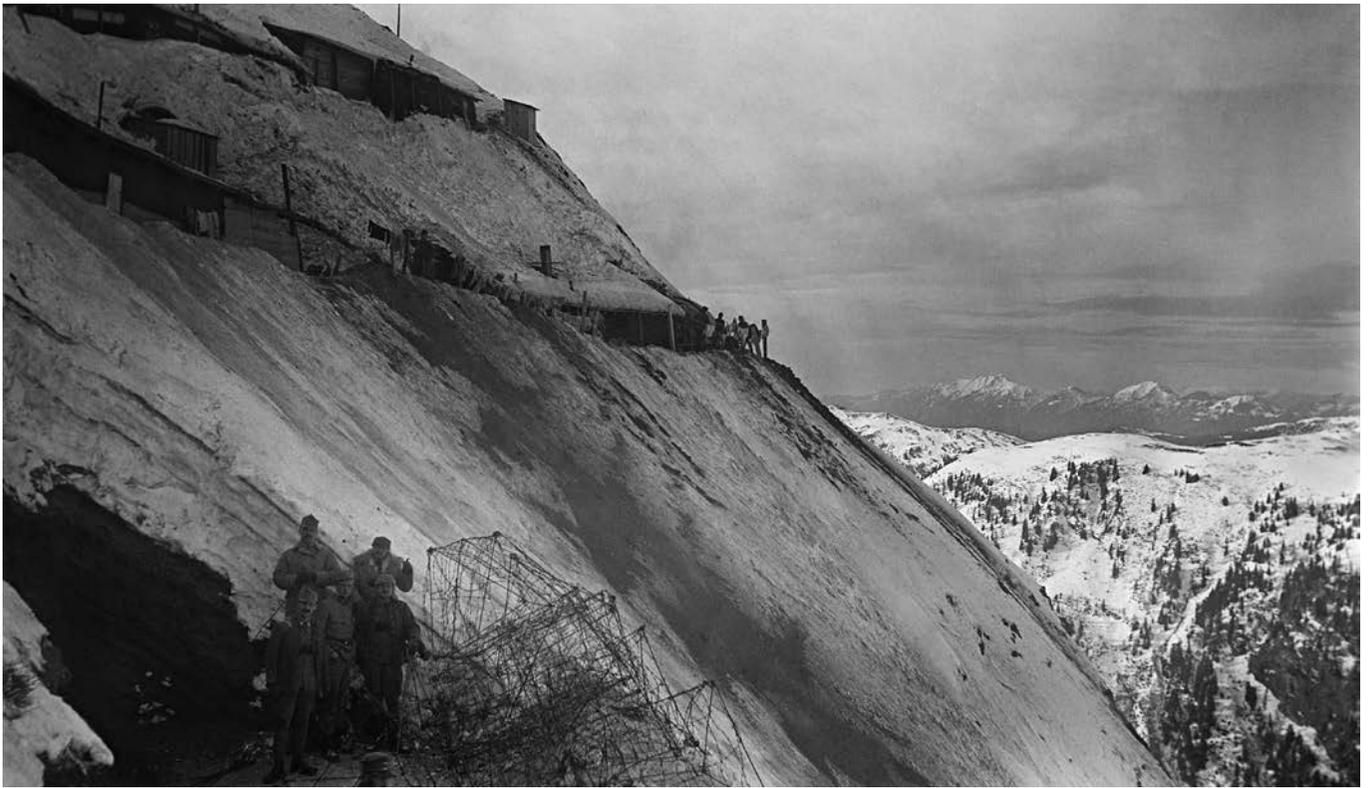
Während in der ersten Zeit des Krieges die Soldaten Mangel litten und Kleidung und Lebensmittel an die Front geschickt wurden, kehrten sich 1917 die Verhältnisse eine Zeitlang um. Nun wurden etwa Erdäpfel, Butter und Eier nach Hause geschickt. Gegen Jahresende allerdings heißt es: *Mit Lebensmittel geht es recht schlecht. Vielleicht wird Leutn Heiss etwas mitbringen. Wir haben infolge der kolossalen Truppenansammlungen hier selbst nichts zu essen (12. 12. 1917).* Nach dem erfolgreichen Durchbruch in der Folge der 12. Isonzoschlacht versuchten die Österreicher nochmals im Spätherbst 1917 im Gebiet der Sieben Gemeinden (Asiago und Arsiero) gegen die Ebene in Richtung Vicenza vorzustoßen, was aber wiederum nicht gelang. Alles geschah nun schon gleichsam mit letzter Kraft; nicht nur auf den Fotos, auch in Pepis Briefen ist die Erschöpfung der Kriegführenden greifbar.

*Hier überfielen meine Sturmpatrouillen ein italien. Barackenlager und vertrieben die Welschen endgültig. Am 1. Dez. begann der „Haupttschoch“. Mir nichts dir nichts ein Freilager um das andere in 1600 m Höhe. Ich mußte mit meinem hartnäckigen Ohrenleiden bei -8°C im Zelt übernachten.*

*Am 4. Dez. beim Angriff auf das Ml-..a [Mte. Meletta]-Massiv, herrschte eine sibirische Kälte. Gegen diesen Sturm half kein Schutzmittel mehr. (16. 12. 1917)*

Gewissermaßen zur Vervollständigung der Kriegserfahrungen wurde Pepi im Mai 1918 noch ins Ortlergebiet geschickt. Die Frontlinie verlief hier in großer Höhe über die Gipfel. Auf dem Ortler (3899 m) befand sich die mit mehreren Geschützen ausgestattete höchstgelegene Stellung des Weltkriegs. Auch in diesem, unmittelbar an die Schweiz angrenzenden Abschnitt blieben die Kämpfe unentschieden.

*Ich gehe morgen in Stellung (3401 m). Die Photos hast Du schon gesehen, wohin wir kommen. Bussole brauche ich dringend und habe sie auch in Ordnung erhalten. Ich habe mich zu einer schweren Aufgabe freiwillig gemeldet in der Hoffnung, das, was mir letztthin entgangen war, jetzt herein zu bringen. Seit*



Unterkünfte am Pasubio,  
Winter 1916/17

einer Woche plagt mich mein Ohrenleiden wieder, sodaß ich von Tag zu Tag herwartete und nicht abgehen konnte. Das wäre das größte Unglück, wenn jetzt meine Gesundheit ausließe, dann wäre alles verloren. Ich bin noch immer gleich niedergeschlagen und kann nicht froh werden. Eben erfuhr ich aus dem Verordnungs-Blatt, daß viele Oberleutn, die durch die Sturmgasse, die wir damals gebrochen hatten, erst hinter uns durchgekommen sind, mit dem Kronen-Orden dekoriert wurden. Das ist recht bitter, das Opfer der Ränke so eines Hundes von einem General zu werden. Jetzt kann ich mich dafür abschinden und das Leben aufs Spiel setzen, um das zu erreichen, was mir gebührt. Hätte ich den Orden bekommen, hätte ich mich definitiv ins Hinterland zurückgezogen und mich einmal meiner Gesundheit und meiner Zukunft gewidmet. (5. 5. 1918)

Über die „schwere Aufgabe“ erfahren wir aus Pepis Korrespondenz nichts Näheres. Es handelte sich um einen der Stollen, die durch Gletschereis in Richtung auf die italienischen Stellungen vorgerieben wurden. Das Ende des Krieges und der Untergang der alten Welt waren dadurch auch nicht mehr aufzuhalten. Der letzte Brief datiert

vom 31. 10. 1918: Ich habe am 18. d. M. eine Art Schwammvergiftung durchgemacht. Es gab hier in der Stellung einen Tag nichts zu essen und so aßen wir getrocknete Schwämme. Mir wurde gleich sehr schlecht, bekam Brechdurchfall und große Schmerzen. Erst nach einem neuerlichen Erbrechen wurde es besser. Ich bin immer noch schwach. Seit gestern bin ich wieder Abschnittskmdt., da der Hauptmann mit Grippe ins Spital abging.

Ich studiere recht fleißig. Hier herrscht erbärmliche Kälte  $-20^{\circ}$ – $-18^{\circ}$ . Fortwährend müssen wir heizen. Herrliches Wetter. Vom Feind ziemlich unbelästigt. Ich habe eine Aktie zu 600 K zur Kommanditgesellschaft „Herold“ gezeichnet. Wenn zu Dir die Aufforderung zur Einzahlung der Summe kommt, so bitte ich dies zu besorgen. Wir leben jetzt elend. Gestern abend erfuhren wir von der Räumung Venetiens. Ich bin über all diese Vorgänge ganz niedergeschmettert. Wenns so weiter geht, werden wir bald zu Hause sein. Von Anna habe ich einige Briefe erhalten, in denen sie etwas einlenkt.

Auf dem Kuvert hat Vater Heinrich vermerkt: „Pepi angekommen am Donnerstag 6 1/2 h abds 7/11 918.“

## Literatur

Walter Klier: Leutnant Pepi zieht in den Krieg. Limbus Verlag, Innsbruck 2008; Taschenbuchausgabe 2014

# Der Krieg als große Bühne

Die Kriegsberichterstatlerin Alice Schalek

>> **Ingrid Runggaldier**

*Alice Schalek war Journalistin, Fotografin, Vortragsreisende und Bergsteigerin. Sie wurde durch ihre Tätigkeit als Kriegsreporterin im Ersten Weltkrieg bekannt. Ihre Reportagen und Vorträge erfreuten sich großer Beliebtheit und trugen dazu bei, die Kriegsbegeisterung in der Bevölkerung hochzuhalten. Heute gelten sie weithin als Dokumente der Propaganda und Kriegshetze. Allerdings steckt mehr hinter dem Bild des sensationslüsternen, fanatischen Frauenzimmers, das Karl Kraus in seinem berühmten Kriegsdrama „Die letzten Tage der Menschheit“ von ihr zeichnete. Tatsächlich war Alice Schalek eine interessante, vielschichtige und schillernde Persönlichkeit, deren Leben von den wechselvollen Ereignissen des 20. Jahrhunderts geprägt war.*



Alice Schalek wurde am 21. August 1874 in Wien geboren. Sie wuchs in einer großbürgerlichen, liberal gesinnten jüdischen Familie zusammen mit drei Geschwistern auf. Ihr Vater Heinrich Schalek war im Jahr zuvor von Prag nach Wien gezogen, wo er eine sogenannte Annoncen-Expedition, eine Vorläuferin heutiger Werbeagenturen, gegründet hatte. Es handelte sich damals um die erste Agentur dieser Art in Österreich. Als junges Mädchen besuchte Alice das Wiener Lyzeum des Frauenerwerbvereins. Sie lernte mehrere Sprachen und hatte die Gelegenheit, mit ihrer Familie verschiedene Reisen an die Adria und nach Südtirol zu unternehmen. Anfang des 20. Jahrhunderts, als sie sich dem dreißigsten Lebensjahr näherte, trat sie erstmals als Schriftstellerin an die Öffentlichkeit: 1902 erschien unter dem Pseudonym Paul Michaely ihr Roman „Wann wird es tagen?“, 1905 folgten die Romane „Das Fräulein“ und „Auf dem Touristendampfer“.

Schaleks wichtigstes berufliches Tätigkeitsfeld war jedoch der Journalismus. 1903 wurde sie Feuilletonredakteurin der „Neuen Freien Presse“ in Wien, für die sie in der Folge fast dreißig Jahre lang, unter anderem auch als Kriegsberichterstatlerin, tätig war. Sie war die erste Frau, die in den Presseclub „Concordia“ aufgenommen wurde, und Vorstandsmitglied des Vereins der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen in Wien.

1904 konvertierte sie unter dem Druck des Antisemitismus zum Protestantismus, wie viele jüdische Bürger ihrer Zeit. Zwischen 1903 und 1935 reiste Schalek mehrmals um die Welt. Sie fuhr zunächst nach Nordafrika, Ägypten und Palästina und schließlich weiter nach Indien. 1912 erschien ihr erstes Reisebuch „Indienbummel“, dem einige Zeit später „In Buddhas Land. Ein Bummel durch Hinterindien“ folgte. 1913 führte sie eine Reise zum Bergsteigen nach Neuseeland. Es folgten Reisen nach Samoa, Japan, Hawaii und Nordamerika. 1925 erschien ihr Buch „Japan, das Land des Nebeneinander. Eine Winterreise durch Japan, Korea und die Mandschurei“. Schalek war – abgesehen von Ida Pfeiffer etliche Jahre vor ihr – die erste österreichische Weltreisende, die ihre Reisen aus beruflichen Gründen unternahm und in der Lage war, davon zu leben. Ihre Fähigkeiten, diese Reisen sowohl schreibend als auch fotografisch gekonnt zu dokumentieren, machten sie ab 1914

auch zu einer erfolgreichen Vortragsreisenden. Einer ihrer Vorträge trug den Titel „Mit der Kamera um die Erde“. In der Wiener Urania war Schalek die erste Frau, die Vorträge halten durfte. Als sie zu Kriegsbeginn das Schwarz-Gelbe Kreuz, eine karitative Organisation für Kriegsgeschädigte, mitbegründete, wurde ihr 1915 die Salvator-Medaille der Stadt Wien verliehen.

### Abseits der traditionellen Frauenrolle

Schaleks Rolle im Ersten Weltkrieg ging jedoch über die karitative Tätigkeit, der sich viele Damen der höheren Gesellschaftsschichten widmeten, weit hinaus. Sie war Österreichs erste Kriegsreporterin und wohl auch weltweit eine der ersten Frauen in einer derartigen Rolle. Als Mitglied des k. u. k. Kriegspressequartiers besuchte sie zwischen 1915 und 1917 verschiedene Frontabschnitte in Tirol, Serbien, Galizien und am Isonzo, um von dort zu berichten. Sie interviewte die Offiziere und Soldaten, schrieb Reportagen und fotografierte die Kriegsschauplätze. Über ihre persönlichen Erfahrungen und Eindrücke an der Front hielt sie Vorträge, die sich außerordentlicher Beliebtheit erfreuten und dazu beitrugen, die Begeisterung der Bevölkerung für den Krieg hochzuhalten. Allein ihr Vortrag über die Kämpfe am Isonzo, den sie in über zwanzig Städten Österreichs und Deutschlands hielt, wurde von Zehntausenden Zuhörern besucht. Aus ihren Aufenthalten an der Front während der ersten Kriegsjahre entstanden die beiden Publikationen „Tirol in Waffen“ (1915) und „Am Isonzo“ (1916). Beide wurden auch noch Jahre nach dem Krieg mehrfach aufgelegt. Für ihre propagandistische Tätigkeit wurde ihr 1917 das „Goldene Verdienstkreuz mit der Krone am Bande der Tapferkeitsmedaille“ verliehen – eine sehr ungewöhnliche Auszeichnung für eine Frau.

Ihre Liebe zum Bergsteigen beeinflusste sowohl Schaleks Reisetätigkeit als auch ihre Arbeit als Kriegsreporterin. Es gab ihr die Möglichkeit, ihre Abenteuerlust und ihren Drang nach Freiheit auszuleben sowie ihre Körperlichkeit zu fühlen. Sie empfand das Bergsteigen als eine Art Lebensschule, als ein Erprobungsfeld, auf dem sie sich beweisen konnte, und als eine Beschäftigung, die in gewissem Maße zu ihrer Emanzipation beitrug, ohne dass sie deshalb gegen gesellschaftliche und moralische Regeln verstoßen hätte.

**Alice Schalek in Begleitung einer Gruppe von Soldaten, 1915**

© Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek



Alice Schalek als Kriegsberichterstatterin in Tirol, vermutlich 1915 und dekoriert mit dem Goldenen Verdienstkreuz, 1917

© Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek

Wie viele Bergsteiger und Bergsteigerinnen aus dem Wiener Großbürgertum war auch Schalek Mitglied der Sektion Austria des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Dem ursprünglich liberalen Verein gehörten prominente Persönlichkeiten an, so etwa der österreichische Finanzminister Eugen Böhm, der Bankier Albert Rothschild oder Frauen wie Mizzi Langer-Kauba, die Betreiberin des ersten Geschäftes für alpine Bekleidung und Ausrüstung in Wien. Was Schalek empfand und wie sie reagierte, als sie 1921 nach langjähriger Mitgliedschaft aus dem Verein ausgeschlossen wurde, weil sie Jüdin war, kann man nur erahnen. Gegen Rassenhass und Verfolgung konnten sich die Betroffenen weder durch Anpassung noch durch Konversion schützen.

Schalek widmete dem Bergsteigen verschiedene Feuilletonbeiträge und Novellen. In ihren Kriegsreportagen „Tirol in Waffen“ und „Am Isonzo“ zeigte sich Schalek als Kennerin der Berge und routinierte Bergsteigerin. Beide Publikationen waren für sie auch eine Art Plattform, auf der sie ihre eigene bergsteigerische Erfahrung der Öffentlichkeit kundtun konnte. Schalek, die ihre Sommer seit ihrer Kindheit im Gebirge verbracht hatte, war mit den Techniken des Bergsteigens gut vertraut. Als sie sich während des Krieges berufsbedingt in den Bergen wiederfand, merkte sie aber schon beim ersten Aufstieg, dass das Bergsteigen nun anderen Gesetzen gehorchte:

*Der Leutnant hat seine touristische Erziehung vergessen und führt durch die Mittagshitze mit Riesenschritten aufwärts. Das Gehen ist nicht mehr Sport, es ist nur mehr Mittel zum Zweck. Der Krieg zeigt sich*

*auch in solchen winzigen Nuancen und eigenartig wirkt es auf mich, dass ich hier bekannten Führern begegne, die in Uniform sind und nicht mir zu Diensten stehen. [...] Sie machen jetzt die gefährlichen Patrouillengänge, sie versorgen die vorgeschobenen Beobachtungsposten, ihre bewährte Bergsteigerei dient dem Vaterland. („Tirol in Waffen“, S. 24)*

Als sie sich ein Jahr später an die Isonzofront – „einem der furchtbarsten Schauplätze unter den Kriegstheatern“ – begab, begann der Aufstieg zunächst wie eine Sommerlandpartie, die Atmosphäre ist befremdend: *Nein – solch seltsame Bergtour habe ich noch nie gemacht. Sind das nicht Orchesterklänge, die über den vereisten Hang herüberquellen? Ein Berg im Schnee mit Granaten, Leichen und Musik – eine sonderbarere Zusammenstellung findet sich wohl nicht leicht. Während ich den reizvoll die Wände entlang wehenden Akkorden lausche, die vom Lager kommen, höre ich die Meldung des Kadetten mit halbem Ohr, der dem vom Urlaub einrückenden Vorgesetzten entgegengelaufen ist. Sie haben in meine Bude geschossen ... („Am Isonzo“, S. 220)*

### In die Bude geschossen

Die Lässigkeit, der eigentümlich lockere und unbeschwerte Ton, mit denen Schalek in ihren Kriegsreportagen von Märschen, Schlachten und Stellungen berichtet, verwandelt die tragische Realität in eine Art Theater, in dem die Leserschaft fußfrei und sicher in der ersten Reihe sitzt.

An der Tiroler Front kannte Schalek viele der als Offiziere tätigen Bergführer. In ihrer Reportage „Tirol in Waffen“ betont sie ihre Freundschaft mit ihnen. Sie bezeichnet sie als „Helden des Krieges und Retter des Vaterlands“ – und als ihre besten Lehrer, von deren „einfacher Weisheit“ sie in den verschiedensten Lebenssituationen profitiert habe. Das Kapitel über die Tiroler Führer nutzt Schalek auch, um über ihre eigenen Touren zu schreiben. Dabei erwähnt sie als ersten Sepp Innerkofler, „der den Heldentod fürs Vaterland starb und [...] mit der goldenen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet wurde“. Mit ihm hatte sie als junge Frau den Cristallo bestiegen, jenen „Riesendolomit, der wie ein Wächter unser Österreich gegen Italien sperrt, mit mächtiger Tatze vorgehend: Wehe dem, der an mir vorbei will!“

Sie berichtet, wie sie mit Innerkofler bereits viele Stunden von Schluderbach über den endlosen

Gletscher bis zum Einstieg des Berges gegangen war, wo die kurzweilige Kletterei beginnen sollte, als es zu regnen begann und sie umkehren mussten. Zurück im Tal, war sie verärgert und enttäuscht über die verpasste Tour, wollte ihren Bergführer jedoch – wie in solchen Fällen üblich – entlohnen. Angeblich wehrte dieser aber ab und führte seinen Gast tags darauf bei schönstem Wetter auf den Gipfel. Schalek zitiert ihn mit den Worten: „Was Ang’fangtes sein lass’n? Nein, allweil dahinter her muaß ma bleib’n, bis’s g’schafft ischt.“

Geschickt verknüpft die Autorin Kriegsereignisse mit ihren eigenen Erlebnissen. Sie bestätigt sozusagen aus eigener Erfahrung, dass Bergführer – besonders die österreichischen – in moralischer und ethischer Hinsicht vorbildliche Persönlichkeiten wären. Schalek schreibt in ihrer Reportage:

*Der Tiroler Führer ist seinem Herrn nicht nur Helfer und Träger, nicht nur der vielseitige Hausvater der Hütten, in denen er für ihn kocht, putzt und sorgt, er ist ihm auch ein unterhaltsamer Genosse, ein lustiger, nie verdrossener Kumpan.*

Die Tiroler Bergführer würden nicht, wie so viele andere, vorrangig ans Geld denken, sondern die Ehre an oberste Stelle setzen. Beispielsweise hätten sie ihr oder anderen Gästen niemals eine überhöhte Rechnung präsentiert. Einen Bergführer wie Anton Plank, mit dem Schalek vor dem Krieg die meisten ihrer Klettertouren in den Dolomiten unternommen hatte, bezeichnet sie gar als einen Philosophen. Österreich, so meint Schalek, habe den Bergführern viel von seinem Ruhm zu verdanken. Sie seien „Österreichs Kriegserzieher“, beispielhaft an Selbstüberwindung, Selbstlosigkeit und Gutmütigkeit. Anders als ihre Kollegen im „feindlichen Italien“ und anderswo, die oft schmutzig, dem übermäßigen Trinken nicht abgeneigt und insgesamt unzuverlässig und verschlagen seien, hätten die Tiroler Bergführer einen tadellosen Charakter und Lebenswandel.

Für ihre Kriegsreportagen begleitete Schalek Offiziere und Soldaten bei langen Märschen zu den Stellungen an der Front. Dort hielt sie sich tage- und wochenlang auf, um die Kriegereignisse hautnah mitzerleben, zu fotografieren und Interviews mit den Soldaten zu führen. Während manche ihrer männlichen Kollegen sich damit begnügten, die Informationen für ihre Reportagen in einem Offizierskasino zu sammeln, geriet sie



**Eine Aufnahme von Alice Schalek: Drill beim Grandhotel am Karersee, 1915**

© Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek

zuweilen in gefährliche Situationen. Ihre Tätigkeit galt damals als eine unerhörte Kühnheit für eine Frau. Ihr selbst war die Tatsache durchaus bewusst, dass sie als Kriegsberichterstatlerin wie kaum eine andere Frau „im Einsatz für ihr Vaterland“ stehen konnte. Vermutlich war der Enthusiasmus darüber einer der Gründe für ihre exaltierte Kriegsbegeisterung. Die Dankbarkeit und Verehrung, die sie in den Widmungen ihrer beiden Kriegsbücher an Generalmajor Maximilian R. v. Hoen (den Chef des Kriegspressequartiers) und an Generaloberst Svetozar Boroëvić von Bonja (den Kommandanten der Isonzo-Armee) ausdrückt, entsprang auch ihrer persönlichen Verpflichtung gegenüber jenen, die ihr die ungewöhnliche Arbeit ermöglicht hatten.

Schalek schreibt ihre Kriegsreportagen anregend und spannend und lässt ihre Leserschaft direkt am Geschehen teilhaben. Dennoch wirkt ihre Diktion aus heutiger Sicht sehr befremdlich: Die Autorin stellt den Krieg verklärend als Spektakel dar, ja sie verherrlicht ihn sogar. Ihr Chauvinismus, ihre Verachtung für alles „Feindliche“, ihr Kriegsrausch und ihre Kampfparolen erscheinen selbst im Kontext ihrer Zeit unverhältnismäßig. Das Töten und Morden geraten zum folkloristischen Schauspiel, der Krieg wird zur nationalen Verbesserungsinstitution idealisiert, wenn sie beispielsweise schreibt: *Wieso habe ich vor dem Kriege all die prächtigen Gestalten niemals gesehen, denen ich nun täglich begegne? In der Stadt gab es nur unscheinbare, kleinliche, selbstsüchtige Menschen, die jämmerlich farblos waren. Hier wirkt jeder wahrlich*



Lageralltag in einem Camp des 27., 34. und 67. Regiments, fotografiert von Alice Schalek, vermutlich 1917

sogar körperlich größer als daheim, jeder ist eine unvergessliche Erscheinung, jeder ist eine Persönlichkeit. Ja – der Krieg amerikanisiert. („Tirol in Waffen“, S. 69) Wenige Seiten weiter heißt es: *Nennt es Vaterlandsliebe, ihr Idealisten; Feindeshass, ihr Nationalen; nennt es Sport, ihr Modernen; Abenteuer, ihr Romantiker; nennt es Wonne der Kraft, ihr Seelenkennner: ich nenne es freigewordenes Menschentum.*

### Bedenkenloser Chauvinismus

Ihre nationalistischen Ressentiments bringt Schalek an zahlreichen Textstellen zum Ausdruck. So etwa an folgender: *Oben auf einem Joch fühle ich zum ersten Mal etwas wie Genugtuung beim Anblick der Verwandlung eines Dolomitenhotels in ein Militärquartier. Wie verächtlich hatte seinerzeit der vornehme Wirt uns Bergsteiger abgefertigt – gelten doch in keinem Lande der Welt die Kleider so viel wie in Italien und das Passhotel war geradezu eine italienische Kolonie gewesen – und da wir nicht nur schäbig aussahen, die wir durchnässt und zerzaust von der Marmolata kamen, sondern auch deutsch sprachen, wurden wir in Bodenkammern gesteckt und bei Tische nicht ordentlich bedient. Die geschminkten, spitzenumwogten Signoras aber taten sich breit, was immer sie auch für ein Handwerk ausüben mochten. Wo ist jetzt der Hotelier? Spurlos verschwunden. Ah! Das tut wohl! Und noch dazu auf Nimmerwiedersehen; denn nach dem Krieg – so hoffen wir – wollen wir stark genug sein, Herren im eigenen Haus zu bleiben, zur Ungemütlichkeit haben wir*

*uns jetzt das Recht und die Kraft mit kostbarem Blut erkaufte. Nun ist das Joch so wundervoll reingefegt, wir fühlen, dass hier unser Vaterland ist. („Tirol in Waffen“, S. 63)*

Dass Schalek für ihre Äußerungen auch in Österreich nicht nur Zustimmung erntete, ist nicht verwunderlich. Karl Kraus kritisierte, dass sie vom Krieg in einer bedenklichen Verquickung von Mord und Geschäft, von Frontbericht und Touristik berichtete. Für ihn waren ihre Schilderungen eine unerträgliche Mischung von Bestialität, weiblicher Neugier und Blutrünstigkeit, schlichtweg „ein unerhörter Skandal“. Er verachtete die gleichaltrige Frau des Großbürgertums, nannte sie ein „Kriegsgräuel“, „eine Schlachtenbummlerin“ und ein „kleines Talent“, das sich als Helfershelferin einer Menschheitstragödie hergab. Schaleks Bruder Norbert forderte ihn deshalb zum Duell heraus, dem sich Kraus jedoch nicht stellte. Alice Schalek reichte daraufhin eine Ehrenbeleidigungsklage ein. Es kam zu einem Prozess, der sich über mehrere Jahre hinzog, bis Schalek die Klage 1919 schließlich zurückzog. Wenn auch nicht direkt, so hatte die Kontroverse doch Folgen für Schaleks Tätigkeit als Kriegsberichterstatteerin. 1917, nach einer parlamentarischen Interpellation gegen sie, sah sich das Kriegspressequartier veranlasst, Schalek zu entlassen. Die von ihr beantragte Auszeichnung „Schwerter zur Kriegserinnerungsmedaille“, eine seltene Auszeichnung, die an Zivilisten vergeben wurde, die feindlichen Angriffen getrotzt hatten, wurde ihr nicht verliehen, vielleicht auch weil sie eine Frau und Jüdin war. Wo auch immer die Gründe lagen, die Entscheidung schmerzte und ärgerte sie.

Dass bei all der ihr zu Recht entgegengebrachten Kritik auch Frauenfeindlichkeit mit im Spiel war, zeigt der Umstand, dass männliche Kriegsreporter mit einem ähnlichen Vokabular ungleich weniger angefeindet und verhöhnt wurden als das „Fräulein Schalek“. Schalek war in eine Männerdomäne eingedrungen.

Nach dem Krieg setzte Alice Schalek ihre Tätigkeit als Reisereporterin fort. In den Zwanziger- und Dreißigerjahren reiste sie erneut nach Indien und Japan. Sie fuhr nach Chile, Argentinien und Brasilien, später nach Tanganyika (Tansania), Uganda und Rhodesien (Zimbabwe). 1935 bereiste sie den Nahen Osten und berichtete unter an-

derem über das Kibbutz-System in Palästina. Besondere Beachtung schenkte sie den Frauen und ihren Lebenszusammenhängen in den verschiedenen Ländern der ganzen Welt. Dabei pflegte sie auch Beziehungen zur internationalen Frauenbewegung und zu Frauenorganisationen aller Art. Sie hatte zudem die österreichische Zweigsektion des „Business and Professional Women's Club“ und des „Soroptimist Club“ mitbegründet. In den Zwanzigerjahren begann sie mit dem Kommunismus zu sympathisieren. Ihr Buch „Der große Tag“ erschien 1930 in Moskau. Ihre Reportagen, die anfänglich noch exotisch anmuteten, veränderten sich im Lauf der Zeit. Sie wurden neutraler und zeugten von einem realen Interesse für die Lebenssituationen der Menschen weltweit. So entwickelte sie sich zunehmend zu einer engagierten Auslandsjournalistin. Außerdem war sie, wie bereits vor dem Krieg, als Fotografin tätig und füllte mit ihren Lichtbildervorträgen weiterhin die Säle.

Alice Schalek war mit vielen bekannten Zeitgenossen und Zeitgenossinnen befreundet, so etwa mit den Schriftstellern Stefan Zweig, Marie von Ebner-Eschenbach und Arthur Schnitzler. Wäh-



rend ihrer langjährigen Karriere als Journalistin interviewte sie weltbekannte Persönlichkeiten, darunter Mahatma Gandhi, Rabindranath Tagore, George Bernard Shaw und Albert Einstein.

### Gelebte Zeitgenossenschaft

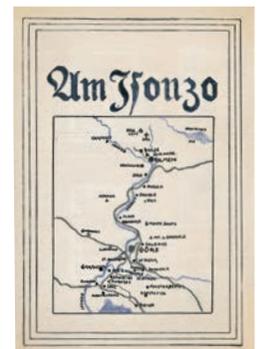
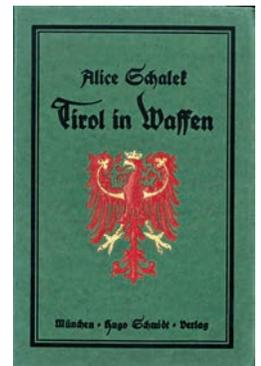
1934, zu ihrem sechzigsten Geburtstag, wurde die Journalistin noch im „Wiener Tagblatt“ gewürdigt, doch mit dem Jahr 1938 nahmen für sie, wie für so viele jüdische Bürger und Bürgerinnen in Österreich und Deutschland, die Schwierigkeiten und systematische Ausgrenzung massiv zu. Unter anderem wurde sie von den Nazis wegen des Verdachts der Gräuelpromaganda verhaftet. Den Vorwand lieferten Fotos, die sie von einem Faschingsumzug in Palästina gemacht hatte, in denen angeblich der Nationalsozialismus verhöhnt wurde, und die bei ihr zu Hause aufgestöbert worden waren. Dank ihrer Beziehungen zum englischen PEN-Club gelang es ihr, eine vorübergehende Freilassung zu erreichen und über die Schweiz nach London zu fliehen. 1940 emigrierte sie nach New York. Dort lebte sie zurückgezogen bis zu ihrem Tod im Jahr 1956. Die letzten Lebensjahre verbrachte sie in einem Pflegeheim.

Alice Schalek, die nie geheiratet hat und sich selbst immer als Journalistin begriff, vermachte ihren fotografischen Nachlass der „Second Presbyterian Church“, einer kleinen presbyterianischen Gemeinde in New York, der sie angehörte und die sich zu einem Großteil aus österreichischen Emigrantinnen und Emigranten zusammensetzte. Heute befindet sich die Sammlung von etwa 6000 Fotografien in der Österreichischen Nationalbibliothek.

### Literatur

1999 widmete das Jüdische Museum in Wien Alice Schalek eine Ausstellung und eine entsprechende, von den Ausstellungskuratoren herausgegebene Publikation, die Grundlage der Recherchen zu diesem Beitrag bildet: Krasny, Elke und Marcus Patka, Christian Rapp, Nadia Rapp-Wimberger. Von Samoa zum Isonzo. Die Fotografin und Reisejournalistin Alice Schalek, Wien 1999.

Der vorliegende Beitrag entspricht in weiten Teilen dem gleichnamigen Text in: Ingrid Runggaldier: Frauen im Aufstieg. Auf Spurensuche in der Alpingeschichte. Edition Rhaetia, Bozen 2011.



Die beiden Kriegsbücher von Alice Schalek

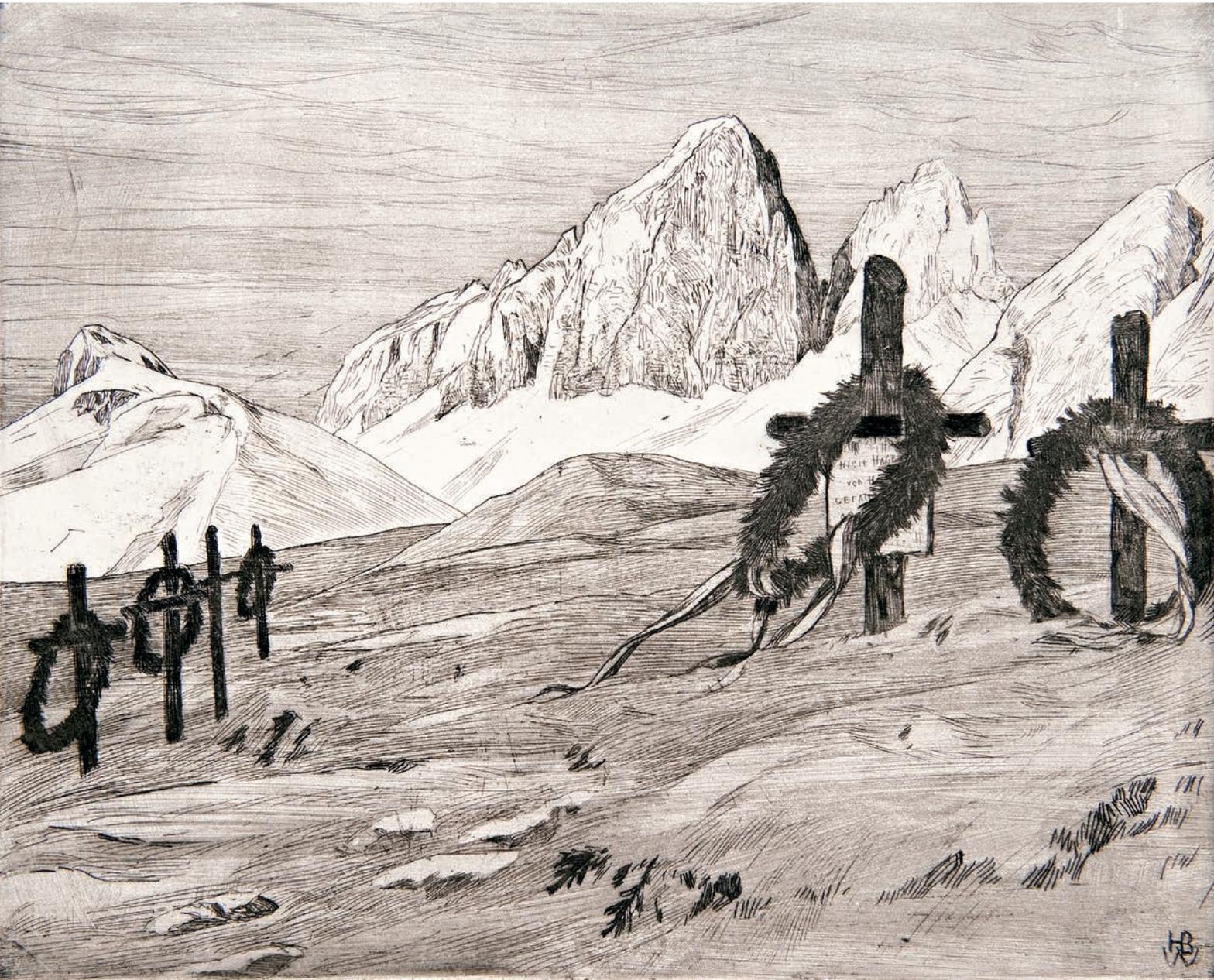
Postkarte mit der von einem unbekanntem Soldaten stammenden Karikatur von Alice Schalek als „Stellungsschreck“

© Wiener Stadt- und Landesbibliothek, Karl Kraus Archiv

# Der Gebirgskrieg und seine Musealisierung

Carl Müller und die Kriegssammlung des Alpinen Museums in München

>> **Martin Achraier**



Schon im ersten Jahr des Weltkriegs entstanden in allen kriegsführenden Ländern Kriegssammlungen: 235 sind derzeit dokumentiert.<sup>1</sup> Kriegsausstellungen wurden von kleinen Institutionen und militärischen Einheiten ebenso veranstaltet wie etwa vom Deutschen Roten Kreuz, dem österreichischen Kriegspressequartier oder den großen Bibliotheken und Museen. Museum und Bücherei des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins schlossen sich nach dem Kriegseintritt Italiens diesem Trend der Zeit an. Federführend war dabei Museumsdirektor Carl Müller (1865–1946), der noch während der Kämpfe Ausstellungsstücke zu sammeln begann.

Der über fünfzigjährige Landgerichtsrat a. D. und Direktor des 1911 eröffneten Alpen Museums in München erlebte in den Jahren 1916 bis 1918 an verschiedenen Schauplätzen den Weltkrieg. „*Wie Sie wissen*“, schrieb er an den Redakteur der „Karnisch-Julischen Kriegszeitung“ im Herbst 1917, „*war ich alter Staatskrüppel im Dienste des Roten Kreuzes an der Westfront, in den Karpathen und in Rumänien und habe die Schrecken des Krieges kennen gelernt; aber ich bin unendlich dankbar, daß es mir vergönnt war, an die Front der 10. Armee zu kommen, wo ich zum erstenmal den Alpenkrieg mit eigenen Augen sah.*“ Als erfahrener Alpinist, der geglaubt hatte, die Grenzen des Möglichen zu kennen, kam er aus dem Staunen nicht mehr heraus: *Wie viele tausende von Wegen sind mit unendlicher Kraftanstrengung ausgesprengt, wie viele kühne Steige sind da angelegt mit Leitern und Stricken und Brücken über Fels und Eis, wie viele Kavernen dem Fels abgetrotzt! Und da hausen und arbeiten diese wackeren Männer Jahr um Jahr, keine Stunde ihres Lebens sicher, fast alle menschlichen Genüsse entbehrend, mit einfacher Kost zufrieden. Sturmwind, Steinschlag, Blitzgefahr, Nacht und Nebel und viele andere Feinde bedrängen sie und das alles hindert sie nicht, Stellungen anzulegen, auszubauen und besetzt zu halten auf den höchsten Zinnen und Kämmen.*<sup>2</sup>

1 Julia Freifrau Hiller von Gaertringen (Hg.), *Kriegssammlungen 1914–1918*, Frankfurt am Main 2014. [www.kriegssammlungen.de/](http://www.kriegssammlungen.de/), Stand 16. 7. 2014.

2 *Karnisch-Julische Kriegszeitung*, 15. 10. 1917, S. 13 f. OeAV Archiv, KUL 1.12 bzw. anno.onb.ac.at

Müllers Begeisterung kam nicht nur in diesem zur Veröffentlichung gedachten Schreiben zum Ausdruck, sondern auch in einem kurzen Bericht an die Alpenvereinsleitung: *Ich habe die Stellungen in den Gailtaler-Alpen bis zur Kellerwand, am Wischberg und Deutsche Kanzel u.s.w. sehr eingehend, sowie Marmolata und Ortler flüchtig besichtigt und habe mich von meinem Erstaunen über die Leistungen des Militärs in jeder Beziehung noch gar nicht erholt*, schrieb er im September 1917.<sup>3</sup>

Auf diesen Reisen sammelte Müller Objekte für seine geplante kriegsgeschichtliche Abteilung im Alpen Museum, wobei er „*originelle Ausrüstungsgegenstände aus dem Alpenkrieg*“ ausdrücklich erwähnt, die er und Walter Schmidkuz mitgebracht hatten.<sup>4</sup> Hauptsächlich aber knüpfte er Kontakte, um nach Kriegsende in den Besitz interessanter Ausstellungsstücke zu kommen. Walter Schmidkuz (1887–1961) zählte zu den fleißigsten Beiträgern der Sammlung. Er gehörte – wie so viele andere bekannte Alpinisten – als „Alpinreferent“ einer militärischen Einheit der österreichisch-ungarischen Armee an. Auch Alfred Steinitzer (1862–1938), von Beginn an mit den kulturellen Einrichtungen des Alpenvereins verbunden, beschäftigte sich mit Müllers geplanter Kriegsabteilung. Er sah eine „*ganz neue Form der Beziehungen des Menschen zu den Bergen*“, die der Krieg geschaffen habe und die nun im Museum darzustellen wäre.<sup>5</sup>

### Pläne für eine Kriegsabteilung im Alpen Museum

Carl Müller hatte bereits im Sommer 1915 begonnen, eine „kriegsgeschichtliche Abteilung“ im Alpen Museum in München einzurichten: *Wenn jetzt begonnen wird Material zu sammeln, liesse sich wohl manches Interessante in wissenschaftlicher Beziehung, wie auch z. B. in Bezug auf die Ausrüstung der Skitruppen und des Alpenkorps und insbesondere auf deren Leistungen zusammenbringen; auch die Darstellung der italienischen Ansprüche auf ei-*

3 *Müller an Hauptausschuss (HA) des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins (DuOeAV)*, 25. 9. 1917. OeAV Archiv, KUL 1.12.

4 *Ebenda*.

5 *Alfred Steinitzer, Das Alpine Museum*, in: *Mitteilungen des DuOeAV Nr. 7 und 8*, 30. 4. 1917, S. 42–45, hier S. 45.

Hans Beat Wieland, Soldatengräber am Pordoijoch. Dem Alpen Museum gewidmet. Radierung

© Alpenverein-Museum Innsbruck



Landgerichtsrat a. D. Carl Müller, Direktor des Alpinen Museums in München, um 1930

Diese und alle folgenden Abbildungen © Alpenverein-Museum Innsbruck, Laternbildsammlung

ner Landkarte wäre vielleicht nicht von der Hand zu weisen.<sup>6</sup> Die Vereinsleitung stimmte ihm zu und teilte seine Ansicht, „dass man mit dem Sammeln jetzt schon beginnen soll“. Selbstverständlich komme dabei nur rein alpines Material in Betracht, „und zwar in dem Umfang, wie es die Raumverhältnisse des Museums gestatten“.<sup>7</sup>

Ein Vorbehalt, der angesichts des mit Objekten aller Art bereits prall gefüllten Museums nicht unangebracht schien. Die Sammlung bestand fast ausschließlich aus Geschenken, die in wenigen Jahren zusammengekommen waren. Das Alpine Museum sollte, so die weitschweifige Absicht bei der Gründung, „die Beziehungen des Menschen zu den Bergen in den verschiedenen Zeiten und Formen“ veranschaulichen „im Aufbau der Gebirge, ihren Gletschern, ihrem Pflanzenkleid, in ihrer Belebung durch die Tierwelt“. Der Volkskunde sei „besondere Beachtung“ zuzuwenden, und nicht zuletzt wäre noch „die Turistik“ in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu berücksichtigen<sup>8</sup> – ein Programm also, das zur völligen Überladung führen musste. Schon 1914 – nur drei Jahre nach der Eröffnung – war eine Erweiterung oder ein Neubau grundsätzlich beschlossen worden.<sup>9</sup> Univ.-Prof. Eduard Brückner (1862–1927) als Museumsreferent der Vereinsleitung empfahl, den Ausbauplänen eine gezielte Richtung zu geben. Im Vordergrund habe „die Alpinistik zu stehen und alles was mit ihr und der touristischen Erschließung der Alpen in Beziehung steht“. Naturgeschichte, Volkskunde oder auch die Geschichte der Kartographie hätten dagegen keinen Platz in der Ausstellung.<sup>10</sup> Diese Empfehlung äußerte er gerade eine Woche vor der Kriegserklärung – und damit blieb alles beim Alten.

Carl Müller indes scheint bereits im ersten Kriegsjahr eine bildliche Vorstellung einer Kriegsausstellung entwickelt zu haben. Einer der wichtigsten Programmpunkte wäre, „den grossen Nut-

zen, den die Hütten- und Wegebauten des Alpenvereins, sowie seine sonstige bisherige Tätigkeit den Truppen gewährt haben, in irgend einer Weise vorzuführen“. Als geeignete Gegenstände betrachtete er zunächst Übersichts- und Spezialkarten über alle Alpengebiete, in denen Kämpfe stattgefunden haben; Darstellungen aus Zeitschriften sowie Fotografien von Kriegsteilnehmern und eine „Sammlung von Porträts besonders verdienstvoller alpiner Kämpfer, wie z. B. Sepp Innerkofler. Auch die Leistungen der „skifahrenden Truppen“ seien zu würdigen.“<sup>11</sup>

Im November 1915 holte sich Müller in der Alpenvereins-Bücherei Fotografien der mittlerweile neun zerstörten Schutzhütten. Ganz Jurist, richtete er zunächst eine Eingabe an das königlich-bayerische Zensur-Amt des Kriegsministeriums, ob er diese Fotos der Hütten denn zeigen dürfe. Das Zensur-Amt genehmigte die Ausstellung mit einer Ausnahme, wurde im Zuge dessen aber auf die Institutionen des Alpenvereins aufmerksam. Denn während nun im Museum offiziell genehmigt vier Fotografien aus der Hohen Tatra und acht Abbildungen der zerstörten Hütten „als erste Vorläufer der [...] geplanten kriegsgeschichtlichen Abteilung“<sup>12</sup> gezeigt wurden, hatte Aloys Dreyer (1861–1938), Leiter der Alpenvereins-Bücherei, bereits ohne weitere Rücksprache „eine ansehnliche Sammlung aller Bilder, Panoramen, Karten und Bücher, die sich auf die gegenwärtigen Gebirgskämpfe beziehen, zur Besichtigung ausgestellt.“<sup>13</sup> Das Zensur-Amt sprach Müller auf diese nicht genehmigte Ausstellung an, der aber „bei der grossen Empfindlichkeit und Reizbarkeit des Herrn Dr. Dreyer nicht als dessen Zensor erscheinen“ wollte. Letztlich erhob die Behörde aber gegen die Ausstellung in der Bücherei keine Bedenken, weil es, wie Müller berichtete, „den Besucherkreis der Bücherei für einen kleinen, mehr wissenschaftlichen und daher auch ungefährlicheren erachtete als den des grossen Publikums im Alpinen Museum.“<sup>14</sup>

6 Müller an HA, 7. 7. 1915. OeAV Archiv, KUL 1.10.

7 HA an Müller, 29. 7. 1915. OeAV Archiv, KUL 1.10.

8 Aus der Rede des Zentralpräsidenten des DuOeAV, Otto von Pfister, bei der Eröffnung des Alpinen Museums am 17. Dezember 1911. Zitiert nach Karl Müller, Das Alpine Museum, in: Zeitschrift des DuOeAV 1912, S. 1–14, hier S. 1.

9 Protokoll der XIV. Hauptausschuss-Sitzung des DuOeAV am 29. 5. 1914, OeAV Archiv, HA-Protokolle.

10 VA (gez. Brückner und Grienberger) an Sydow, 21. 7. 1914. OeAV Archiv, KUL 1.9.

11 Müller an HA, 11. 8. 1915. OeAV Archiv, KUL 1.10. Vgl. Karl Müller, Der Krieg und das Alpine Museum, in: Mitteilungen des DuOeAV Nr. 19/20, 31. 10. 1915, S. 195 f.

12 Alpines Museum, in: Mitteilungen des DuOeAV Nr. 21/22, 30. 11. 1915, S. 233.

13 Die Alpenvereinsbücherei, in: Mitteilungen des DuOeAV, Nr. 23/24, 31. 12. 1915, S. 248.

14 Müller an HA, 5. 11. 1915. OeAV Archiv, KUL 1.10.

An der Strenge der Zensur scheiterte nun aber die Kriegsausstellung im Museum – sie verbot Müller unter anderem, ein Relief des Gipfelaufbaus der Drei Zinnen zu zeigen.<sup>15</sup>

## Die Kriegsausstellung in der Alpenvereins-Bücherei

Die Ausstellung in der Alpenvereins-Bücherei hatte sich eher zufällig entwickelt. *Die Freunde unseres Hochgebirges, denen es nicht vergönnt war, für das Vaterland zu kämpfen, verfolgten eifrig auf den Karten die Vorgänge auf den Kriegsschauplätzen, namentlich in den ihnen wohlbekannten Alpengegenden. (...) Die lebhaftere Nachfrage nach Kriegsliteratur brachte die Büchereileitung auf den Gedanken, all dieses Material den Besuchern zur Schau zu stellen. Die anfangs noch in bescheidenem Rahmen sich bewegende Sammlung errang starken Anklang (...)*<sup>16</sup>

Neben Büchern und Karten, die zum größten Teil natürlich nicht aus-, sondern bereitgestellt wurden, war die Kriegsausstellung von grafischen Darstellungen und Fotografien geprägt. Ein inzwischen verschollenes Panorama vom Col di Lana mit einer Länge von knapp viereinhalb Metern, Ende der 1870er-Jahre von Felix Daberto in Buchenstein gemalt, war einer der Höhepunkte.<sup>17</sup>

Dreyer erweiterte die Ausstellung beständig: Im März 1916 nannte er 400 Bücher, 250 Karten, 50 Panoramen und 500 Bilder, also zusammen 1200 „Nummern“, über die ein eigener Zettelkatalog unterrichtete.<sup>18</sup> Im Sommer 1916 zählte man schon 3000 Stücke, zu denen jetzt auch bekannte Münchener Künstler großzügige Beiträge leisteten: *Rudolf Reschreiter steuerte neue Aquarelle aus dem Sextentale bei, E. T. Compton überließ uns aus seinen reichen Schätzen 30 Aquarelle von dem österreichisch-italienischen Kriegsgebiete und den Karpathen; Karl Kaltenmoser spendete 20 farbenfrische Bilder; Hans Beatus Wieland gab uns 12 Bilder und*



*Zeichnungen, die während des Krieges entstanden.*<sup>19</sup> Dreyer war keineswegs wählerisch. Seine Ausstellung widmete sich allen Kriegsschauplätzen und darüber hinaus auch der Schweiz, dem Orient und Japan. Ein Journalist nannte sie „die originellste und lehrreichste Kriegsausstellung“<sup>20</sup>, wobei in der Fülle des gezeigten Materials so manches wertvolle Stück unterzugehen drohte.

Die Alpenvereins-Bücherei hatte aber einen eingeschränkten Besucherkreis – darin sollte das Zensur-Amt Recht behalten. Bis zum Mai 1916 hatten nach eigenen Angaben „schon mehr als 1000 Personen“<sup>21</sup> die seit sieben Monaten laufende Ausstellung besucht – eine Zahl, die das Museum in nur einem durchschnittlichen Monat erreichte. Anfang November 1916 wurde die Ausstellung in der Alpenvereins-Bücherei geschlossen; bereits im Sommer 1917 zeigte Dreyer eine Schau über „Reiseziele nach dem Kriege“.<sup>22</sup>



Aloys Dreyer, Leiter der Alpenvereins-Bücherei, um 1930

Oben: Blick in eine Ausstellung in der Alpenvereins-Bücherei, 1937

15 Müller an HA, Jahresbericht für 1915, KUL 1.10.

16 Aloys Dreyer, Die Ausstellung alpiner Kriegsliteratur in der Alpenvereinsbücherei zu München, in: Mitteilungen des DuOeAV Nr. 5/6, 31. 3. 1915, S. 53 f.

17 Die Alpenvereins-Bücherei, in: Mitteilungen des DuOeAV, Nr. 23/24, 31. 12. 1915, S. 248.

18 Aloys Dreyer, Die Ausstellung alpiner Kriegsliteratur in der Alpenvereinsbücherei zu München, in: Mitteilungen des DuOeAV Nr. 5/6, 31. 3. 1915, S. 53 f.

19 Die Kriegsausstellung in der Alpenvereinsbücherei, in: Mitteilungen des DuOeAV, Nr. 15/16, 31. 8. 1916, S. 139.

20 Josef M. Jurinek, Die originellste und lehrreichste Kriegsausstellung, in Stadt-Anzeiger der Münchener Augsburgischer Abendzeitung, Zeitungsausschnitt ohne Datum. OeAV Archiv, KUL 2.30.

21 Die Kriegsausstellung in der Alpenvereinsbücherei, in: Mitteilungen des DuOeAV Nr. 9/10, 31. 5. 1916, S. 86.

22 Aloys Dreyer, Die Ausstellung der Alpenvereinsbücherei: Neue Reiseziele nach dem Kriege, in: Mitteilungen des DuOeAV, Nr. 15/16, 31. 7. 1917, S. 106–108.



Im Alpinen Museum ausgestellt: Franz Defreggers spätes Porträt von Sepp Innerkofler. Öl auf Holz, 1917

© Alpenverein-Museum Innsbruck

## Nach Kriegsende harren die Pläne der Ausführung

Im November 1919 räumte Müller ein, er „habe auch lange geschwankt, ob mit Rücksicht einerseits auf die beschränkten Raumverhältnisse, andererseits auf den unglücklichen Kriegsausgang eine kriegsgeschichtliche Abteilung im Alpinen Museum zur Ausführung kommen soll.“<sup>23</sup> Nachdem die Vereinsleitung dies aber nach wie vor befürwortete, legte er einen konkreten Plan vor: Das Museum soll einen Überblick darüber geben, „wie weit einerseits die Erschliessung der Alpen der Kriegführung vorgearbeitet hat und wie andererseits die Verteidiger über die bisherigen alpinen Leistungen noch weit hinaus gegangen sind“.

Die Technik sei „eines der wichtigsten Werkzeuge der Strategie“ in der „Unterjochung des Hochgebirges unter die blutigen Gesetze eines Krieges“ gewesen. Dies sei durch Modelle, Reliefs, Bilder, Karten, Diagramme usw. vorzuführen; das Andenken der Gefallenen und der Überlebenden solle durch die kriegsgeschichtliche Abteilung im Museum „für immer geehrt werden“.<sup>24</sup> Doch auch dieses Programm konnte kaum verwirklicht werden. Die Nachkriegszeit mit ihren politischen, sozialen und wirtschaftlichen Nöten brachte dem Museum lange Zeit keine Möglichkeit zur Erweiterung.

„Die Raumnot ist freilich arg“, schreibt Walter Schmidkunz in einem ausführlichen Rundgang durch das Museum im Jahr 1930, der als Sonderdruck einen aktuellen Museumsführer ersetzen

musste<sup>25</sup>: *Die geplante große Abteilung ‚Der Alpenkrieg‘ muß einstweilen – abgesehen von Zufallsproben – Papierplan bleiben.*

Diesem Museumsführer von Walter Schmidkunz verdanken wir die meisten Hinweise darauf, welche Teile der Kriegssammlung ausgestellt wurden – manche davon fand er besonders erwähnenswert.<sup>26</sup> So das Foto „jenes braven, berühmt gewordenen Zugspitzträgers, der den telephonischen Mobilisationsaufruf am 1. August 1914, der ihn von der Zugspitze in den Krieg und in den Tod riß, nachts 1 Uhr mit der freudigen Zusicherung kommentierte: ‚I kimm glei!‘“ In der Abteilung „Hygiene des Bergsteigens“ – der Begriff umfasste die medizinischen Aspekte – fanden sich Bilder, die die bergsteigerischen Leistungen von Bein- oder Armamputierten dokumentierten.

Unter den vier Dioramen zeigte das jüngste, von Rudolf Reschreiter gestaltete, die Südtiroler Dolomiten, betrachtet von einer Stelle „oberhalb des großen von breiten, offenen Spalten zerrissenen Marmolatagletschers, den einst die Kriegsfrente untergrub und überschnitt“.

Hans-Beat Wielands Bild der Ruine des zerstossenen Bamberger Hauses und Defreggers „von der müden Hand des 82-jährigen noch für das Museum gemalte Bildnis Sepp Innerkoflers“ waren ausgestellt, außerdem noch die Figurenskizze einer „betenden Kriegerfrau“ aus Egger-Lienz' großem Totentanz.

23 Müller an HA, 27. 11. 1919. OeAV Archiv, KUL 1.14.

24 Müller an HA, Entwurf eines Aufrufes, 27. 11. 1919. OeAV Archiv, KUL 1.14.

25 Walter Schmidkunz, *Das Alpine Museum des D. u. Oe. Alpenvereins*, München 1930.

26 Alle folgenden Zitate stammen aus dem erwähnten Museumsführer.

## Der Krieg im Alpinen Museum

Anfang Mai 1919 wurde das Alpine Museum selbst zu einem Nebenschauplatz des Bürgerkriegs, der zwischen der „Roten Armee“ der zweiten Münchener Räteregierung und der „Weißen Armee“ aus Reichswehr- und Freikorpsseinheiten entstanden war. An den Isarbrücken wurden Geschütze in Stellung gebracht, und am 2. Mai traf eine Granate der „Roten“ im Museum „hart unter dem Dachsim ein, glücklicherweise ohne viel Schaden anzurichten“. Eine Besatzung der „Weißen“ von 40 Mann quartierte sich vom 2. bis zum 8. Mai im Museum ein.

„Einige der Mannschaften hatten so großes Interesse für die ausgestellten Gegenstände, besonders für die Bilder der verstümmelten Bergsteiger u. dgl!“, hieß es in den Mitteilungen des Alpenvereins, „dass sie den Museumsleiter um Veranstaltung einer Führung ersuchten.“ Der alles andere als unblutige Bürgerkrieg in München wurde rasch zur Episode, während die Niederlage des Deutschen Reichs und Österreich-Ungarns die Gesellschaften in den Nachfolgestaaten tief prägte.

*Aus den Mitteilungen des DuOeAV 11/12 1919, S. 75.*

In dem durch die Überbauung einer offenen Terrasse neu geschaffenen „Everestsaal“ des Alpen Museums waren nun „jene Bilder und Tafeln einer werdenden Sonderabteilung, welche die technischen Wunder der Alpenfront und die unvergleichlichen Leistungen ihrer Verteidiger vor Augen führen will“, zusammengefasst.

Walter Schmidkunz' Text greift noch einmal die Bewunderung der technischen Fähigkeiten und Leistungen der Truppen auf, wie sie schon 15 Jahre zuvor praktisch unverändert zu lesen war: *Wie aus dem hier zugehörigen Marmolatarelief und vor allem aus den orientierenden Querprofilen hervorgeht, waren beide Berge von zahlreichen, oft kilometerlangen Stollen, die tief unter der Eisoberfläche dahinliefen, durchzogen, die als Zugänge zu den ausgedehnten unterirdischen Siedlungen und zu den Stellungen im Inneren der beiden Berge dienten. Im Gletschereis waren ganze „Eisstädte“, zu denen nie ein Sonnenstrahl hinabdrang, entstanden, in breiten Spalten waren Baracken, Lazarets und Magazine eingebaut, ja selbst ein eigenes Feldpostamt; in der blauen Tiefe riesiger unterirdischer Spalten kämpfte Mann gegen Mann und in heimlich-unheimlicher Miniarbeit fraß man sich, die vernichtenden Dynamittonnen bereithaltend, wechselseitig bis unter die gegnerische Stellung vor. Außerhalb der Gletscher sorgten unglaublich kühn gespannte Seilbahnen für Verbindung und Nachschub; mit ungeheuren Schutzbauten wurde über den Etappenlagern gegen die Lawinen, die vielen Tausenden von tapferen Soldaten hüben und drüben den Tod brachten, angekämpft. Es war heroisches Ringen gegen Elementarkräfte, die stärker, bösartiger und hartnäckiger waren als der Feind.*

1934 ließ Müller im Kellergeschoß „ein Stück Hochgebirgskrieg in wirklichkeitsgetreuer Nachbildung eines Stollens“ einbauen<sup>27</sup>, einen „Minenwerferstollen im Eis der Marmolata“<sup>28</sup>, von dem eine Fotografie erhalten geblieben ist. „Der Soldat in der Nische lenkt telefonisch mittels eines Außenbeobachters das Feuer des Geschützes. Ein Steigbaum führt hinauf auf den Gletscher“, lautet die knappe



Zwei Werke von Hans Beat Wieland: das Bildnis eines wachhabenden Soldaten, ohne Titel (oben) und „Patrouille am Ortler“ (unten)

© Alpenverein-Museum Innsbruck

Links: Kriegsstollen im Marmolatagletscher, Nachbau im Untergeschoß des Alpen Museums

© Alpenverein-Museum Innsbruck, Laternbildsammlung

Beschreibung im 1941 erschienenen Führer durch das Alpine Museum.<sup>29</sup>

Aus der geplanten kriegsgeschichtlichen Abteilung, wie sie sich Carl Müller vorgestellt hatte, war über die Jahrzehnte etwas ganz anderes geworden: Der Große Krieg war im ganzen Haus sichtbar; wo Platz gefunden wurde, stand oder hing ein Stück, das an Gebirgsfront, an die Technik, an die Verstümmelungen und Zerstörungen erinnerte.

Die Dioramen, der Kriegsstollen und viele andere Ausstellungsstücke sind schließlich dem nächsten, Zweiten Weltkrieg zum Opfer gefallen. Aus dem Museum konnten noch zahlreiche Gemälde, Reliefs und andere Objekte ausgelagert werden, während von der Sammlung der Bücherei nur ein kleiner Teil gerettet wurde. Fliegerbomben setzten dieser Erinnerung an den Ersten Weltkrieg ein Ende.<sup>30</sup>

29 Hermann Bühler, *Führer durch das Alpine Museum in München*, München 1941, S. 60.

30 Gebhard Bandler, *Alpindidaktik*, in: *Deutscher Alpenverein/Oesterreichischer Alpenverein/Alpenverein Südtirol (Hg.), Berg Heil! Alpenverein und Bergsteigen 1918–1945*, Köln-Wien-Weimar 2011, S. 507–556, hier S. 556.

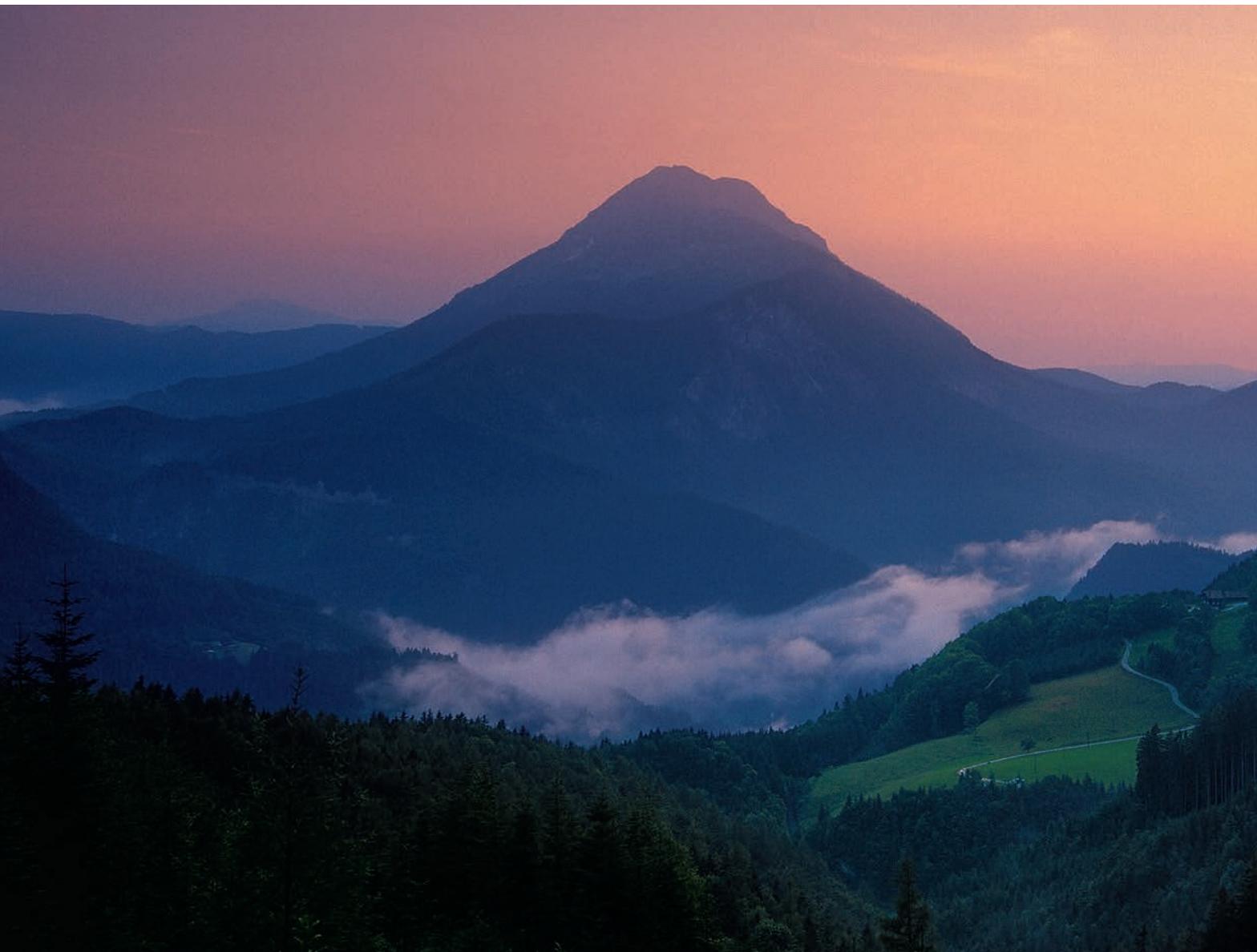
27 Paul Dinkelacker, *Ehrensaal der deutschen Bergsteiger*, in: *Mitteilungen des DuOeAV Nr. 5*, 1. 5. 1935, S. 107 f.

28 Max Rohrer, *25 Jahre Alpines Museum*, in: *Mitteilungen des DuOeAV Nr. 7*, 1. 7. 1936, S. 183–185.

# Die Ötscherregion in den Nördlichen Kalkalpen

Eine Landesausstellung als Initiator für die dezentrale Aufwertung  
einer peripheren Alpenregion

>> *Werner Bätzing*



## Einleitung

Wie die Ausstellung „Alpen unter Druck“ im Alpen Museum in München 2014 anschaulich vor Augen führt, werden die Alpen heute durch Freizeit-, Wirtschafts- und Verkehrsinteressen sehr stark überprägt und unter Druck gesetzt. Sieht man jedoch genauer hin, dann stellt man fest, dass dies gar nicht überall oder flächendeckend geschieht, sondern dass sich die modernen Intensivnutzungen meist auf ausgewählte Alpenräume – auf Gebiete um die Großstädte am Alpenrand und um die Alpenstädte herum, auf gut erreichbare Tallagen entlang von Autobahnen und auf

große Tourismuszentren im Hochgebirge – konzentrieren. Die Räume, die davon nicht erfasst werden, verlieren dagegen viele Arbeitsplätze, weil ihre landwirtschaftlichen, handwerklichen und touristischen Potenziale immer mehr entwertet werden. Moderne Entwicklung bedeutet in den Alpen wie auch anderswo in Europa also entweder umweltzerstörerische Intensivnutzung oder gar keine Nutzung mehr – ein Mittelweg scheint heute kaum möglich zu sein.

Eine dieser Alpenregionen, deren Potenziale seit drei Jahrzehnten immer mehr entwertet werden, ist die Region rund um den Ötscher in den Nördlichen Kalkalpen. Hier wird ein Experiment durchgeführt, was alpenweit einmalig ist und alpenweite Aufmerksamkeit verdient, nämlich mittels einer Landesausstellung eine Alpenregion in umwelt- und sozialverträglichen Formen und auf dezentrale Weise von unten her aufzuwerten. Dieser Beitrag möchte die Leitideen und die dabei bislang gemachten Erfahrungen vorstellen, um Anregungen für andere Alpenregionen zu geben.

## Die Ötscherregion – Lage und Naturraum

Der Gipfel des Ötschers, der der Region seinen Namen gibt, ist zwar „nur“ 1893 Meter hoch, aber es handelt sich um einen sehr markanten Berg, der auf Grund seiner isolierten Lage von sehr weit her – vor allem von Westen, Norden und Nordosten – zu sehen ist. Viele sprechen davon, dass dies der letzte „richtige“ Gipfel der Alpenkette vor dem Ende der Alpen bei Wien (Alpensicht) bzw. der erste „richtige“ Gipfel der Alpen hinter Wien (Wiener Sichtweise) sei. Dieser Berg ist Teil der österreichisch-steirischen Alpen, wie man früher sagte, oder der Türrnitzer und Ybbstaler Alpen, wie man heute sagt, und diese stellen die zweitöstlichste Gebirgsgruppe der Nördlichen Kalkalpen dar – östlich von ihr liegen nur noch Rax und Schneeberg bzw. der Wienerwald, dessen Landschaft aber keinen „alpinen“ Charakter mehr besitzt.

Die Ötscherregion ist dadurch charakterisiert, dass das kleine Ötschermassiv mit dem Ötschergipfel ziemlich genau in ihrer Mitte liegt. Im Westen davon erstreckt sich die 350 bis 600 Meter hoch gelegene Talachse von Ois (Ybbs) – Mitteraubach – Erlauf, im Norden ein randalpines steiles Hügelgebiet mit Höhen bis 900 Meter, im

**Gösing an der Mariazeller Bahn, bestehend aus einigen Bauernhöfen und einem Hotel, liegt dem Ötscher gegenüber auf einer Hangschulter des Erlauftals, aus dem nach einem Gewitter Abendnebel steigt.**

© Werner Gamerith





**Blick vom Hochstadelberg auf die markante Pyramide des Ötschers (1893 m) nach dem ersten Schnee im Herbst**

© Werner Gamerith

Nordosten das Pielachtal mit dem Übergang vom Alpenrand zu den Kalkalpen, im Osten die 800 Meter hoch gelegene Talachse von Lassingbach – Erlauf – Salza und im Süden schließlich ein ausgeprägter Kalksteingrat mit Höhen zwischen 1200 und 1878 Metern (Gipfel des Dürrensteins).

Das so abgegrenzte Gebiet ist 1166 km<sup>2</sup> groß, umfasst 17 Gemeinden mit derzeit knapp 28.000 Einwohnern und erstreckt sich von 317 Meter (Pielach-Fluss am Alpenrand) bis 1893 Meter (Ötscher). Bis auf ein schmales Band am Alpenrand, das aus weichem Flyschgestein besteht, ist die Ötscherregion von Kalksteinen geprägt, die vor allem im Süden die typischen Gebirgsformen der Kalkalpen ausbilden. Allerdings sind diese Kalke hier ausgesprochen vielfältig ausgeprägt und mit zahlreichen Einsprengseln aus anderen Gesteinen durchsetzt, sodass wir eine sehr große geologische Vielfalt vorfinden, die die Landschaft kleinräumig-abwechslungsreich prägt. Eine Besonderheit sind die Wasserläufe: Zum einen gibt es hier eindruckliche Schluchten (Ötschergräben, Vorder- und Hintere Tormäuer), zum anderen hat eine

erdgeschichtlich späte Hebungsphase ein extrem unübersichtliches Gewässernetz geschaffen, das mit den heutigen Talachsen und den dort verlaufenden Bundesstraßen nicht identisch ist, und das daher leicht für Verwirrung und Orientierungsschwierigkeiten sorgt.

Ebenfalls für Verwirrung sorgt die Tatsache, dass die Ötscherregion von zahlreichen politischen Grenzen zerschnitten wird: Der größte Teil gehört zwar zu Niederösterreich, aber der Südostzipfel mit drei Gemeinden liegt bereits in der Steiermark. Und im niederösterreichischen Teil verteilen sich die 14 Gemeinden auf drei verschiedene politische Bezirke (Lilienfeld, St. Pölten Land, Scheibbs). Eine solch zerrissene Situation ist jedoch typisch für viele Gebirgsgruppen der Kalkalpen.

Obwohl die Stadt Wien nur knapp 100 Kilometer Luftlinie vom Ötscher entfernt liegt, ist die Ötscherregion ein abgelegenes und peripheres Gebiet: Die Täler sind oft eng und steil, und es fehlt ein leichter Übergang zwischen dem Alpenrand und der Steiermark, der für den Transitverkehr at-



traktiv wäre. Der einzige Punkt, der in diesem Raum eine überregionale Bedeutung besitzt, ist der Wallfahrtsort Mariazell, der ganz im Südosten der Ötscherregion liegt.

### Die traditionellen Nutzungsformen

Wie die gesamten Kalkalpen stellt auch die Ötscherregion einen Ungunstraum für die menschliche Nutzung dar, weil die Kalksteine nur eine extrem langsame Bodenbildung ermöglichen und das Wasser oft unterirdisch abfließt. Deshalb zählt diese Region zum Jungsiedelraum der Alpen, der erst relativ spät vom Menschen erschlossen wird.

In der vorindustriellen Zeit gibt es hier dreieinhalb wichtige Nutzungsformen:

1. Eine Berglandwirtschaft, vor allem im nördlichen Teil dieses Gebietes, die jedoch mit zahlreichen Ungunstfaktoren zu kämpfen hat und die nicht sehr ertragreich ist.
2. Eine Waldwirtschaft, die die sehr großen Waldflächen im zentralen und südlichen Teil dieser Region nutzt (wenig Umwandlung von Wald-

Landwirtschaftsflächen wegen steilem Relief und schlechten Bodenqualitäten), und zwar entweder als herrschaftliche Waldnutzung (Klöster Lilienfeld und Gaming als Eigentümer) oder seltener als bäuerliche Waldnutzung. Wegen des stark steigenden Brennholzbedarfs der Stadt Wien werden im 18. Jahrhundert große Teile des Waldes in der Ötscherregion in kurzer Zeit abgeholzt und das Holz wird über die regionalen Flüsse zur Donau und bis Wien geflößt. Allerdings verbleibt vom ökonomischen Ertrag dieser Holznutzung kaum etwas in der Region.

3. Der westliche Teil der Ötscherregion gehört seit dem ausgehenden Mittelalter zum Gebiet der „Eisenwurz“ oder der „Eisenstraße“, das vom Klein-eisengewerbe geprägt wird: Am steirischen Erzberg kann in der vorindustriellen Zeit gar nicht das gesamte abgebaute Erz verarbeitet werden (zu wenig Holz, Wasser, Lebensmittel), weshalb ein Teil der Roherze zur Weiterverarbeitung in die Täler der weiteren Umgebung transportiert wird, die im Gegenzug Lebensmittel zum Erzberg liefern. Dadurch entstehen zwischen Göstling und

Der Blick von Annaberg ins oberste Türrnitztal zeigt die typische Landschaft der Ötscherregion mit viel Wald und kleinräumigen Kulturlandschaften.

© Werner Bätzing



Die Nutzung der ausgedehnten Wälder zu Jagdzwecken führte vor gut hundert Jahren zur Anlage zahlreicher herrschaftlicher Forst- und Jagdhäuser, hier in Maierhöfen an der Ois, der späteren Ybbs.

Unten: Das Karthäuserkloster Gaming spielte bei der Besiedlung der Ötscherregion eine wichtige Rolle als „Rodungskloster“.

© Werner Bätzing

Scheibbs zahlreiche Hammerwerke und Schmieden, die Sensen, Sicheln, Nägel und andere Eisenprodukte herstellen und die für zusätzliche Arbeitsplätze und einen gewissen Wohlstand in dieser Ungunstregion sorgen.

4. Der überregional bedeutsame Wallfahrtsort Mariazell zieht regelmäßig große Pilgerströme an, und die Pilger kommen zu Fuß auf mehreren Pilgerwegen durch die Ötscherregion zu ihrem Ziel. Entlang dieser Pilgerwege entstehen religiöse Gebäude, die sich zwischen Annaberg und Mitterbach zu einer Art „barocker Sakrallandschaft“ verdichten, sowie eine Reihe von zusätzlichen Arbeitsplätzen. Diese sind zwar wirtschaftlich nicht dominant, aber sie ergänzen die vorhandenen Nutzungsmöglichkeiten.

Die traditionellen Nutzungsformen in der Ötscherregion entsprechen also nur bedingt dem verbreiteten Alpenbild, weil das Gewerbe hier eine wichtige Position einnimmt.

## Die neuen Nutzungsformen der Moderne

Die Industrielle Revolution bedeutet eine fundamentale Zäsur für alle traditionellen Nutzungsformen, aber es dauert bis etwa 1880, bis die modernen Nutzungsformen die Alpen und auch die Ötscherregion *direkt* erreichen.

1. Die größte Zäsur betrifft das Kleiseisengewerbe: Es gibt in der Region zwar wichtige Versuche, darauf aufbauend eine moderne Eisen- und Stahlindustrie zu entwickeln, aber diese scheitern, so-

dass das Kleiseisengewerbe vollständig zusammenbricht und verschwindet.

2. Die großen Wälder im Klosterbesitz werden im Kontext der Säkularisierung an reiche Privatpersonen (meist aus Industrie und Bankwesen) verkauft. Diese haben an der Holznutzung kein Interesse mehr, sondern nutzen die Wälder zu Jagd-, also Freizeitwecken. Dabei kaufen sie einzeln liegende Bauernhöfe auf und forsten ihre Flächen auf, um ihre Wälder zu vergrößern. Auf diese Weise entfällt die Nutzung der Wälder als Wirtschaftsfaktor. In dieser Zeit wandelt der Bankier und Waldbesitzer Albert Rothschild im Jahr 1875 den Rothwald am Dürrenstein, der wegen des steilen Reliefs und der Abgelegenheit noch nie richtig genutzt worden war, zu einem Waldreservat um; dies ist die Basis des heutigen „Wildnisgebietes Dürrenstein“, des größten Naturwaldes in ganz Österreich.

3. Die Landwirtschaft in der Ötscherregion gerät ab 1870 stark unter Druck, viele dezentral gelegene Betriebe werden aufgekauft und aufgeforstet. Trotzdem bleiben im nördlichen Teil der Region zahlreiche Betriebe erhalten. Lange Zeit halten sie an ihrer traditionellen Selbstversorgung fest (gleichzeitig Ackerbau, Vieh- und Waldwirtschaft), und erst spät setzt hier die Modernisierung ein (Technisierung und Spezialisierung mit Vergrünlandung der Landschaft).

4. Mit der Industriellen Revolution entsteht eine völlig neue Wirtschaftsform in den Alpen, nämlich der Tourismus. Trotz der langen Pilgertradition, die die Region früh bekannt macht, und trotz der markanten Position und Sichtbarkeit des Ötscher Gipfels bildet sich hier ab 1870 nur ein schwacher Tourismus aus, weil die Ötscherregion im Schatten der sehr früh erschlossenen Ziele Semmering und Schneeberg liegt. Selbst als 1907 die Schmalspurbahn St. Pölten – Mariazell eröffnet wird, die die Erreichbarkeit der Ötscherregion sprunghaft verbessert und zahlreiche kleine Hotels und Pensionen entstehen lässt, bleibt der Tourismus insgesamt bescheiden. Auch die kleinen Skilifte und Skigebiete, die nach 1950 bei Göstling, Lunz, Lackenhof, Mitterbach, Annaberg und Puchenstuben entstehen, ändern daran nichts.

5. Mit der Industriellen Revolution steigt der Wasserbedarf der schnell wachsenden Großstädte enorm an. Die Stadt Wien bezieht seit 1873 Wasser mit der „I. Wiener Hochquellenwasserleitung“ aus

dem Rax- und Schneeberggebiet und seit 1910 mit der „II. Wiener Hochquellenwasserleitung“ aus der Hochschwabregion, die direkt im Süden an die Ötscherregion angrenzt und deren Leitung die Ötscherregion durchquert. Aber beide Regionen ziehen keinen wirtschaftlichen Vorteil aus dieser Wassernutzung.

Zusammenfassend kann man feststellen, dass durch den Anbruch der Moderne die Wirtschaft der Ötscherregion erheblich verändert und dabei geschwächt wird. Allerdings fällt diese Schwächung nicht so radikal und tiefgreifend aus wie in vielen Regionen der Süd- und Südwestalpen, die ab 1870 Einwohner verlieren. Die 17 Gemeinden der Ötscherregion verzeichnen zwischen 1869 und 1951 zwar ein Einwohnerwachstum von 23 %, aber dieser Wert liegt deutlich unter dem Wachstum der gesamten Alpen (38 %) und dem von ganz Österreich (54 %). Damit wird die Ötscherregion als Gebiet mit Problemen sichtbar.

## Wachsende Probleme in der Gegenwart

Während die Bevölkerung der Alpen und Österreichs seit 1950 weiter stark wächst, bleibt sie im Ötschergebiet mit etwa 30.500 Einwohnern zwischen 1950 und 1990 nahezu gleich und beginnt dann bis heute zurückzugehen – derzeit liegt die Einwohnerzahl bei knapp 28.000 Personen. Dafür lassen sich folgende Ursachen feststellen:

1. Die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe geht weiter zurück, weil die naturräumlichen Faktoren und die kleinen Betriebsgrößen ein konkurrenzfähiges Wirtschaften heute immer weniger ermöglichen.
2. Der Tourismus, der in den 1970er-Jahren noch eine gewisse Bedeutung gehabt hatte, verliert hier, wie überall in den östlichen Ostalpen, erheblich an Bedeutung, weil er sich immer stärker auf die großen Tourismuszentren konzentriert. Die Übernachtungen gehen in der Ötscherregion zwischen 1985 und 2005 um 25 %, die Bettenkapazität um 28 % zurück. Damit ist der Verlust zahlreicher Arbeitsplätze im Tourismus verbunden.
3. Die Arbeitsplätze im Gewerbe, in der Baubranche und in den Dienstleistungen stagnieren oder gehen leicht zurück. Und da die Erreichbarkeit der Region nicht gut ist und die nächsten dynamischen Städte relativ weit entfernt liegen, wird die

Ötscherregion auch nicht zur Wohnregion für außeralpine Großstädte umgewandelt, so wie es mit anderen Regionen der Kalkalpen im direkten Einzugsgebiet von Salzburg, München, Bregenz, Zürich, Luzern, Bern oder Genf geschieht.

Damit wird die Ötscherregion als Wirtschafts- und Lebensraum weiter geschwächt und entwertet, und es scheint auch für die Zukunft keine Trendwende in Sicht zu sein.

## Die Leitidee der Niederösterreichischen Landesausstellung 2015

Im Bundesland Niederösterreich werden seit dem Jahr 1960 meist im zweijährigen Rhythmus Landesausstellungen durchgeführt, die jeweils in einem anderen „Viertel“ (Most-, Wein-, Wald-, Industrieviertel) stattfinden und die jeweils mehr als 100.000 Besucher anziehen. Mit der Wahl der Ötscherregion im Mostviertel für das Jahr 2015 wird erstmals eine neue Leitidee entwickelt: Die Landesausstellung soll nicht mehr ein einmaliges Ereignis in einer Region sein, sondern sie soll einen entscheidenden Anfangsimpuls auslösen, um eine Region dauerhaft als Lebens- und Wirtschaftsraum in umweltverträglichen und regionspezifischen Formen aufzuwerten.

Dies bedeutet eine explizite Absage an die verbreiteten Versuche, Alpenregionen durch Sportgroßveranstaltungen wie Olympische Spiele oder durch Großprojekte im Bereich Tourismus, Gesundheit, Verkehr zu fördern. Stattdessen wird die

Das offizielle Logo der Niederösterreichischen Landesausstellung 2015 mit der Bezeichnung „Ötscher:Reich“ für die Ötscherregion

© Niederösterreichische Landesausstellung 2015



Aufwertung der Region ganz eng mit dem Regionscharakter und der Umweltqualität verbunden, sodass die regionale Balance von Wirtschaft – Kultur – Umwelt im Zentrum steht. Diese Strategie erwächst aus den jahrzehntelangen Erfahrungen mit der „eigenständigen Regionalentwicklung“, die in Österreich einen großen Stellenwert besitzt und für die die Nutzung der „endogenen Potenziale“ der Region in umwelt- und sozialverträglichen Formen den zentralen Stellenwert besitzt. Daraus folgt der Anspruch, mittels der Landesausstellung 2015 die dezentralen regionalen Potenziale in der Ötscherregion so aufzuwerten, dass sich daraus dauerhafte Impulse für eine nachhaltige Regionalentwicklung entwickeln.

### Zur räumlichen Umsetzung dieser Leitidee

Ausgangspunkt der Leitidee der Landesausstellung 2015 ist es, sie nicht auf einen einzigen Punkt zu konzentrieren, sondern sie so zu gestalten, dass sie dezentrale und flächenhafte Impulse aus-

löst. Dies soll dadurch erreicht werden, dass die Landesausstellung drei Punkte, eine Linie und mehrere flächenhafte Elemente umfasst.

**1. Drei Punkte:** Die Landesausstellung umfasst zwei Ausstellungsorte: in Laubenbachmühle an der Mariazellerbahn (in der neu gebauten Bahnremise) und in Neubruck bei Scheibbs (im ehemaligen „Töpper Schlössl“) sowie zusätzlich das neu zu schaffende Eingangszentrum für den Naturpark Ötscher – Tormäuer mit Infrastrukturen verschiedenster Art in Wienerbruck direkt an der Mariazellerbahn. Während die beiden Ausstellungen am Ende der Landesausstellung wieder abgebaut werden, bleibt das Naturpark-Eingangszentrum, der sogenannte Naturparkcampus „Ötscher Basis“, dauerhaft erhalten.

**2. Eine Linie:** Die Mariazellerbahn wird im Jahr 2010 vom Land Niederösterreich übernommen und seitdem von einer vernachlässigten Nebstrecke zu einer attraktiven Regionalbahn aufgewertet (Sanierung der Strecke, Bau eines Betriebszentrums in Laubenbachmühle, neue Trieb-

Kartenskizze der Ötscherregion mit den wichtigsten Ausstellungsorten

© Niederösterreichische Landesausstellung 2015





wagen). Im Rahmen der Landesausstellung kommt ihr die Aufgabe zu, die Anreise mit der Bahn zu ermöglichen, die beiden Orte Laubenbachmühle und Wienerbruck direkt miteinander zu verbinden und darüber hinaus die Ötscherregion mittels einer landschaftlich sehr attraktiven Eisenbahnstrecke linienhaft zu erschließen. Eine spezifische Gestaltung der Eintrittspreise und der Preise für die Anreise soll dies zusätzlich fördern.

### 3. Flächenhafte Elemente:

- 15 Außenstationen in der gesamten Ötscherregion vertiefen und erweitern direkt vor Ort und in der Landschaft zentrale Inhalte der beiden Ausstellungen. Sie sollen die Ausstellungsbesucher motivieren, die gesamte Region kennenzulernen.

- Der neu konzipierte und entwickelte „Ötscherrundweg“ führt in elf Tagesetappen (mit Übernachtung am Ende jeden Wandertages) auf attraktiven Wegen durch die gesamte Ötscherregion und auf den Ötschergipfel. Er beginnt und

endet in Laubenbachmühle, und der letzte Raum der dortigen Ausstellung ist dem Thema „Aufbruch in die Berge“ gewidmet und leitet direkt zum Einstiegspunkt dieses Weges hin.

- Der bestehende, aber etwas in Vergessenheit geratene „Pielachtaler Rundweg“ mit sieben Tagesetappen wird aufgewertet und sein Verlauf im Bereich Frankenfels leicht verlegt, sodass er jetzt ebenfalls in Laubenbachmühle an der Ausstellung beginnt und endet. Beide Wege werden in einem neuen Wanderbuch, das zur Ausstellungseröffnung erscheint, genau beschrieben. Damit sollen die Ausstellungsbesucher und andere Interessenten motiviert werden, die Ötscherregion selbst aktiv zu entdecken.

- Der „Naturpark Ötscher – Tormäuer“ wird stark aufgewertet (Schaffung eines Naturpark-Managements, Aufbau des Naturparkcampus, Übernahme des Schutzhauses Vorderötscher, das vor dem Abriss gerettet wurde und für viele Wanderungen von zentraler Bedeutung ist), damit er

Der Blick vom Ötschergipfel nach Nordosten Richtung Annaberg zeigt sehr deutlich das kleinräumig-unübersichtliche Relief der Ötscherregion mit ausgedehnten Waldflächen und zahlreichen Wiesen und Weiden.

© Werner Bätzing



### Aufstieg zum aussichtsreichen Ötschergipfel

© Georg Hohenester

Rechts: In manchen Ecken der Ötscherregion hat es den Eindruck, als wäre die gesamte Region vollständig bewaldet, so wie hier beim Blick von Gösing auf die Gemeindealpe, 1626 m, mit ihrem Fernsehturm.

© Werner Bätzing

seine Rolle als wichtiger regionaler Akteur in den Bereichen Umwelt und umweltverträgliches Wirtschaften besser erfüllen kann.

Diese räumliche Konzeption zielt also sehr bewusst darauf ab, die Besucher der Landesausstellung auf vielfältige Weise zu motivieren, nicht nur die beiden Ausstellungsorte zu besuchen, sondern gleichzeitig die gesamte Ötscherregion zu entdecken.

### Zur inhaltlichen Konzeption: Die Region im Zentrum

Die zentralen Inhalte der beiden Ausstellungen, der 15 Außenstationen und der beiden Rundwanderwege bestehen darin, die Ötscherregion in den Mittelpunkt zu stellen, um sie besser zu verstehen. Der Naturraum und seine Besonderheiten (Gesteine, Schluchten, Höhlen, Wasserläufe, Vegetation usw.), die Geschichte der Region und ihre besonderen Entwicklungen (Eisenstraße, protestantische Holzfäller, Pilgertraditionen usw.) sowie die heutige Situation mit allen ihren Schwierigkeiten (Rückgang Arbeitsplätze und Einwohner) und Möglichkeiten (Aufwertung ungenutzter oder zu wenig genutzter Potenziale) sind die zentralen Themen. Daraus entsteht ein faszinierendes Regionsporträt, das zahlreiche Überraschungen und neue Perspektiven enthält.

Allerdings besitzt dieses Regionsporträt keinen Selbstzweck, sondern es verfolgt zwei Ziele:

Das *erste Ziel* besteht darin, die Menschen, die in der Region leben, dazu zu motivieren, sich mit ihrem eigenen Lebensraum, ihrer Heimat, aktiv auseinanderzusetzen und ihn dabei auch auf eine neue Weise wahrzunehmen. Dadurch wird die regionale Identität gefördert und gestärkt, und dies kann dazu führen, dass sich die Menschen stärker als vorher für ihre Region verantwortlich fühlen, sich für sie engagieren und auf dieser Grundlage innovativ werden, um ungenutzte Potenziale aufzuwerten.

Das *zweite Ziel*, das bewusst erst an zweiter Stelle kommt, besteht darin, Tagesbesuchern und Urlaubern die Attraktivität und die Besonderheiten dieser Region näherzubringen. Aber hierbei geht es nicht darum, eine Urlaubsidylle mit Harmonie von Mensch und Natur zu präsentieren, sondern die Region auf ehrliche Weise mit all ihren konkreten Stärken und Schwächen, Potenzialen und Problemen vorzustellen, weil das für die Besucher viel glaubwürdiger und letztlich auch viel anziehender ist, als ein Idyll zu fingieren. Die wirtschaftlichen Aufwertungen, die durch die Besucher möglich werden, betreffen nicht nur den Tourismus, sondern auch Landwirtschaft, Handwerk und andere Branchen, die bei dieser Form der Regionalentwicklung aktiv mit dem Tourismus verflochten werden.

Selbstverständlich kann eine solche Konzeption einer Landesausstellung nur in enger Zusam-



menarbeit mit den Menschen in der Region umgesetzt werden. Die Organisatoren haben deshalb eine zwei Jahre dauernde Vorbereitungsphase in der Region konzipiert, die auf drei Pfeilern ruht:

**1.** Eine Vielzahl von informierenden Diskussionsveranstaltungen in der Region, um die Leitideen der Landesausstellung zu kommunizieren und vor Ort abzustimmen.

**2.** Ein Programm für Regionspartner der Landesausstellung, also für Wirtschaftsbetriebe, die sich mit den Zielen der Landesausstellung inhaltlich identifizieren, dabei bestimmte Anforderungen erfüllen und dafür nach außen als Partner der Landesausstellung auftreten können.

**3.** Eine Ausbildung von Einheimischen zu Natur- und Kulturführern, damit sie Gäste zu den 15 Außenstationen und auf den Wanderwegen der Region begleiten und dabei die Besonderheiten der Region vermitteln können; diese Tätigkeit soll über die Landesausstellung hinaus langfristig angeboten werden.

Diese langfristige und systematische Vorbereitung trägt heute schon (Mai 2014) Früchte: Es hat bereits mehr als 100 Informationsveranstaltungen in der Region gegeben, 160 Regionspartner haben sich bereits zur Zusammenarbeit mit der Landesausstellung verpflichtet und 70 Personen absolvieren derzeit die Ausbildung zum Natur- und Kulturführer. Damit liegen alle diese Zahlen sehr weit über den anfänglichen Erwartungen. Weiter-

hin wurde und wird mit *allen* einschlägigen regionalen Organisationen – etwa 15 – systematisch zusammengearbeitet, wodurch wichtige Synergien ausgelöst werden.

Als Ergebnis lässt sich feststellen, dass bereits ein knappes Jahr vor Ausstellungseröffnung in der Region eine Aufbruchsstimmung entstanden ist, die schon heute beginnt, die Region von innen her zu verändern und neue Kräfte freizusetzen. Und gerade dieser Aspekt macht es noch zusätzlich interessant, die Ötscherregion ab dem 25. April 2015 zu besuchen.

### Literatur (Auswahl)

Bätzing, W. (2003): Die Alpen. Geschichte und Zukunft einer europäischen Kulturlandschaft. München (Neubearbeitung: März 2015).

Baumgartner, B./Tippelt, W. (2013): Ötscher und Ybbstaler Alpen. Berndorf.

Gamerith, W. (2009): Ötscherland. Natur erleben zwischen Bauernland und Wildnis. Innsbruck 2012<sup>2</sup>.

Hoffert-Hösl, H./Bätzing, W. (2015): Ötscher-Wanderbuch. Ötscherrundweg und Pielachtaler Rundweg. Zürich (im Druck).

OeAV (2009): Lunz am See – wo die Ois zur Ybbs mutiert. Innsbruck 2011<sup>2</sup> (Reihe: Bergsteigerdörfer).

Pawlik, H. (2001): Mariazellerbahn in der Landschaft. Wien.

Tippelt, W. (2001): Der Ötscher. Scheibbs 2002<sup>2</sup>.

Der Blick vom Ötschergipfel nach Südosten zeigt im Vordergrund die tief eingeschnittenen Ötschergräben, durch die ein ansprechender Wanderweg führt (Abb. links), und ganz hinten rechts den Pilgerort Mariazell.

© Werner Bätzing, Georg Hohenester (links)

# Autorinnen und Autoren

**Achrainer, Martin**, geb. 1968; seit 2006 ist der in der Wildschönau aufgewachsene Zeitgeschichtler und Politikwissenschaftler im Archiv des Oesterreichischen Alpenvereins tätig. Er hat unter anderem am Buchprojekt „Berg Heil! Alpenverein und Bergsteigen 1918–1945“ mitgearbeitet und die Wanderausstellung „bergauf“ zum 150-Jahr-Jubiläum des Alpenvereins konzipiert.

**Bätzing, Werner**, geb. 1949, nach Studium der Theologie und Philosophie Ausbildung zum Buchhändler und längere Tätigkeiten in Buchhandlungen und Verlagen in Berlin. Ab 1976 wachsendes Interesse für die Alpen. Studium der Geographie an der TU Berlin 1983–1987, 1995–2014 Professor für Kulturgeographie an der Universität Erlangen-Nürnberg mit den beiden Schwerpunkten „Alpen“ und „ländliche Räume“. Seit 1. Oktober 2014 pensioniert, aber weiterhin aktiv engagiert im Rahmen seiner beiden Schwerpunkte.

**Bedin, Vera**, geb. 1973, lebt und arbeitet als Kulturvermittlerin in Bozen. Studium der Pädagogik und Europäischen Ethnologie. Seit 2012 ehrenamtlich als Kulturreferentin beim Südtiroler Alpenverein tätig.

**Beikircher, Ingrid**, aus Sand in Taufers in Südtirol, ist Publizistin, freie Redakteurin und Chefredakteurin des AVS-Magazins Bergeerleben. Seit Jahrzehnten ist sie ehrenamtlich im AVS tätig, derzeit als Vizepräsidentin der AVS-Landesleitung.

**Berger, Frank**, geb. 1957, studierte Geschichte und Germanistik. Promotion 1990. Seit 1985 Kurator am Kestner-Museum Hannover und seit 1997 am Historischen Museum Frankfurt. Gründer der Konrad-Bayer-Gesellschaft. Ausstellungen und Veröffentlichungen zur Numismatik, Regionalgeschichte und historischen Geographie. Ein Forschungsschwerpunkt ist die große österreichisch-ungarische Nordpolarexpedition von 1872/1874 mit Editionen von (bisher drei, künftig fünf) Tagebüchern der Teilnehmer.

**Bolland, Max**, geb. 1976, staatlich geprüfter Berg- und Skiführer und Diplom-Sportwissenschaftler, lebt in Brannenburg im Inntal. Der Profibergführer verbringt auch seine Freizeit am liebsten in den Bergen der Welt, mit besonderer Vorliebe für Rissklettern in Utah, Nicht-Klettern in Patagonien, Abenteuer Routen in den Alpen oder auch kontemplative Stunden mit einem guten Buch in der Hand.

**Brescius von, Moritz**, Historiker (Jahrgang 1984), Studium in Berlin und Oxford, Promotion in Florenz. Zur Zeit Gastforscher an der Universität Cambridge. Seit März 2013 Ko-Kurator einer wissenschaftlichen Ausstellung im Alpinen Museum München über deutsche Indienreisende im 19. Jahrhundert.

**Christoph, Horst**, Dr. phil., geb. 1939, Mitglied des Akademischen Alpenklubs Innsbruck und des Touristenvereins „Die Naturfreunde“, studierte Germanistik und Anglistik an der Universität Innsbruck, lebt in Wien, war Kulturredakteur des Nachrichtenmagazins „profil“ und ist seit seiner Pensionierung als freier Journalist tätig. Zu seinen Themenschwerpunkten gehören Zeit- und Alpingeschichte.

**Dick, Andi**, geb. 1964, ist Dipl.-Ing. (FH) für Umwelt- und Verfahrenstechnik, staatlich geprüfter Berg- und Skiführer, Mitglied der DAV-Lehrteams Bergsteigen und Sportklettern und Redakteur bei DAV Panorama. Er lebt mit Frau und Tochter in Planegg bei München und freut sich an jeder Disziplin des Bergsports. Im Elbsandstein vorzusteigen, findet er spannender als manche alpine Nordwand; nur in Expeditions-Basislager im Schnee zieht es ihn nicht mehr.

**Freudig, Toni**, geb. 1959 in Pfronten, staatlich geprüfter Berg- und Skiführer, Skilehrer und Rettungsassistent. Autor des Buches „Bergrettung“ sowie verschiedener Kletterführer. Er durchstieg zahlreiche berühmte Alpenwände und eröffnete etwa fünfzig Erstbegehungen, vorwiegend in den Tannheimer Bergen, wo er auch eine groß angelegte Sanierungsaktion von Kletterrouten initiierte. In Asien, Afrika und Amerika bestieg er über hundert Berge zwischen 5000 und 8000 Meter.

**Funk, Gaby**, geb. 1957, studierte Germanistik und Romanistik (M. A.) mit Schwerpunkt Literaturwissenschaft sowie Journalismus, organisierte und führte Aktiv- und Bildungsreisen im In- und Ausland. Nach mehrjähriger redaktioneller Tätigkeit als Reisedeputierte und Textchefin bei Printmedien arbeitet sie seit 2003 als freie Berg- und Reise-Journalistin, Buch-Autorin und Übersetzerin. Sie lebt in Oy-Mittelberg im Allgäu. [www.gabyfunk.de](http://www.gabyfunk.de)

**Geiger, Stephanie**, geb. 1977 in Murnau und dort aufgewachsen, studierte in München katholische Theologie, Germanistik, Politologie und Soziologie, promovierte an der Uni Passau über Europäische Governance und volontierte bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Beruflich hat es sie 2006 nach Berlin verschlagen. Wenn es die Zeit zulässt, ist sie in den heimischen Bergen und den Bergen der Welt unterwegs. Darüber schreibt sie in FAZ, Welt am Sonntag, NZZ u. a.

**Heidorn, Gerhard**, geb. 1950, lebt im Allgäu. Seine Entwicklung als Fotograf begann mit dem Fotojournalismus. Schwerpunkte seiner Arbeit sind die Porträt- und Reisefotografie. Auf Expeditionen und Reisen ist er weltweit unterwegs. Für Magazine und Sportartikelhersteller produziert er Bildstrecken im Bereich Outdoor und Bergsport, gelegentlich ergreift er auch das Wort. [gheidorn@t-online.de](mailto:gheidorn@t-online.de)

**Hemleb, Jochen**, geb. 1971, Autor, Drehbuchautor, Fachberater und Übersetzer im Bereich Bergsteigen und Alpinhistorik, nahm als Bergsteiger und Autor an sechs Himalaya-Expeditionen teil. 1999 entdeckte eine von ihm mitinitiierte Suchexpedition am Mount Everest den 1924 verschollenen Himalaya-Pionier George Mallory. Hemleb veröffentlichte zahlreiche Bücher zur Alpinhistorie, zuletzt als Übersetzer und Herausgeber von „Herausforderung 8000er. Die höchsten Berge der Welt im 21. Jahrhundert“ und „Courage. Im Schatten des Nanga Parbat 1934. Die wahre Geschichte des Bergsteigers Hermann Hoerlin und einer lebensgefährlichen Liebe“.

**Horn, Franziska**, geb. 1966, Dipl.-Designerin und ausgebildete Redakteurin, lebt in München. Mit einem Bein in den Bergen aufgewachsen. Nach Stationen als Redakteurin und Chefredakteurin schreibt sie seit 1996 als freie Journalistin über Kulturthemen, Outdoor- und Alpinsport, für Tageszeitungen wie Frankfurter Allgemeine Zeitung, Süddeutsche Zeitung, Der Standard sowie für Magazine und Bücher (Merian). Lieblingsdisziplinen: Hoch- und Skitouren; Reportagen, Interviews und Porträts.

**Kleidt, Stephanie**, M. A., geb. 1951, Kunsthistorikerin und Restauratorin. Langjährige Tätigkeit in verschiedenen Museen, unter anderem als Ausstellungskuratorin mit dem Schwerpunkt Kulturgeschichte. Seit 2000 als freiberufliche Kuratorin in München tätig.

**Klemmer, Axel**, geb. 1963 in Berlin, lebt seit 1968 in München und Umgebung. Seit dem Abschluss seines Geographie-Studiums beschäftigt ihn die Berge auch beruflich: als Volontär bei einem alpinen Buchverlag, als Redakteur der Zeitschriften „Bergsteiger“ und „BERGE“, als Lektor sowie als freier Autor für Fernsehen, Zeitungen und Magazine. Er überstand verschiedene alpinistische Dummheiten ohne äußere Schäden und zieht geeignetes Gelände – egal ob grün, grau oder weiß – dem senkrechten Fels unbedingt vor.

**Klier, Walter**, geb. 1955, langjähriger Redakteur des Alpenvereinsjahrbuches „Berg“ (1995–2002), Schriftsteller, Maler sowie Autor von Führern für Wanderer und Bergsteiger, lebt in Innsbruck. 2008 veröffentlichte er den Roman „Leutnant Pepi zieht in den Krieg. Das Tagebuch des Josef Prochaska“, der mit der Geschichte seines Großvaters den Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie erzählt. 2012 erhielt er den Otto-Grünmandl-Preis für sein literarisches Werk.

**Kriz, Karel**, Dr., geb. 1962 in London (GB), studierte Geographie und Kartographie an der Universität Wien. Seit 1992 ist er am Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien, Kartographie und Geoinformation tätig. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in den Bereichen Web Mapping, GISc, Thematische Kartographie, Hochgebirgskartographie und Geo-Kommunikation. In seiner Freizeit ist er als Skitoureninstructor beim Alpenverein engagiert sowie als Autor von Bergbüchern und Karten-Infoportalen ([www.bergundkarte.at](http://www.bergundkarte.at)) aktiv.

**Darshano L. Rieser**, geb. 1956 im Zillertal, hat rund 300 bohrhakenfreie alpine Neutouren bis zum X. Schwierigkeitsgrad erstbegeben und gilt als einer der Mindmaster der modernen Freikletterbewegung. Die vom Frei-Geist der 1970er-Jahre inspirierte kreative Herangehensweise spiegelt sich im Erreichen neuer Schwierigkeitsbereiche wider, im lupenreinen Stil (keine Bohrhaken, reine Freikletterei, von unten erschlossen), in extrem schnellen Begehungszeiten großer Wände und nicht zuletzt in den fantasievollen Routennamen. Mehr unter <http://darshano.klettergaudi.com>

**Roepel, Malte**, geb. 1962, begann in seiner norddeutschen Heimat mit dem Klettern und zog nach der Schule Richtung Alpen. Zahlreiche extreme Routen, vor allem im Mont-Blanc-Gebiet. Dokumentarfilmer, Autor und Dramaturg. Seine Filme über Wolfgang Güllich und die „Huberbaum“ wurden mit Preisen ausgezeichnet. Der Vater von drei Kindern lebt in Traunstein, Oberbayern.

**Roos, Martin**, geb. 1967, aufgewachsen in Süddeutschland, gehört zu den Stammautoren des Jahrbuchs. Nach dem Studium der Biochemie sattelte er auf Wissenschaftsjournalismus um, den er

seit zwanzig Jahren freiberuflich betreibt. Seit 2013 arbeitet er hauptberuflich als Dozent am Nationalen Institut für Wissenschaftskommunikation in Karlsruhe, wo er vor allem „verständliches Schreiben“ lehrt. Freiberufliches Sammelsurium: [www.pinterest.com/roosreporter](http://www.pinterest.com/roosreporter)

**Rothwangl, Georg**, geb. 1977, ist in der Steiermark aufgewachsen und über Wien nach Tirol gekommen. Seit Oktober 2011 arbeitet er mit Freude im Team von [alpenvereinaktiv.com](http://alpenvereinaktiv.com) für AVS, DAV und OeAV. Ehrenamtlich für die Sektion Austria als Tourenführer tätig und Instruktor Skitouren, Skihochtouren und Hochtouren. Von klein an naturverbunden und reisebegeistert, lebt er mit seiner Frau Leonore am Fuß der Nordkette in Innsbruck.

**Runggaldier, Ingrid**, geb. 1963, aus Gröden, studierte Germanistik und Anglistik in Innsbruck und ist als Übersetzerin ins Ladinische und als freie Publizistin tätig. Sie lebt mit ihrer Familie in Bozen und war viele Jahre Kulturreferentin im Alpenverein Südtirol. Mehrere Radio- und Fernsehproduktionen, Mitglied des Organisationskomitees des Internationalen Bergfilmfestivals von Trient, Mitbegründerin der ladinischen Frauenzeitschrift „GANA. La Usc dles Ladines“, Autorin des Buches „Frauen im Aufstieg“.

**Schröder, Bernd**, geb. 1958 in Bonn, hat in Berlin Musikwissenschaft und Germanistik studiert. Seit 1985 ist er in der Sektion im Bereich der Hütten, der Ausbildung und der Vereinszeitschrift aktiv. Ab 1992 hat er als Hochtourenführer zahlreiche Ausbildungskurse und einige Expeditionen in die Anden durchgeführt; seit dem gleichen Jahr arbeitet er hauptamtlich für die Sektion Berlin und ist seit etlichen Jahren Mitglied im Bundesausschuss Hütten-Wege-Kletteranlagen. Neben der Geschäftsführung der Sektion Berlin gilt sein Interesse der Alpinismusgeschichte Berlins.

**Steger, Gudrun**, geb. 1967 in Kärnten, kam nach Abschluss ihres Studiums in Wien im Jahr 1992 nach Mayrhofen im Zillertal, um hier die Betreuung des Hochgebirgsnaturparkes Zillertaler Alpen aufzubauen. Sie ist verheiratet, Mutter von drei Kindern, arbeitete als Wanderführerin, Naturpädagogin und Lehrerin. Verfasserin der „Alpingeschichte kurz und bündig. Ginzling im Zillertal“ (2010) sowie der Texte im Bildband „Zillertal“ von Horst Ender.

**Steinbach Tarnutzer, Karin**, geb. 1966, war von Kindheit an in den Bergen unterwegs. Die Literatur- und Kommunikationswissenschaftlerin arbeitete in 15 Verlagsjahren in München und Zürich mit zahlreichen Alpinisten zusammen. Seit 2001 lebt sie als Journalistin (u. a. für „Panorama“, „Neue Zürcher Zeitung“, „Geo Schweiz“), Buchautorin und Lektorin in St. Gallen. Zuletzt veröffentlichte sie den Band „Erste am Seil. Pionierinnen in Fels und Eis“.

**Wolny, Lene**, geb. 1977 in Graz, hat in London Publizistik studiert und dabei erkannt, dass sie ohne Berge nicht leben kann. Nach einigen Jahren in Innsbruck zog es sie in den Himalaya. Heute ist sie mit dem Sherpa und Bergführer Karma Lama verheiratet, hat zwei Kinder und lebt in Graz. Gemeinsam organisieren sie Reisen nach Nepal, Ladakh und Südindien.

**Wörz, Ulrich**, geb. 1974, ist seit Abschluss des Studiums der Politikwissenschaft als Möbelbauer, Designer, Senner, Vater und künftig als Lehrer tätig. Als typischer Tiroler von Kindheit an Bergsteiger, Skifahrer und Kletterer, vor allem auch begeisterter Leser von Expeditionsliteratur. Publikationen zu alpinistischen und geisteswissenschaftlichen Themen, u. a. Autor des Lebensbildes von Herbert Tichy im Buch „Herbert Tichy. Das Leben als Reise“.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Nachdrucke von Beiträgen, auch auszugsweise, oder Bildern aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte, auch bezüglich der Beilagen und Übersetzungen, bleiben vorbehalten. Die VerfasserInnen tragen Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.

© 2014

Herausgeber: Deutscher Alpenverein, München, Oesterreichischer Alpenverein, Innsbruck, und Alpenverein Südtirol, Bozen  
Jahrbuchbeirat: Georg Hohenester (DAV), Friederike Kaiser (DAV), Franz van den Loo (DAV), Gerold Benedikter (OeAV), Ingrid Hayek (OeAV), Vera Bedin (AVS)

Inhaltliches Konzept, Text- und Bildredaktion: Anette Köhler, Tyrolia-Verlag, Innsbruck

Grafisches Konzept: Gschwendtner & Partner, München

Layout und digitale Gestaltung: Studio HM, Hall in Tirol

Coverabbildungen: Der Zillertaler Hauptkamm mit Schwarzsee, Berliner Spitze, Turnerkamp und Großem Möesler (Abb. oben); Steinbockkolonie im Hochgebirgs-Naturpark Zillertaler Alpen (Abb. unten); Umschlagrückseite: Die Zittauer Hütte der Sektion Warnsdorf-Krimml des Alpenvereins Österreich, am Fuß der Reichenspitzgruppe; Alle Fotos: © Horst Ender

Lithografie: Artolitho, Trento (I)

Druck und Bindung: L. E. G. O., Vicenza (I)



Dieses Buch wurde auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt. FSC (Forest Stewardship Council) ist eine internationale Non-Profit-Organisation, die sich für eine ökologische und sozialverantwortliche Nutzung der Wälder unserer Erde einsetzt.

Der Mitgliederausgabe liegt die Alpenvereinskarte „Zillertaler Alpen – Mitte“ (ISBN 978-3-928777-59-9) im Maßstab 1:25.000 bei (8. Ausgabe 2014, vollständige kartographische Überarbeitung mit Gletscherberichtigung, Gletscherstand 2009, teilweise 2011 und 2013).

Alleinvertreib für Wiederverkäufer: Tyrolia-Verlag, Exlgasse 20, A-6020 Innsbruck, [www.tyrolia-verlag.at](http://www.tyrolia-verlag.at)

ISSN 0179-1419

ISBN 978-3-7022-3410-2